Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 15 Bänden.

8. Band.

Reisenovellen I.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

1223a
Spl. ad XIV 1812 K

Reisenovellen.

I.

Von

Heinrich Laube.

BIBLIOTHEK DES
Max Boehm,
Dorpat.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Max Boehm,

Inhalt.

Seite

1. Breslau 1
2. Fortsetzung 13
3. Leipzig (1813) 24
4. Rumohr 43
5. Altenburg 50
6. Die Novelle 58
7. Zwickau 70
8. Carlsbad 80
9. Fortsetzung 88
10. Fortsetzung 93
11. Fortsetzung 108
12. Fortsetzung 114
13. Marienbad 123
14. Franzensbrunn 133
15. Baiern 137
16. Die Carlisten 145
17. Regensburg 158
18. München 166
19. Fortsetzung 173
20. Fortsetzung 178
21. Salzburg 182
22. Marc Sittich, der Bischof 187
23. Tirol 196
24. Eine Tiroler Geschichte 200
25. Innsbruck 208

Seite

26. Andreas Hofer 215
27. Der Brenner 224
28. Botzen 231
29. Der Gardaſee 238
30. Fortſetzung 244
31. Fortſetzung 247
32. Fortſetzung 254
33. Malceſini 264
34. Bardolini 268
35. Verona 275
36. Fortſetzung 280
37. Fortſetzung 288
38. Fortſetzung 294
39. Montebello 300
40. Vicenza 313
41. Padua 323
42. Fortſetzung 333
43. Venedig 338
44. Fortſetzung 344
45. San Marco 349
46. Der Dogenpalaſt 353
47. Lord Byron 357
48. Il Campanile 367
49. Adria 374
50. Trieſt 380
51. Von Trieſt nach Wien 385

1.

Breslau.

Und ich zog aus der Heimat und suchte das Glück,
Und kam am Ende zur Heimat zurück —
Ach die Heimat, die Heimat ist schon ein Glück.

Es war ein schöner Sommertag, und ich saß unter dem Schatten eines Birnbaumes am Weiher, und sah den Schwänen zu. Schwäne sind grobe Hautrelief-Gedanken, von weitem viel hübscher als in der Nähe. Sie waren gerade weit genug vor mir unter einer kleinen, gewölbten Brücke, und tändelten und klapperten mit den Schnäbeln um einander her. Wenn ich aber Schwäne sehe, so denke ich an den Süden, und wenn ich an den Süden denke, so denke ich ans Glück und ans Reisen, denn das Reisen selbst ist ein Glück, und nur auf der Reise kann man einmal plötzlich das Glück finden. Das Glück ist nämlich jener einzige Vers, aus welchem der liebe Gott die ganze Erde gemacht hat, und der flattert herum auf der Oberfläche hierhin und dorthin, und wer ihn einmal erhascht, dem stehen alle Seligkeiten der Erde zu Gebote. Da ich nun aber niemals glauben kann, daß ein so schöner Gedanke, wie der Gedanke unserer ganzen Erde, sich anderswo aufhalten könne, als wo die Natur fortwährend empfängt und gebiert, nämlich im Süden, so sehn' ich mich von Jugend auf nach dem Süden. Oft mit großen Schmerzen. Es hat Zeiten gegeben, wo mich keine blauen oder schwarzen Augen ausschließlich beschäftigten; in solchen Zeiten gaben mir die Namen: Italien, Bosporus, Libanon, Fez und Marokko,

Biledulgerid, zu Deutsch: Dattelland, einen Stich ins Herz. Dattelland! wo diese üppige Frucht wächst wie bei uns die ordinäre Kartoffel, ist der Name nicht verführerisch süß! Und in Fez, da soll der ganze Livius zu finden sein, weil ein Bischof oder Erzbischof aus Byzanz sich dahin begeben in Begleitung des Livius. Ich habe nun zwar meine schwachen Stunden, wo ich mich nicht so leidenschaftlich nach dem totalen Livius sehne, aber die geheimnißvollen berberischen Mädchen, und die vortrefflich trabenden berberischen Pferde — wie locken sie mit ihren langen Schleiern, den hochfliegenden Schweifen und Mähnen, dem üppigen Wiehern, wie locken sie einen armen Deutschen, welcher Schöpsenfleisch und weiße Rüben gegessen hat, und am Weiher sitzt, wo die Schwäne ihr verführerisch südliches Spiel treiben.

Ach, und das Hauptwort verschweig' ich noch immer, denn dann ist es gleich mit dem Schreiben aus, und ich muß das Fenster aufmachen, Luft schöpfen und tiefe Seufzer hinausschicken in die Luft. Dann erfaßt mich eine krankhafte Sehnsucht.

Warst du, jugendlicher Leser, niemals im Theater, wenn Mozart's Don Juan aufgeführt wurde, hast du nie den Eid gelesen, sind dir nie die Namen Donna Anna, Guadiana und Cordova geheimnißvoll über die Lippen geflossen? Hast du nie einen zauberischen Schauer empfunden, wenn ein Mädchen mit ihren weichen Lippen vom Schatten am Guadalquivir sprach?

„Aber in Spanien!" — Ja Spanien, das ist das Zauberwort des Südens, wornach meine Seele lechzt von früher Jugend auf. Im alten Maurenreiche Granada, unter den vornehmen Granatbäumen zu liegen, auf dem Rücken zu liegen, und die Zegris und Abencerragen vorüber reiten zu hören, am Thore des Alhambra zu stehen gegen Abend, wenn der Maurenkönig herausreitet auf dem echten Racepferde mit stahlschlankem Fuß und arabisch geistreichem Stutenkopfe. Der König sieht ernsthaft, weise und schön aus wie der Koran, und neben ihm

reitet seine goldene Tochter mit der überirdischen Schönheit, und sie läßt leise eine Rose bei dir herabgleiten, und in der weichen, maurischen Nacht, wo alle Sterne heiße Liebesverse herunterhauchen, wo die Springbrunnen schwellende Küsse brüseln, in solcher Romancen-Nacht giebst du der goldenen Tochter in den mysteriösen Gärten des Alhambra die Rose wieder, die Rose von Damascus. — —

Da kam schweißtriefend der Breslauer Briefträger über die Brücke, gab mir einen Brief, verscheuchte die Schwäne, verlangte zwei und einen halben Silbergroschen, und sagte, der Sommer sei doch eine schlechte Jahreszeit von wegen der Hitze.

Das Postzeichen war nicht Spanien, sondern Leipzig, und ein Freund schrieb mir, ob ich denn nicht bald käme, die ganze charmante Weltgeschichte ginge vorüber, und wir würden am Ende gar nichts mehr sehen, vor einigen Tagen — es war im Juni 1831 — sei erst wieder eine ganz erkleckliche Revolte in Paris gewesen. Statt bei solchen Dingen gegenwärtig zu sein, säßen wir in Deutschland, und ich wohnte obenein an der polnischen Grenze, wo die Bauern kaum noch deutsch verstünden; ob ich mich denn nicht schämte!

Ich lief hastig auf mein Zimmer, und schrieb dem Alphons: ich schämte mich. Dann packte ich meinen Koffer und war nur unschlüssig, ob ich meine unsterblichen Manuscripte mit den Weltverbesserungsgedanken auch einpacken sollte. Denn die Welt ging also im Galopp, daß ich mich immer wunderte, wie man noch Bücher schreiben könne, und während ich selbst welche schrieb, dachte ich immer: das kommt ja doch Alles zu spät, deine Reformgedanken werden nicht so schnell gedruckt werden können, als die Reform eintritt, es wird moutarde après dîner sein. Aber der kleine Paul, mein neunjähriger, leider auch schon revolutionärer Stubenbursche, gab den Ausschlag, und sagte, es sei ja Schade um die viele Philosophie, welche ich geschrieben hätte, ich sollte sie doch mitnehmen.

Und am andern Tage nahm ich Abschied, auch von meinem kleinen Litthauer, der mich so oft getragen, von der Bibliothek, namentlich von der schönen Gräfin Agnes in den Memoiren des Freiherrn von S—a, von den Schwänen an den Trauerweiden am Weiher. Sie hatten mich immer an die Weiden von Babylon erinnert, an denen die Juden, das unglücklichste Volk der Erde, ihre Harfen aufhingen, unter denen sie weinten. Und als man mich fragte, wohin ich denn eigentlich reisen wollte, so sagte ich „nach Babylon zu den Harfen", denn in jenen Harfen hängen noch große, mark- und welterschütternde Lieder, welche nie ein Mund ausgesprochen hat, ob ihrer zerschmetternden Kühnheit und Traurigkeit. Ich habe Muth, und will sie holen, um den Juden wenigstens ihr Testament zu retten.

So schied ich, versprach dem Paul, ihm Wasser aus dem Euphrat mitzubringen gegen die Sommersprossen seiner Schwester, und fuhr neben der Oder hin die kurze Strecke nach Breslau hinein.

Der Süden, der Livius in Fez, Spanien, ach Spanien, das purpurgoldene Paris, Babylon, Leipzig, alles das trieb sich bunt in meinem Herzen um, nur eins wußte ich: das Glück wollt' ich suchen, und zu dem Ende mir einen Platz auf der Schnellpost bestellen.

Der Wagen rollte am Dome vorbei, das ist ein eigenes katholisches Stadtviertel, menschenleer und still im Verhältniß zum übrigen wogenden und fluthenden Breslau. Hier steht immer eine große Kirche nur fünfzig Schritt von der anderen, gekreuzigte Christusbilder verkümmern den Sonnenschein; purpurrothe Meßner kriechen wie gekochte Krebse an den Mauern hin, die kleinen blauschwarzen Kirchenfenster blinzeln wie falsche tückische Augen, die christliche Verzweiflung ist rings verbreitet. Wenn ich nicht sehr frischer Laune war, so wagte ich mich in Breslau niemals hinaus auf den Dom; es fiel mir immer ein Verbrechergefühl auf die Brust, wenn ich diese steinerne Betrübniß und

Zerknirschung sah, es war mir, als hause die Pest in diesem Stadtviertel.

Aber hundert Schritt weiter umfängt Einen das rauschende Breslauer Straßenleben, man wirft den Alp von der Brust. Ich sprang vom Wagen und lief auf die Promenade, ich wollte Alles noch einmal sehen, ich wollte Abschied nehmen von all' den Plätzen und Aussichten, wo ich mich gefreut oder gelangweilt hatte. Denn Alles, was man verliert, ist sehr schön.

Die Breslauer Promenaden sind poetisch, in Deutschland sind vielleicht nur die Frankfurter schöner, und der Hamburger Stieg und die Wiener Bastionen sind vielleicht allein so Gedanken weckend, Wünsche hebend als die Breslauer hochgelegenen Anlagen.

Auf der einen Seite schwimmt der Dom mit seinen Kreuzen, seinen Pfaffen, seinen platt viereckigen Thürmen mit seinem ganzen Katholicismus in der breit hinschwellenden Oder. Eine gebrechliche Brücke verbindet ihn noch mit der lebendigen Welt, sonst ist er isolirt von der Menschheit. Diesseits der Brücke ist der Breslauer Katholicismus ein munterer Weltgeistlicher mit nachgiebigen vernünftigen Ansichten, der des Nachts die Augen beide zudrückt.

Das sind Rücksichten, welche ich dem Dome schuldig bin; ich wende mich aber nun auf die andere Seite der Promenade um vorwärts zu sehen. Da gießt sich von der Taschenbastion meine ganze schöne Heimat, das bergblaue Schlesien von Morgen nach Abend, und lehnt liebeslustig das Haupt an den geharnischten langen und hohen Sudetenritter, der ausgestreckt liegt von den Karpathenpässen bis an die sächsische Grenze.

Schlesien gehört von Natur unzweifelhaft zu Polen, es ist nur ein Glückskind Deutschlands. Die Oder ist fast durch ganz Schlesien ein polnischer Fluß, an seinen Ufern, auf seinen Wellen vernimmt man lauter polnische Worte, die ihr zu Ehren wasserpolnische genannt werden. Die Breslauer haben die Polen

niemals geliebt, und das alte Sprichwort geht in Schlesien nicht unter: „In Polen ist nicht viel zu holen“. Aber die polnische Sprache klingt wirklich bis ans Breslauer Universitätsgebäude; das ist der deutsche Markstein.

Ich habe mich auch nie der trüben historischen Ahnungen entschlagen können, wenn ich auf leichtem Wagen mit rastlos eilenden sarmatischen Pferden ostwärts über die Fläche hinfuhr. Da herüber aus dem tiefen Osten sind die Hunnen, die Alanen, die Vandalen, die Gothen, die Tartaren und die Kosaken gekommen, Flüsse sind keine Grenzen, die Kosaken schwimmen durch die Flüsse, der ganze preußische Staat, mit Ausnahme der Rheinprovinzen, schläft bei offenen Thüren, erst das übrige Deutschland ist durch Berge verschlossen.

Es ist ein wehrloses Land und Warschau ist am achten September gefallen. Auf den Ebenen zwischen Stettin, Königsberg und Breslau wird über Kurz oder Lang der vorletzte große Krieg geschlagen werden, hier wird der Ost und West zusammentreffen. Ebenen sind ein Uebelstand, Flächen ein Unglück. Es ist in Preußen sehr viel Intelligenz, aber der Boden ist flach, es fehlt an Höhen; der Krieg hat den gefährlichsten Instinct. Ach, und auch der Krieg wird prosaisch, alles Heldenthum hört auf: ein wenig realistische Wissenschaft und Geld thut Alles. In einigen Jahren werden Eisenbahnen und Dampfwagen die Kriege entscheiden, und der letzte Tropfen Blut wird der Welt ausgepreßt. Es war Zeit, daß ich auf Reisen ging, die weiten unbekannten Länder sind der letzte Athemzug der Poesie, die Poeten gehen rettungslos unter.

Ehre, Ruhm, Liebe, die ganze Romantik, welche sonst Staaten und Menschen hob und hielt, ist verbraucht, die alte Poesie ist an Entkräftung gestorben, das neue Lebenselement ist das Geld, und noch einmal das Geld.

Das Gold ist Mittelpunkt, das Gold ist Blut geworden. Wem es gelingt, Poesie daraus zu machen, der ist unser modernster Dichter.

Dieser letzte Gedanke peinigte mich, als ich zu Breslau von der Taschenbastion herabsah auf den im Abendroth blitzenden Palast eines schlesischen Grafen, welcher dicht an der Bastion steht, und glatt und stolz hinausblickt in das gesegnete, in grüner Ueppigkeit wogende Land. Auf dem Balcon, welcher mit einem purpurnen und goldenen Baldachin bedeckt ist, stand ein stolzes adeliges Frauenbild. Ich kannte sie, und wußte, daß sie von der adeligen Herrlichkeit des Palastes und von dem nobeln Geschlechte der Ritter und Barone träumte.

Von der Promenade herein aber bog ein schwerer Mann in schwarzem Frack. Aus seiner Weste quollen dicke goldene Uhrgehänge, die bis zu mir heraufblitzten, und er blieb stehen vor dem großen Palais und besah es aufmerksam, zählte an den Fingern und nickte mit dem Kopfe. Auch ihn kannte ich. Es war ein sehr bürgerlicher Banquier, und man sagte, daß er damit umginge, gelegentlich den Palast zu kaufen. Als ihn das adelige Frauenbild erblickte, griff sie hastig nach ihrem Taschentuche und verschwand. Die Sonne ging eben unter, und der alte Zobten vor mir dampfte dunkelblau, das ferne Riesengebirge lächelte unverständliche Worte. O, die Berge sind gar klug: sonst klangen nur Rittersporen auf ihnen, jetzt verkaufen sie Kaffee und Weißbier, sonst waren sie unzugänglich, jetzt betastet jeder Tertianer ihre keuschesten Stellen. Die Aristokratie ist todt, der Verstand und das Geld, zwei platte Gesellen, ziehen in die Schlösser, regieren die Welt. Die Berge wissen's und schweigen, die Adeligen wollen's nicht wissen, und gehen zu Grunde, denn vom Adel kann man nicht mehr leben, wie sonst; die adeligen Frauen weinen, und werden interessant. Wenn sie aufgeht und wenn sie sinkt, ist die Sonne am schönsten. Ein romantischer Dichter muß heut zu Tage adelige Damen lieben; in solcher Liebe allein wohnen noch Romanzen und Balladen.

Und es ward dunkel auf der Bastion. Die ausländischen Bäume auf der Promenade sprachen mit ihren Blüthen und Düften herauf zu mir wie mit Liedern in fremden Sprachen.

Die Blüthe ist des Baumes Gesang. Eine Nachtigall fing langsam an zu singen in den nahe liegenden Gebüschen. Liebespaare strichen küssend an mir vorüber, in dem Palaste drüben sang eine schöne Stimme zum Klavier. Ich glaube es war Hektors Abschied, und der dicke Banquier mit den strotzenden Uhrgehängen erschien mir als Achill mit den unnahbaren Händen. Mir ward so fremd heimatlich zu Muthe, der Mond ging auf über die Sündenstadt und das weiche, fruchtbare Schlesien, ich hätte weinen mögen, daß ich Abschied nehmen sollte von dem lustigen deutschen Winkel zwischen Böhmen, Ungarn und Polen, von dem Lande, wo ich zuerst geathmet, zuerst geliebt, zuerst gedichtet hatte.

Ich stieg in die Gassen hinab, wo es wimmelt und fluthet von weißen Schürzen, fragenden Augen, trotzigen Waden, durch welche die Jünglingsblüthe Breslau's prüfend mit halbgeschlossenem Augenlide hinstreicht. Ernst wandelt der Nobile, den Hut tief im Gesicht der hoffende Referendarius, dreist Bruder Studio, schüchtern der Theologe durch die Ohlauer Straße und hält nächtliche Heerschau, und erspäht die Räumlichkeit und die Gelegenheit, durch den Wink der Parole einen Deserteur zu gewinnen. Da kam auch Julia mit den schwarzen Capuletti-Augen, ein elegisches Mädchen mit christlichen, sanften Gefühlen allgemeiner Menschenliebe. Sie lispelte „Romeo!" Schweig' Julia, sagte ich; Romeo ist todt; er ist in Spanien, ich kaufe Dir heute die letzten Bonbons.

Sie sah mich fragend an, und wollte wissen, wie weit es bis Spanien sei, und ob sie mitreisen könne. Nein, mein Kind, sagte ich ihr, es ist sehr weit. — „Weiter als Mezibor?" — Weiter als Mezibor, und auf einer ganz andern Seite, und es ist auch sehr lange her, Julia, daß ich für Dich schwärmte. Die Zeit ist lang und der Weg ist weit, Gott schütze Dir Haupt und Schooß, schwarzäugige Julia, hier sind die letzten Bonbons. Und wenn sich wieder einer so thöricht in Dich verliebt, wie ich es that wegen der Madonnenfalschheit Deiner Züge, und Dir

auch Bonbons schenkt, so denke mein; ich küsse dann andalusische Mädchen. Sollte Dir's aber schlecht gehen, so vergiß mein, denn ich habe Dir's prophezeiht; zerre nicht so an meinem Rock, und weine nicht italienische Thränen, mein Herz ist längst todt, und liegt mit meinem Glauben im Sarge.

Ich bog in die Bischofsstraße hinein, Julia stand an der Ecke des rothen Hirsch, und streckte bittend die Hände aus, und ich sah's beim Mondschein, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Sie trug das historische schwarzseidene Kleid, von welchem so viel gesprochen worden war, und nach dem dunkeln Shawl, welcher ihre blendende Schulter bedeckte, schmachtete mancher Jüngling des lustigen Breslau. Ich hörte es, wie ihr die letzten Bonbons auf die Steine fielen, als sie die Arme ausstreckte, aber ich hüllte mich in meine unwandelbare Tugend und schritt weiter.

Die Pfaffen gestatten zu Breslau kein legitimes Heidenthum, drum nimmt sich Alles, was ein gefühlvolles Herz hat, des verpönten Götterdienstes an, und Bacchanalien und Orgien aller Art erfüllen Breslau's Straßen und Nächte. Ein moralischer Protestantismus und gefälliger Katholicismus halten einander hier die Wage, und der letztere wiegt noch etwas schwerer — so ist Breslau eine der liberalsten Städte geworden. Sein Umfang ist groß, seine Häuser sind hoch, es giebt verborgene, weitabgelegene Straßen, es ist noch viel Romantik in den Mädchen aller Stände, alle dunkeln Hausthüren und Hausflure sind des Abends belebt, die Jünglinge suchen Abenteuer, die Mädchen erwarten sie, es werden plötzliche Bekanntschaften gemacht, wie in der buntesten Ritterzeit; man frägt nach keinem Namen, es ist noch Duft, noch Straßenpoesie in Breslau. Die Geliebte wohnt draußen, weit draußen, jenseits der Oder, hinter der Elftausend-Jungfrauen-Kirche, der Geliebte schläft diesseits, weit drüben, hinter den „Barmherzigen Brüdern", und des Abends reisen sie einander entgegen bis in den breiten Schatten des Jesuitencollegiums, wo Tag und Nacht die sieben freien Künste und unfreien Wissenschaften gelehrt werden, was heut zu

Tage Universität heißt. Sie wissen nichts von einander, als daß sie sich sehr lieben, und wenn die Liebe aufhört, so kommt einige Abende nur Eins von Beiden in den Schatten der Universität, und dann verschwindet auch das, und ein neues Paar erscheint. Das ist der Lauf der Welt. Haben sie sich aber vielleicht zwei Abende nur verfehlt, so hat das Schicksal sie getrennt, und sie suchen sich eine Zeit lang umsonst in dem weiten Breslau, und finden sich einmal zufällig nach einem Jahre wieder, und erkennen sich nicht mehr, oder beginnen als Fremde eine neue Liebschaft.

Das ist Breslauer Straßenpoesie. Es werden unglaublich viel Verse in Breslau gemacht, die besten läßt man nur nicht drucken. Schlesien und Schwaben, die östlichen und westlichen Zipfel von Deutschland, produciren immer die meisten deutschen Dichter; nach den Grenzen hin sprechen die Leute immer am eifrigsten, um die Sprache zu retten, dort im Westen vor den Franzosen in Paris, hier im Osten vor den Franzosen des Nordens. Und damit kein Unglück geschieht, hat man einen Abzugskanal gegraben und einen schlesischen Musen-Almanach gestiftet, wo jeder brave Schlesier seine Verse loswerden kann für ein Billiges, und Dichtervereine und Künstlergesellschaften sind ein stehender Artikel in Breslau. Es wird gereimt, gedichtet, verdünnt, recensirt, geraucht, geschnupft, als müßte die ganze Welt damit versorgt werden. Namentlich blühen die Charaden und erfreuen sich enthusiastischer Theilnahme, und der Mond hat sehr großen Anhang. Er scheint aber auch sehr schön in Breslau zwischen die himmelhohen Häuser hinein, auf die breiten Wasserspiegel und die verschwiegenen Gebüsche um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der so charmante Lieder schreibt, versicherte mir immer, der Breslauer Mond sei von ganz besonderer Qualität, bei weitem nicht so abgenützt, als an andern Orten. Und wenn ich zu ihm kam, das heißt zu Wackernagel, so schrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Ueberschrift war immer: „Es spricht der Mond“. Nur in Breslau weiß man, wie der

Mond sich äußert. Dabei saß Wackernagel immer in einem langen, höchst langen preußisch-Freiwilligen Mantel auf dem Sopha, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalterlich um Kopf und Gesicht, er sah aus wie ein Schüler Osterdingens, der nur des Mondes wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In seinen großen, deutschen, harmlosen Zügen, in dem klaren, blauen Seherauge lagen alle die schönen Dichterworte, die er noch singen und schreiben wollte.

Wenn ich zu Wackernagel kam, da sind mir immer die reichen, fahrenden Poeten Deutschlands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetischen Geheimnisses in der Brust, mit leerer Tasche und singendem Munde durch die Welt ziehen, Mangel leiden, und doch Alles lieben, immer die süße, göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel ist einer von denen, welche mit brünstiger Liebe und gesundem Kopfe die alte deutsche Poesie studirt und durchgesungen haben. Er ist eine Autorität im Altdeutschen, und auf einer Kegelbahn ist's gewesen, wo er das Nibelungenlied und den Percival und Titurel bis in die innersten Falten gelesen hat, auf einer Kegelbahn in Berlin hat er sich, in Ermangelung einer andern Wohnung, häuslich einrichten müssen, dort hat er, in seinen Freiwilligen-Mantel und seine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht gesessen und studirt und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einen alten schwarzen Rock hat er zuweilen vorsichtig abgestäubt, und ist hinaufgestiegen in die goldenen Säle der vornehmen Berliner, um sich zu wärmen, und die Bibliotheken zu ordnen, und die alten, schweren Bücher zu stellen, von denen sie nichts verstanden.

Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm gesehen, und doch war er immer glücklich, das heißt poetisch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit, doch schrieb er mir immer die heitersten, vornehmsten Billets auf spiegelglattes Papier mit saubern römischen Buchstaben, nahm Holtei's Liederspiele gegen mich in Schutz, und träumte von einem griechischen Lustspiele, das er nächstens in deutscher Sprache schreiben wollte. Der liebe

Wackernagel! Ich war damals ein dummer Menſch, der ihm nicht glauben wollte, daß Goethe's Taſſo mehr werth ſei, als Schiller's Braut von Meſſina, und ich hatte mich deshalb ein Vierteljahr lang auf Tod und Leben mit ihm herumgeſchlagen in den Breslauer Zeitungen. Da erweichte er eines Tages mein vandaliſches Herz durch eine ſchöne, innige Ghaſele, und ich ging, um ihm meinen erſten Beſuch zu machen. Er wohnte bei dem berühmten Chemiker Runge, und aß alle Tage Schöpſenfleiſch mit ihm. Runge aß nämlich einige Monate lang nichts als Schöpſenfleiſch, um zu ſehen, was dabei aus ihm würde, und Wackernagel litt geduldig mit, als Opfer der Experimental-Chemie, aß mit Runge Schöpſenfleiſch, und ließ den Mond ſprechen.

Seit der Zeit denk' ich bei Schöpſenfleiſch immer an Runge, der ſtets geſund war, wie ein geiſtreicher Quäker ausſah, und aus einem kleinen Stummel heftig Tabak rauchte, wenn er nicht Schöpſenfleiſch genoß; und an Wackernagel denk' ich, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der ſo ſchöne Lieder ſchien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gaſſen ſchlüpfte. Auch damals fielen mir lauter ſüße Wackernagel'ſche Verſe ein, und ich ſtand ſtill am Graupenthurme, in deſſen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondſcheine ein weiches Abſchiedslied.

Leider hab' ich's vergeſſen, es war aber ſehr ſchön und ging nach der Melodie:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn traulich grüßen,
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr.

Ach, ſehr!

2.

Fortsetzung.

O lass' mich lauschen, lass' mich lispeln, kosen
Mit dir, du Geist der Mondscheinnacht!
Du hast mit deinen Lilien, deinen Rosen
Den Geist der Liebe mir gebracht.

Hoffmann von Fallersleben.

Wenn ich's beschreiben könnte, wie schön an meinem letzten Abende in Breslau der Mond schien, so hielten mich die Leute für Mond—süchtig. Denn ich empfand wirklich eine lebhafte Sehnsucht nach dem Monde, und ich hätte mich auf das Pflaster legen und den Schein küssen mögen. Aber es hatte kurz vorher ein Wenig geregnet, darum that ich's nicht. Die nüchternen Leute, welche in einer Passion für den Mond viel Ueberschwenglichkeit und wenig Vernunft finden, mögen sich beruhigen. Für gewöhnlich lieb' ich den Mond nicht: er ist mir zu bleich, zu schwindsüchtig, zu kraftlos, zu monoton, zu langweilig. Es stehen noch einige Adjective zu Diensten, wenn's sein muß.

Aber wenn ich einen Raum zum ersten oder letzten Mal sehe, dann ist der Mondschein sein Himmelsnimbus, dann macht er Alles so weich, so fromm, so rührend. Es war mir damals am Graupenthurme in Breslau, als sähen mich all' die lieben Augen im Strahl des Mondes an, welche mir jemals in zärtlicher Neigung zugewendet waren. Ich konnte die Züge nicht ordnen, nicht unterscheiden, aber es war ein süßes Gewirr von all' den Mienen, welche meinem Herzen wohlthun, es in süßem Weh bewegen.

Kuß auf Kuß warf ich dem Monde zu. Ich fühlte, daß der Abschnitt all' meiner Jugendneigungen mit diesem Mondschein zu Ende ging, des andern Tages reiste ich in die Welt, nach Spanien, Babylon und Leipzig; ich mußte Abschied nehmen von all dem, was der Mond mich küssen sah.

Hinter mir, im Schatten des Graupenthurmes, stand ein langer Mann mit gekreuzten Armen und sah ebenfalls in den Mond. Langsam kam er heraus in den hellen Schein. Wiederum das Bild eines Minnesängers. Breslau hat in vielen schweigsamen Winkeln ungewöhnliche, ernsthaft ganze Figuren, es hat viele Blätter, die noch Niemand umgewendet hat, noch viel unberührte Jugend.

Der Mann war lang, unsicher lang, ein magerer grauer Mantel verhüllte kaum die Länge, und er hatte einen Kopf wie ein ernsthafter Vogel, weit flogen im leichten Abendwinde die weichen Haare davon wie wogende Schwungfedern. Fein, spitz und klar wie Luft formten sich nach vorn die saubern Gesichtszüge voll kindlicher Unbefangenheit, und die sanften, ahnungsreichen Augen sahen mild wie zwei glückliche Sterne drüber hin. Ein schwarzes Napfmützchen deutete darauf hin, er sei ein Scholiastenvogel, der sich mit Weisheit nähre; aber in freien Stunden singt er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und der ist ihm schön gewachsen.

Wir gaben einander die Hand, und sprachen über den Mond, und er konnte mir nicht genug beschreiben, wie schön sich der alte Mond ausnehme in der großen Bibliothek, in welcher er wohnte. Hoffmann von Fallersleben war damals Custos der Breslauer Universitäts-Bibliothek, und er lud mich ein, mit ihm zu gehen.

Es that mir sehr leid, diese Einladung abschlagen zu müssen, aber ich hatte noch gar zu viel Besuche zu machen, und den Mond brauchte ich nothwendig dazu. Ich versicherte Hoffmann, daß es in Breslau sehr viel Fenster gebe, große und kleine, an welche meine Blicke und der Mond heut noch klopfen müßten. Er nickte mit dem Kopfe, denn er ist ein Dichter. Ach, die Geschichten von den Fenstern, aus welchen die Lockenköpfe und die weißen Hände sehen, diese Geschichten sind nicht eben lehrreich, aber sehr schön. Hoffmann sagte, das hätte seine Richtigkeit, und er freute sich immer, wenn

er mich mit den unternehmenden Augen und Schritten sähe, die Klassiker auf der Bibliothek brächten zwar schöne Lieder, aber wenig reelle Küsse, der Mensch lebe doch nicht vom Brot allein — —

Freilich, freilich — dies Capitel würde uns zu weit führen, lieber Professor, mich rufen die Fenster!

Und er wünschte mir glückliche Reise nach Spanien, und verlangte, ich solle ihm drei anständige Balladenthemata aus Granada schicken mit der ordinären Post, aber nicht zu leichtfertige, bat er noch hinterdrein.

Ich hab's ihm versprochen. Damals blieb er noch stehen auf der kleinen Brücke am Graupenthurme, die großen Augen ernsthaft auf den Mond richtend. So ist er mir im Gedächtniß geblieben, die schöne Mondscheinstatue eines nordischen Sängers, an welcher kindliche Träume auf- und niederklettern. Ich weiß nicht, wenn er nach Hause gegangen ist.

Durch unterschiedliche Gassen ging mein Lauf, und der gute Mond lief wie ein lustiger Pudel mit mir, und blieb stehen, wenn ich stehen blieb. Ich blieb aber oft stehen. Ach, hinter den meisten Fenstern waren weiße Grabesgardinen; in ein paar Jahren ändert sich viel. Man sieht sich, man begegnet sich, man sucht und findet sich — man verliert sich. Mein Gott, die Stadt ist groß, und das Auge ist kein Philister, es ist frevelhaft, die Schönheit der Welt nicht in ihrem größtmöglichen Umfange zu würdigen.

Wie der Mond lachte vor einem großen Hause auf der Albrechtsstraße, der Schalk! Da wohnte einmal während eines milden Sommers, wo Alles reif ward, ein Mädchen, schlank und luftig wie ein Reh, im zweiten Stock, ich wohnte aber im dritten, und ich war ein Student. Des Morgens machte sie mit Geräusch ihr Fenster im zweiten Stock auf, und nun öffnete ich das meine im dritten Stock, und sang hinab:

Ich war, wenn ich erwachte ꝛc.

Da sah sie herauf, und lächelte, und ich sah hinunter, und lächelte auch. Wenn wir aber ausgingen, so schlugen wir heftig die Thüren zu, und dann begegneten wir einander auf dem Saale. Dann sagte ich: „Schön guten Morgen, mein Fräulein", und sie erwiderte: „Ich wünsche Ihnen, wohl geschlafen zu haben". Später im Laufe des Sommers sagte ich ihr mehr, unter Anderm auch, daß ich nicht wohl geschlafen hätte. Wir begegneten uns auf dem Markte, und ich kaufte ihr verrätherische Blumen, es kamen die schönen Sommerabende, ich sang zur Guitarre himmlische Lieder an den Abendstern von Richard Roos, Theodor Hell, dem Naturdichter Hiller, oder sonstigen ausgezeichneten Deutschen, ich sang sehr, und spielte dazu die Guitarre. Zuweilen begegnete mir's in der Hitze des Gefechts, daß ich falsche Accorde griff, aber solch ein gemeiner Vorfall störte unsere edleren Gefühle nicht, meine Geliebte hatte auch glücklicherweise ein verwahrlostes musikalisches Gehör, und konnte nichts singen, als: „Du, du liegst mir im Herzen", und auch dabei erlaubte sie sich immer einige musikalische Freiheiten.

So kam der Spätsommer, und wir freuten uns schon sehr auf die langen Abende. Da näherte sich mir eines Abends auf eine ernsthafte Weise meine Wirthin, und erklärte, daß sich bedeutende Differenzen zwischen uns vorfänden, namentlich wegen der Miethe. Ich studirte zur damaligen Zeit Theologie, und äußerte mich sehr sanft. Die gute Frau hatte aber wenig Religion, sprach von Mangel an Solidität, und nöthigte mich, plötzlich auszuziehen. Sie war von sehr niedriger Gesinnung und ohne alle Poesie. Ich habe ihr das später vor dem Universitätsgerichte auseinandergesetzt, aber ausziehen mußte ich damals. Bei solcher Verwicklung der Verhältnisse vergaß ich meine gefällige Nachbarin mit den Rehaugen und dem schlanken Wuchse, ich kam in ein ganz anderes Viertel der Stadt, wo ich an der weiteren Ausbildung meiner früheren Gefühle behindert wurde.

Der Mond trat ungeduldig hinter die Häuser der Albrechtsstraße, ich mußte weiter. Ich kann nicht im Detail fortfahren,

sonst würde meine Abreise zu lange aufgehalten, ich kann nur bemerken, daß in jener letzten Breslauer Nacht der Nachtwächter manches abgelegenen Viertels unruhig wurde, weil ein Mann so lange vor manchem kleinen Hause stehen blieb. Die Breslauer Nachtwächter sind berüchtigt wegen ihrer Disciplin und Tapferkeit, sie halten nichts von der Dichtkunst und verfolgen die Schwärmerei, sie sind ohne äußere Bildung, und schonen kein zartes Gefühl. Sie störten mich in meinen besten Empfindungen.

So mußte ich denn auch flüchtig an einem Hause vorüber in der südlichen City, wo ich sonst ein ganzes Jahr lang nicht vorübergehen konnte, weil ich immer genöthigt war, einzutreten. In jenem Hause hatte ich viel ernsthafte Thränen geweint, und jenes Eckfenster war mir lieber gewesen, als die ganze Stadt Breslau. Hinter jenem Eckfenster saß sie alle Abende im Lehnstuhle, die Hände ruhten ihr im Schooße, die Augenlider lagen wie geheimnißvolle Abendwolken über dem Himmel, und sie sah von unten auf verstohlen nach der Thür, ob ich eintreten würde. Sie hatte mir immer etwas Trauriges zu sagen, es ging uns sehr schlecht, und ich konnte ihr immer keinen andern Trost mitbringen, als alle Tage neue Gedichte. Die lasen wir miteinander und weinten ihre Melodie, und weinten wie die Kinder. An einem kalten Wintermorgen mußte sie fort, weit fort, „vielleicht gar über den See“ — oh, das war ein sehr kalter Morgen.

Und das arme Fenster, wo am Tage nicht mehr ihr Kopf, des Abends nicht mehr ihr Licht hinter den Blumen zu sehen war, wie lange habe ich das arme, leere Fenster bedauert, diesen gläsernen Sarg! Jetzt wohnten fremde Leute da, und die Geschichte war schon sehr lange her, aber es fuhr mir doch wieder jener flüchtige Stich aus dem Herzen durch den Arm bis in die linke Hand, nur schwächer, wie es mir damals immer geschehen war. — —

— — Immer weiter, immer weiter! Die Stadt ist groß, und das Leben ist lang. —

Der alte Pedell Frese war todt, der Sturm, sein Nachfolger, hatte die große eiserne Thür der Universität nicht zugeschlossen, ich trat hinein in die schallenden Corridore. Es war doch traurig, daß auch Frese hatte sterben müssen, er war so römisch lang, und sprach immer im plurali majestatis: „Wir haben beschlossen". Die Jesuiten, die geistreichsten Schufte jener letzten Jahrhunderte, die ich niemals hassen kann, wegen ihres impertinenten Verstandes: die Jesuiten haben das stolze Gebäude erbaut, und die Jesuiten und Frese sind todt. Wir gehen Alle wie Schatten an dieser Sonne vorüber, und sollten doch nicht so viel Wesens von unserm Bißchen Aerger und Zorn machen.

Die breiten steinernen Treppen, die hohen gewölbten Corridore gaben all' meinen Tritten laute Antwort. Der Mond fuhr unruhig an den Fenstern hin und her; er konnte nicht zu mir. Es ist ein schöner Raum, um Weisheit zu hören und zu lehren, dies Breslauer Universitätsgebäude. Ich wollte mich schnell erinnern, was ich Alles hier gelernt hatte, ich drehte alle Taschen um, sie waren lächerlich leer. Außer Henrik Steffens war mir in diesen Räumen nicht einmal ein Interesse nahe getreten; die klingenden Sporen, die jungen Bärte, die bunten Mützen der Studenten waren mir in den hohen Bogengängen noch immer das Interessanteste gewesen. Die Theologen lasen drei Jahre lang über eine alte, abgedroschene Geschichte, und lasen noch dazu unzweckmäßiger als auf mancher andern Universität; die Juristen lasen drei Jahre über ein anderes Buch, und die Philosophie war ganz abhanden gekommen, nur Henrik Steffens redete stürmisch poetische Gedanken über die Philosophie. Henrik Steffens ist ein sehr interessanter Mann. Sein Fehler ist's nur, daß er mehr sein will. Als ich seine erste Vorlesung im Musiksaale hörte, da war es mir, als stünde ich unter dem Wasserfalle des Niagara; betäubendes, überwältigendes Getöse, rings stäubendes Wasser, stockfremde breitblätterige Pflanzen, auf einem einzelnen Felsen ein Wilder, der nach einem Wasservogel schießt und dann kopfüber mit der Flinte

ins brausende Wasser springt. Es war mir urweltlich, flötzgebirgig, fabelhaft zu Muthe, und als ich hinauskam an die frische Luft, da fing ich plötzlich an, laut zu lachen. Was war das? Professor Henrik Steffens hatte über Anthropologie gelesen. In dieser Anthropologie fehlten nur die Menschen, aber die Berge, Pflanzen und Steine sprachen wunderbar interessante Dinge. Wie er so da stand der lange Norweger mit den irren blauen Augen, und der nach Himmel und Erde zeigenden weißen Hand, da dacht' ich fortwährend an einen alten Druiden, der die Natur belauscht hat in stiller Einsamkeit, und die Menschen und den gewöhnlichen Gang der Dinge vergessen hat, und nun zurückkommt in die Stadt, um über den Menschen zu sprechen, und Novellen zu schreiben. Er trug einen feinen blauen Frack mit gelben Knöpfen, in der einen Hand hielt er gegen Ende der Stunde seine goldene Uhr, ich dachte jeden Augenblick, wenn in irgend einem Flötzgebirge eine Schlucht sich öffnete, er würde sie einem der Zuhörer an den Kopf werfen, nämlich die Uhr. Er war eine schöne Erscheinung auf dem Katheder, dieser lang und gerad gewachsene Professor. Sein Kopf ist fein und scharf, die glatten grauenden Haare und einige frühe Falten geben ihm etwas Weises, und doch wird Steffens ebenso wenig jemals weise werden als der Sturm nach dem Tact sich bewegen lernt. Er ist ein Mann der strudelnden Bewegung, welcher sich die unnatürlichste Mühe giebt, fest zu stehen. Durch sein Gesicht laufen so viel zuckende, spitzige Linien, poetische List, frommer Jesuitismus, ein unreifes Lächeln, Alles das stürzt sich über und durch einander, daß es mit Mühe von dem starken Geiste des Ganzen gebändigt wird, daß man in steter Erregung bleibt bei seinem Anblicke. Und nun kommen die Worte dazu, die sich wie eine unerschöpfliche Fluth aus seinem Munde stürzen, eine Welle will eher da sein als die andere, wie ausgerissene, fremdartig grüne Bäume fliegen auf den Wogenspitzen die ungewöhnlichen Gedanken mit herunter ins Auditorium, und das Gebrause, der fremdartige übervolle norwegisch-deutsche Ton, die zischenden

Sprachfehler brausen, schäumen, toben rastlos, ruhelos durcheinander, nicht ein Sonnenstäubchen kann sich dazwischen drängen — man wird betäubt, bedeckt, man schnappt nach Luft. Es giebt vielleicht keinen Menschen, der eine solche enorme und schnelle Gedankenproduction besitzt als Steffens, die Gedanken gehen wie ein brausendes Viergespann mit ihm durch. Wenn er auf den Katheder steigt, da geht es ihm wie der Pithya, welche sich auf den Dreifuß setzt. Der Dampf der Weisheit und der Begeisterung umfängt seine Sinne, die Orakel zerwühlen seinen Körper, er wird herumgeschleudert von den Dämonen, er wird zerbrochen. Natürlich hält er, ein langer, starksehniger Norweger, das länger aus, als die Pithya, von welcher die Meisten ernsthaft versichern, daß sie ein Frauenzimmer gewesen sei. —

Steffens ist eigentlich ein Professor der freien Künste, und er trägt die Naturgeschichte und Philosophie und das heilige Donnerwetter der Poesie und die Menschenkenntniß, er trägt alles dies vor wie eine freie Kunst, er faselt über Alles. Aber er faselt im größten römischen Baustile, er faselt Riesenschnörkel. Bedeutende Poeten wie Heine sprechen ihm die Poesie ab; ich glaube, das rührt von einem Irrthume her: Steffens hat einen belebenden, einen erzeugend poetischen Blick für das Vegetabile, das Halbtodte, das Ganztodte, er macht den Schnee und die Steine und Berge lebendig, welche sich durch drei enge Druckbogen seiner Novellen erstrecken, aber er hat ein ganz ordinäres, zu unordentliches Auge für die Menschen. Und wir sind nun freilich der Ansicht, daß die Menschen in den Novellen die Hauptsache seien. Bei Steffens ist es aber immer der Boden, und die Menschen sind umgekehrt die Staffage, weil er sie nicht kennt.

Doch bin ich der Meinung, er sei reich an Poesie, überreich, und Heine, der Verehrer Goethe's, verwechselt bei Steffens die Poesie mit der Kunst; letztere lernt der deutsche Norweger in seinem Leben nicht. Es wird nie Maß in ihn kommen, er wird nie ein Dichter werden; aber ein Poet, und obendrein ein

gewaltiger bleibt er. Seine Novellen mit der altklugen oder im Traume sprechenden Natur sind Kolosse von Ungeschicklichkeit, große Schachtelkunststücke. Aber ein Kunststück ist eben kein Kunstwerk, wird nie mündig; auch wenn er eine Novelle schreiben will, so gehen die Rosse mit ihm durch, tief in den Wald hinein, und wenn sie nun nicht weiter können, dann steigt er ab, bewährt seine Geschicklichkeit, und haut links und rechts Wege durch den Wald, bis er endlich schweißtriefend wieder herauskommt; und diese Arbeit nennt er eine Novelle. Es fehlt ihm alle Kunst der Empfängniß, es fehlt ihm die Dichtkunst, aber nicht die Poesie.

Das haben die Freiwilligen im Kriege herausgefühlt, und sie haben sein eisernes Kreuz verdächtigt, und nie etwas wissen wollen von seinen concreten Thaten. Sie erzählen wunderliche Spottgeschichten vom Norweger und seinen langen Beinen, und der Schlacht bei Leipzig, die er so schön beschrieben. Darauf ist aber nicht viel zu geben, denn hinter einem ungewöhnlichen Menschen weist der Haufe immer mit den Fingern her, und es ist auch nicht schwer herauszufühlen, daß Steffens kein Mann der That ist. Sein Geist ist ein bunter, ein herrlich bunter Renommist der Phantasie. Er ist ein speculativer Poet; wer ihm Alles glauben will, wird zuverlässig ein Dummkopf, wenn auch ein merkwürdiger. Seine politischen Bücher hab' ich immer wie geistreiche Carnevalsentwürfe gelesen; wenn Steffens einmal Minister des Auswärtigen würde, so könnte die Politik auf vierundzwanzig Stunden sehr amüsant werden, denn länger würde der Spaß nicht dauern.

Der Mond wollte fort, die Corridore wurden finster, ich glaubte die Stimme des Henrik Steffens aus dem Musiksaale zu vernehmen: „Meine Herren, betrachten Schie die Flötzgebirge".

Es war aber ein Irrthum; Steffens war schon nach Berlin gegangen, um von den Flötzgebirgen zu sprechen, und über den Opernplatz steuerte er mit dem breiten Quäkerhute und den starrenden Prophetenaugen.

Wäre ich der König von Preußen, ich ersuchte den Professor Steffens, unbekannte Gegenden zu bereisen. Dann könnten wir interessante Bücher erwarten, er improvisirte neue Welten. Wenn sie sich auch später nicht als richtig erwiesen, so wären sie doch unterhaltend; denn er ist ein kleiner Schöpfer, es fehlt ihm nur das Bißchen Ordnung, in welcher der Herrgott geschaffen hat. —

Draußen auf der Oderbrücke war viel Amüsement: die lustigen Burschen führten ihre lustigen Mädchen zum Tanz hinüber nach der „goldenen Sonne".

Als ich noch Student war, kam ich des Sonntags aus dem „blauen Hause" immer an der „Sonne" vorüber, und der Menschenkenntniß halber ging ich gewöhnlich hinein: damals lockten die neuen Oberon-Tänze, damals war Oberon jung; es ist doch entsetzlich, daß auch solch ein Feenprinz altert — damals scheute ich auch eine massive Prügelei nicht für ein Paar schöne Augen. Ich trug noch keine Vatermörder, und haßte noch Hut und Frack.

An einem solchen melancholischen Spätsommerabende war's, als ich jene schwarzen Augen, jene schöne andalusische Figur wild an mir vorübertanzen sah, welche im Ganzen Julia hieß. Mein Begleiter, ein alter, erfahrener Bursch mit bemoostem Haupte, machte mich aufmerksam, und rief: „Sieh um Gotteswillen diese Augen!" Sie waren wirklich erschreckend feurig und schön, wie ein schönes Buch, das mit vieler Freiheit geschrieben ist. Ich eilte, es ihr zu sagen, mein Begleiter desgleichen. O, wie sie lachte, und mir die heiße Hand auf den lobpreisenden Mund legte, — mein Begleiter war im Feuer dieser Augen grob gegen unsere Nachbarn gewesen, und ich sah eben noch in der Ferne sein ruderndes, kämpfendes Pfeifenrohr, er wurde just hinausgeworfen, oder wie die Schlesier sagen, hinausgeschmissen, als mir Julia ihren Arm gab. Ich geleitete sie nach Hause und kaufte ihr Bonbons.

Ach, ich schmachtete in diesen Augen, und las um jene Zeit den Plato, und das war meine Dummheit, denn Julia wußte nichts von Plato. Ich glaubte noch an die Menschheit und an die Tugend, und eines Tages schenkte mir jener erfahrene, hinausgeschmissene Student ein Bonbon, das ich den Abend vorher der Julia geschenkt und worauf ich geschrieben hatte „Romeo und Julia".

Das war ein merkwürdiger Tag in meinem Leben, das fühlte ich tief, als ich mich im Mondschein auf der Oderbrücke sein erinnerte. An jenem Tage verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Male meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonstwo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato! —

Diese Erinnerungen trieben mich fort von der Oderbrücke, ich ging nach Haus und legte mich schlafen und „Plato oder nicht Plato?" beschäftigte mich bis zur Stunde der Abfahrt. Zwei Freunde geleiteten mich bis zum schwarzen Bären, dort tranken wir zum letzten Male eine Schale schlesischen Kaffee mit einander, sie segneten mich, und ich fuhr von dannen gen Babylon. Zuerst nach Leipzig. Ich sah mich nicht mehr um, denn ich fürchtete mich vor dem Abschiede, und ich fuhr ohne Gedanken durch das mädchenfreundliche Liegnitz, ohne Gedanken bis auf den Markt von Leipzig.

3.

Leipzig.

1813.

Leipzig hat die Merkwürdigkeit, daß man das Meiste darüber zu schreiben vermag, wenn man es nicht gesehen hat. Je länger man da lebt, desto weniger weiß man darüber zu sagen. Wenn man ein bürgerlich hübsches Mädchen sieht, so kann man allenfalls hinterdrein mit ihr schwärmen, falls man gerade nichts Besseres zu thun hat; kommt man aber öfter mit ihr zusammen, so bleibt nichts Besseres übrig, als sie zu heiraten. Und von solch einer Heirat weiß Niemand viel zu erzählen.

Ich wollte nach Paris reisen, und blieb in Leipzig, und schrieb über die deutsche Literatur und das Leipziger Theater, und wurde kein Revolutionär, wie meine Mutter hoffte, sondern leider ein solider Mensch, der zweiundzwanzig Stunden auf seinem Zimmer ist, wenn's regnet; spazieren geht, wenn die Sonne scheint, vor jedem anständigen Menschen den Hut abnimmt, seine Miethe richtig bezahlt, und hoffentlich einen guten Ruf hat.

Aber Leipzig hat vor den Thoren ein Schlachtfeld, wo viele tausend Leute mit gutem und schlechtem Rufe todtgeschossen worden sind. Zu denen geh' ich, mit denen unterhalt' ich mich über vergangene Zeiten, und was die Welt gehofft und gefürchtet hat bei der Schlacht bei Leipzig. Es ist nur traurig, daß die Todten, so laut sie reden, doch nicht verstanden werden.

Preußen und Berlin sind nie so liebenswürdig gewesen als im Jahre 1813, wo sie den Muth hatten, zu zürnen, und die besten Söhne hinzuschicken unter die Kugeln. Und wenn man das deutsche Philisterleben kennt, so weiß man, daß solch Verdienst zehnfach anzuschlagen ist. Ich weiß noch, wie wohl es uns that, als nach der Schlacht an der Katzbach die ersten

Freiwilligen zu uns ins Quartier kamen: die Figuren schwankten noch wie die Gerten, es war noch keine empirische Consistenz darin, die dünnen Stutzbärtchen kamen erst schalkhaft schüchtern zum Vorschein, die Hände waren noch fein und weich, sie waren noch nicht durchgegriffen, die Wäsche war viel zu fein für das Feldlager, sie trugen noch Ringe an den Fingern und goldene Uhrketten und weiche Papierstiefeln, und sangen Körner'sche und Schenkendorf'sche Lieder. Ich sah meinen Vater den Kopf schütteln zu den weichen Rittern, er hatte die Schwülenhand manches alten Franzosen, der in Italien und Spanien mitgefochten, gefühlt, er hatte die verwitterten Gesichter, die undurchdringlichen Bärte der alten Kerntruppen, er hatte ihre klassischen zweifellosen Augen gesehen, und er schüttelte den Kopf zu unserer jungen Romantik.

Damals betete ich alle Abende vorm Schlafengehen und wenn der Vater am Tage die Zeitungen bekam, da betete ich noch einmal für unsere Freiwilligen, und ich habe an jedem neuen Morgen gefragt, ob ich die Nacht über nicht groß geworden sei, um auch mitzugehen mit den blanken Reitern.

Und wenn ich heut aus den Thoren von Leipzig gehe, so wendet sich mein Fuß immer nach Probsthaide und jenem Thonberge hin, wo die Franzosen so fürchterlich nicht mehr um den Sieg, nein, um ihr Leben und um ihr Frankreich fochten, wo Er saß mit dem Fernrohre und dem ruhigen Gesichte. —

Unter den letzten Regierungsjahren des Tiberius wohnte unweit Roms in kleinem Landhause ein alter Römer, der hatte in seiner Jugend den Julius Cäsar gesehen, als er aus Afrika und Spanien zurückkam, wo er die letzten größten römischen Männer überwunden; er konnte die Erdkreisstirn, die Imperatorennase und den geschlossenen, verschwiegenen Mund beschreiben, und sonst konnte der alte Römer nichts. Und doch gab's keinen beliebteren Mann als ihn zu Rom: vom Morgen bis zum Abende kamen die jungen Römer zu ihm und er mußte erzählen von Cäsar's Stirn und seiner schweigsamen Lippe,

und mit Ehrfurcht betrachtete man ihn, der den Julius Cäsar gesehen.

Wenn man mich peinlichst inquirirte, so könnte ich's nicht beschwören, daß ich ihn gesehen habe. Und doch hab' ich ihn gesehen. Das Gerassel der Kanonen, das Gebraus der Heeressäulen, als er nach Rußland ging, liegt nur wie eine dumpfe militärische Masse in meinem Gedächtniß. Von der Schlacht bei der Moskwa, vom Brande der Czarenstadt, von der gräßlichen Beresina, dem entsetzlichsten Bilde des Krieges, das je den Fuß aufs Auge meiner Seele gesetzt, habe ich erst viele Jahre nach der Schlacht bei Waterloo etwas erfahren. Aber in hellem Sonnenscheine liegen die Kriegserscheinungen nach der Bautzner Schlacht in meinem Gedächtnisse, wie sie in Sprottau, einer kleinen Stadt im Lande Schlesien, meiner Vaterstadt, auftraten.

Mein Vater nahm lebhaftes Interesse an den Begebenheiten und haßte die Franzosen mit Energie, ich machte ihm Alles nach und haßte sie mit. Eines Tages ging ich mit ihm vom Felde nach Haus, da legte er sich plötzlich auf die Erde und drückte das Ohr an den Rasen, und bedeutete mir, still zu sein, und es auch so zu machen. Ich hörte ein dumpfes Geräusch und es schien mir die Erde leise zu beben.

Das ist Kanonendonner, mein Sohn, wahrscheinlich eine große Schlacht.

Von diesem Moment an nahm ich zum ersten Mal Interesse an der Welt, ich war erst sieben Jahr alt, und konnte noch nichts als lesen und ein wenig schreiben.

Es war mir so wunderbar feierlich zu Muthe, und ich sah mich nach allen Seiten um, ob keine Soldaten zum Vorschein kommen würden. Die waren aber in gerader Linie wol an die zwölf Meilen entfernt, und schlugen die erschütternde Kanonenschlacht bei Bautzen.

Bald vergaß ich über meinen Spielen die Franzosen. Es kam der Himmelfahrtstag des Jahres 1813, die Sonne schien rührend warm, ich kletterte mit Buben meines Gelichters auf

allen Leitern herum, uns war so wohl, als wollten wir in den Himmel steigen.

Da warf man uns plötzlich von den Leitern herab, jagte uns aus dem Hause und schloß die Thür zu. Wir waren bei fremden Leuten gewesen. Ich wußte nicht, wie mir geschah — drüben am Markte sprengte ein Kosack mit eingelegter Lanze, das kleine Pferd streckte sich so gewaltig, daß der Bauch das Pflaster zu berühren schien. Das freute mich, ich klatschte in die Hände — meine Mutter, die vorüber kam, faßte mich hastig, und schritt auf unser nahes Haus zu. Ich sah sie fragend an, „Die Franzosen kommen", sagte sie, und bald schrie Alles in unserer Nachbarschaft: „Die Franzosen kommen" und warf die Thüren zu, verhüllte die Fenster, und der Markt war wie ausgestorben; er hatte keine Augen mehr. Mein Vater ging recognosciren, und trotz meiner Mutter Flehen nahm er mich mit. Ein Kosacken-Piquet ritt vor uns her, einzelne Männer schlossen sich ängstlich fragend an uns an.

Als wir über die Brücke kamen, wo sich die Aussicht öffnet, hörten wir ein verwirrtes Brausen, Pistolenschüsse — plötzlich wimmelte Alles, was wir vor uns sahen, von grünen Reitern.

Die Kosacken hatten ihre Pistolen abgefeuert, ein erschrecklicher Lärm wie Meeresbrausen erscholl von drüben, wo die grünen Reiter kamen, eine Menge Schüsse knallten, die Kugeln pfiffen über uns hin, die Kosacken raſ'ten zurück, einzelne grüne Reiter an uns vorüber ihnen nach. Wir eilten, was wir vermochten. Meine kleinen Beine reichten nicht aus, mein Vater schalt, ich weinte, wir flüchteten uns in ein Seitengäßchen. Da sah ich den ersten Franzosen deutlich an mir vorübersprengen: er saß auf einem großen, braunen Pferde, hatte eine erschreckliche Bärmütze auf dem Kopfe, unter einem breiten Schnurrbarte im Munde steckte der Säbel, in der Hand hielt er den Carabiner, und im Augenblicke des Vorübersprengens schoß er ihn ab hinter einem flüchtigen Kosacken her. Es war ein Chasseur.

Jetzt wußte ich, wie die Franzosen aussahen, ich lief nun vortrefflich. Bald waren wir durch die Hinterthür in unserem Hause. Ueber der Hausthür war ein kleines Fenster, ein großer Tisch ward hinter die verschlossene Thür gesetzt, ich holte mir noch ein kleines Bänkchen, von da guckte ich mit meinem Vater hinaus auf den Markt. Die Mutter bat uns fortwährend, in die Hinterstube zu kommen, sie dachte wie der Strauß: wenn wir nur die Feinde nicht sähen, so sähen sie uns auch nicht. Aber wir hatten eine gefährliche, neugierige Courage, und wichen nicht von unserem Posten.

Vorsichtig sprengten einzelne Chasseurs bis auf den Markt, sie wußten nicht ob sie trauen durften. Das kam mir gerad so vor, als ob ich mit meinen Kameraden hinten auf dem Brauplatze Räuber und Gensd'armes spielte; ich lachte sehr über die furchtsamen Chasseurs, als sie ihre Carabiner luden und ganz langsam in die Glogauergasse hineinritten.

Eine Stadt, die plötzlich vom Feinde genommen wird, liegt zusammengekauert da wie ein armselig Thier, dem die Klapperschlange langsam näher kommt. Wenn sich, wie hier, auch der Feind fürchtet, so ist der Anblick noch beängstigender.

Plötzlich donnerte von der Glogauer Seite eine fürchterliche Kanonenladung. Die Chasseurs, welche eben vorübertrippelten, standen mit ihren Pferden plötzlich elektrisirt, ich purzelte von meinem Bänkchen und klammerte mich an meines Vaters Rockschoß. Auf jener Seite stand nämlich eine russische Batterie; die fing ihr Spiel an, daß mir die kleinen Ohren brummten. Bald antwortete von der andern Seite, von wo die Franzosen kamen, eine noch gröbere Stimme. Da hatte ich den Krieg, und hinter meinem Hausthürfenster fand ich das sehr vergnüglich. Laut flogen einige französische Worte von Reiter zu Reiter, sie schienen von zurücksprengenden Chasseurs auszugehen. Ein fürchterlicher Lärm, der wie Jubel klang, entstand, sie schossen ihre Büchsen in die Luft, ich hörte Fenster klirren, manche Kugeln mochten sich verirrt haben; es begann die Plünderung. Ich

wurde mit allen Frauenzimmern des Hauses in den Keller geworfen, das war mir sehr fatal. Die Weiber jammerten, nur unsere alte Köchin war guten Muthes. Sie hatte eine große Kanne Kaffee und eine Tasse in aller Eile gerettet, und tröstete die Gesellschaft mit ihrer Tasse. Das Mitglied, welches trank, konnte nicht winseln, sie ließ so schnell wie möglich ihre Tasse die Runde machen. Ich lauschte an der Thür; oben gingen klirrende Säbelscheiden auf und ab. Herrgott, sie kamen die Treppe herunter, die Weiber sanken wimmernd zusammen, meine Mutter gebot mir leise, von der Thür wegzugehen. Es war eine schlechte Bretterthür, herunterkommendes Licht schimmerte durch ihre breiten Ritze, ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal durchzusehen, eh' ich der, meinen Namen immer dringender wispernden Mutter gehorchte. Mein Vater leuchtete, bärtige, wie mir's schien, himmelhohe Gestalten von Chasseurs folgten ihm. Jetzt waren sie an unserer Thür, unsere alte Köchin neben mir betete leise vor sich hin ein Vaterunser, und goß sich eben so leise die letzte Tasse Kaffee ein. Heftige französische Worte, wie Flüche klingend. Sie gehen vorüber nach dem großen Keller. So wie wir deß gewiß sind, hält uns nichts mehr, hinauf ins Haus fährt Alles, und zerstreut sich nach allen Seiten. Einen Blick ins Zimmer werfend, seh' ich einen langen Chasseur die Commode meiner Mutter ausräumen, eben steckt er das braunseidene Kleid meiner Mutter, das ich so liebte, in den Sack. Das überwältigte mich, und ich schrie: Mutter, der Kerl nimmt dein braunseidenes — — hastig reißt mich meine Mutter von dannen, daß ich auf das steinerne Estrich des Hauses schlage. Die Nase blutet, aber auf und fort geht's nach dem Gartenhause hinter unserer Wohnung. Meine Mutter ist in jäher Hast: der plündernde Chasseur hat sie gesehen, sie war eine junge schöne Frau mit schwarzem Haar und blauen Augen und einer weißen Haut. Wir hörten eine Zeit lang seinen zögernden Schritt hinter uns. Er mochte unsicher sein, ob er eine gewisse Beute der ungewissen opfern sollte. Das Sichere hatte ihn gelockt, wir hörten ihn

nicht mehr. Da saßen wir denn in dem weiten leeren Gartenhause, die Mutter, meine kleine Schwester, ich und die alte Hanne mit dem leeren Kaffeekruge, den sie in der Angst nicht aufgab. Die Sonne schien warm und lieb, die grünen Bäume sahen unschuldig und stumm herein durch die hohen Fenster, sie wußten von nichts, dicker Pulverdampf wälzte sich zuweilen zusammengeballt vorüber. Die Mutter ängstigte sich um den Vater, ich fing an, mit meiner Schwester Bohnen zu schieben. Da donnerte und krachte es plötzlich dicht hinter uns, daß die Fenster klirrten. Fünfzig Schritt von uns, jenseits des einen kleinen Flusses, der rings um die Stadt fließt, auf einer kleinen Anhöhe, blitzten und leuchteten aus dem dichten Pulverdampf helle Kanonen. Und zu gleicher Zeit erhob sich vorn am Garten, wo unser langer Pferdestall stand, in dem ich immer Wischemann gespielt hatte, weil nie Pferde drin waren, ein toller Spectakel, Pferde stampften, fremde Stimmen lärmten, gelbe Gesichter, wie ich sie in meinem Leben nicht für möglich gehalten hätte, mit krausen Haaren und Bärten, die schwärzer als schwarz waren, streiften im Garten herum, Futter für die Pferde zu holen. Wir waren zwischen zwei Feuern. Nun fing ich an, mich jämmerlich zu fürchten, die gelben Kerle, die wie unseres alten Grabebitters Citrone aussahen, wenn er zum Begräbniß einladen kam, entsetzten mich und raubten mir das Gleichgewicht. Es waren Provençalen, wie ich später erfuhr; wegen dieses unangenehmen Eindrucks habe ich lange nicht daran glauben können, daß die provençalischen Lieder süß und schön schmeckten. Ich dachte immer an jene Citronengesichter mit der schwarzen Einfassung am Himmelfahrtstage. Der alte Grabebitter mußte auch erst sterben, eh' ich unbefangen wurde, denn er erinnerte mich immer wieder daran. Und Alles, was sich mit dem Tode beschäftigt, hab' ich von Jugend auf nicht leiden können. Ich glaube, ich würde eher selbst sterben, als mich mit Sterbenden abgeben. Es ist leichter, zu leiden, als leiden zu sehen. —

Bald weint' ich aber damals nicht mehr blos aus Furcht, sondern vor Hunger und Grimm über die garstigen Franzosen, und den garstigen Krieg, meine Schwester weinte vor einfachem Hunger. Die alte Hanne flennte, daß gar keine Aussicht zu neuem Kaffee da war, meine Mutter weinte leise über Alles. Als ich das sah, da schwur ich mir, wie ich später hörte, daß es der kleine Hannibal gethan, die schlimmen Franzosen zu verfolgen und zu hassen, bis sie alle todt wären.

Da hörten wir des Vaters Stimme, und Alles jauchzte. Er sagte uns, die Infanterie käme, und die Plünderung sei zu Ende; da habe er uns ein Brot gerettet. Wir kauten und kehrten zurück in unser Haus, wo Alles leer war; nur Hanne weinte noch, weil es keinen Kaffee gab. Später betete sie alle Tage beim Frühstück, und mehrere Mal nach Tisch: „Gott bewahre uns vor der Himmelfahrt der Franzosen", und sie wußte am besten warum.

Auf dem Markte ging die Trommel, und Alles lag voll Stroh, und blaue, blasse Soldaten fielen darauf, und baten um ein Stück Brot. Das waren auch Franzosen, ich ward ganz verwirrt. Als ich dem nächsten ein Stück von meinem Brote gab, streichelte er mich, ich erschrak, und verwunderte mich, daß mir nichts geschah, denn ich hatte geglaubt, wo solch ein Franzose hingriffe, da geschehe ein Unglück.

Nun ließ sich auch unser alter Rathsdiener sehen, vor dem wir uns Alle fürchteten, und jetzt dachte ich: nun ist's gut, der wird die Franzosen schon Raison lehren, und wenn sie muckfen, so wirft er sie in den schwarzen Prison. Er sah zwar heute sehr blaß aus, aber als er ganz sanft sprach, was er doch sonst gar nicht that, als er sogar bei einigen Rippenstößen, die ihm verabreicht wurden, sein spanisches Rohr nicht hob, sondern sogar seine Mütze abnahm und ein Compliment machte, was sonst nur dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Polizei-Inspector widerfuhr, da war ich ganz verdutzt, und bekam durch eine unbewußt in mir vorgehende Schlußfolge einen grausamen Respect vor den

Herren Franzosen, die ja so viel wie unser Herr Bürgermeister und der Herr Polizei-Inspector sein mußten.

Er trug Billets in der Hand, die Soldaten kriegten mich beim Ohr, ich mußte ihnen lesen, und die Hausnummern zeigen. Ich führte alle zu uns, weil ich mich auf die Zahlen noch nicht recht verstand, vor den fremden Franzosen mich aber nicht blamiren wollte. Warum meine Mutter kein freundlich Gesicht dazu machte, konnte ich nicht begreifen, je mehr, je besser, dachte ich.

Der mich gestreichelt hatte, weil ich ihm ein Stück Brot gegeben, war auch dabei, und hieß Gardy, und war aus dem Elsaß. Er gehörte nicht zur Infanterie, sondern zu den Reitern; man hatte ihm aber bei Bautzen sein Pferd todtgeschossen, und er hatte noch kein neues. Gardy unterrichtete mich zuerst von der großen Armee, er war mein erster Geschichtslehrer. Bald kam ein Rittmeister zu uns ins Quartier, der hatte ein Beutepferd, das bekam Gardy; dafür mußte er die Sorge der Pferde über sich nehmen.

Ich ritt mit ihm in die Schwemme, ich saß bei ihm oben auf dem Futterboden, wo er den Häckerling schnitt, was sie in Schlesien „Siede" nennen — paille hachée, sagte Gardy — und hörte mit offenem Munde zu, wie er erzählte. Eigentlich erzählte er gar nicht, sondern er schimpfte und fluchte nur. Er konnte den Kaiser nicht leiden, aber er betete ihn an wie einen Gott, wie die Juden den Jehovah nicht liebten, aber fürchteten.

Gardy war einer von den jungen Conscribirten, bei Vittoria lag sein ältester Bruder begraben, in der Donau sein zweiter, der dritte war nicht aus Rußland zurückgekommen, „meine Marion wird mich wol auch nicht wiedersehen", sagte er, stampfte mit dem Fuße, und fuhr sich mit der Hand über die Augen. So viel ich mich erinnere, war er nicht hübsch, eine kleine, knorrige Gestalt mit einem zugehäkelten Gesicht; er trug einen grünen Husarenpelz, und selten eine Mütze. Mit seinen Kameraden sprach er gar nicht. Durch ihn erfuhr ich denn, daß

Napoleon die Schlacht bei Bautzen gewonnen habe. Wenn aber Gardy von den Schlachten erzählte, da war er ein ganz anderer Mensch, da nannte er den Kaiser nur Napoleon, und er sprach das Wort so stolz aus, wie unser alter Rathsdiener, wenn er „Donnerwetter“ sagte. Sprach er aber sonst vom Kaiser, so nannte er ihn „l'empereur“ und biß die Lippen dabei zusammen, als schmerze ihn etwas auf der Zunge.

Ich fragte ihn, wie's denn der Kaiser mache, daß er immer die Schlachten gewinne, und daß er wieder die bei Bautzen gewonnen habe. „Sacre nom d'Dieu!“ — rief Gardy — „dafür ist er der Napoleon“. Und nun sagte er unter Fluchen, Napoleon habe bei Bautzen so viel Kanonen zusammenfahren und auf einmal losschießen lassen, daß sie alle gedacht hätten, der Mond fiele herunter. „Ah“ — fuhr er ärgerlich fort, und kratzte sich in dem schwarzen dichten Haare — „il est trop grand“.

Gardy hielt den Kaiser für ein überirdisch Wesen, und das belegte er durch die Schlacht bei Bautzen. Da habe Napoleon mitten in der Schlacht geschlafen. Als man ihn endlich aufgeweckt, da habe er seine Hand an's linke Ohr gelegt, und den Kopf nach der Seite gebogen, dann genickt, und mit der Hand „oui“ gesagt. Und gleich darauf habe man weit links drüben Kanonendonner gehört, und das sei der Ney gewesen, der beste Soldat der großen Armee, den auch keine Kugel tödte, und nun habe Napoleon angreifen lassen, und wie man eine Hand umdrehe, sei die Schlacht gewonnen gewesen.

„Ah — sacre nom d'Dieu — il est trop grand.“ Von da an war das Corps des Herzogs von Belluno und die Reiterei des General Sebastiani durch die Görlitzer Haide gekommen, dort sei nichts zu essen gewesen, und in Sprottau, dem ersten Städtchen, hätten sie erst wieder Brot gefunden, und ich hätte ihm den ersten Bissen gegeben.

Sebastiani's Reiter waren also jene grünen Chasseurs, die ersten Franzosen gewesen, welche ich sah. Später, wenn ich von diesem Männchen aus papier maché mit den Schönpflästerchen

und dem glatt gewichsten Gesichtchen, wenn ich von diesem schlüpferigen Sebastiani die neuen zitternden Erklärungen der Nichtintervention las, da hab' ich's immer nicht glauben können, daß jene ersten französischen Reiter mit den grimmigen Bärmützen, vor denen ich mich so gefürchtet, seine Reiter gewesen sein könnten.

Ich wußte aber trotz Gardys Mittheilungen immer noch nicht, was ich mir unter dem Worte „große Armee" denken sollte; da kam der fünfzehnte August, wo Madame Lätitia in größter Eil auf Corsica den Napoleon geboren hatte, und ich erfuhr's auf einmal. Da marschirte Alles, was in der Umgegend von Soldaten lag, über den Markt, und ich sah zum ersten Male die roth, blau und weiß schimmernden Massen, ich sah zum ersten Male hier jene Adler, welche räuberisch unternehmend die Flügel anziehen, als wollten sie über die Sonne hinausfliegen, ich hörte die berauschende Janitscharenmusik des Ruhms, ich sah die ersten Mohren mit den verstorbenen, unerklärlichen Gesichtern, und sie schlugen die Becken zusammen, daß mir die Glieder bebten, ich sah die braunen Sappeurs mit den orientalischen Bärten und den blitzenden Beilen, den unnahbaren Schurzfellen und dem barbarischen Ernste der Gesichter. So hatte ich mir aus Kindergeschichten die alten Rittergespenster und Zauberer gedacht, und ich entsetzte mich, wenn die Kerle ausspuckten, denn dunkelbraun war ihr Speichel und ich wußte noch nichts davon, daß man Tabak kauen könne. Da drückte ich mich furchtsam in den Winkel des Rathhauses, von wo ich zusammengekauert zusah. Und das Marschiren und das Trommeln und das Trompeten, und das Fenster erschütternde Geschrei: „Vive l'empereur" nahm kein Ende, und immer neue Generale in Gold genäht, kamen vorüber, und der ernste Mund Bertrand's, der nicht weit von mir zu Pferde hielt, ward nicht müde, immer mit zu rufen: „Vive l'empereur", und Alles hob die Säbel und die Bayonnette so hoch die Arme reichten; sogar Gardy kam vorüber im stattlichen Husarenpelz, sein Pferd

war blank gebürstet, daß man sich darin spiegeln konnte, und er schrie auch wie besessen, der fluchende Gardy: „Vive l'empereur“.

Es marschirten die Colonnen, es flogen die Adler, es jauchzten die Becken, es schrien die tausend Kehlen bis es dunkel ward. Und nun entzündeten sich zu meiner größten Verwunderung über und neben mir alle Fenster des alten Rathhauses; die Lichtsäulen liefen an den Thürmen in die Höhe, durch alle Fenster, über alle Dächer so weit ich sah, und an des gestrengen Herrn Bürgermeisters Haus brannte unter einem 15. August ein strahlendes — N — so was hatte ich nie gesehen.

Nun war das Defiliren zu Ende und die Soldaten zerstreuten sich jubelnd. Der Wein spritzte über die Straßen, die silbernen Napoleonsstücke flogen, meine armen Landsleute, die eine klägliche Rolle dabei spielten, fingen sie auf, ich selbst eroberte ein Frankenstück und kaufte mir lauter Pfannenkuchen dafür, und schmauste und sah zu. Auf dem Markte, auf allen Straßen lagen die bunten, jauchzenden Krieger vor großen Weinfässern, die Illumination leuchtete dazu, und wo ein Mädchen sich sehen ließ, da mußte sie aufs Wohl des Kaisers trinken, und sich zu ihnen setzen und küssen lassen ohne Ende. Alle Häuser standen offen, und wo man hintrat, da trällerten sie Lieder, da umarmten sie einander, da waren sie dünkelhaft, übermüthig und liebenswürdig, da brauste plötzlich immer einmal dazwischen wie ein Windstoß: „Vive l'empereur“, und das war die große Armee.

Eines Tages, sagte Gardy ganz geheimnißvoll, als er mich aufs Pferd hob: Er ist da, Du sollst ihn sehen.

Als wir nach Hause kamen, wusch er sich, zog seine beste Uniform an, und bedeutete mir, ich möge mein Sonntagsjäckchen holen, das war aber sehr schön, nämlich von grauem Nanking, um die Taille mit einer schwarzen Sammtborte besetzt. Es war gegen Abend und meine Mutter sah mir lächelnd zu, und fragte, warum ich mich so spät noch putzte. Ich durfte nichts sagen,

legte den Finger auf den Mund, und zog geheimnißvoll die Augenbrauen in die Höhe. Sie sah mir kopfschüttelnd nach, und erfährt es erst jetzt, zu welcher Cour ich damals gelangt sei, denn ich habe immer davon geschwiegen, wie von einer heiligen Handlung, die nicht entweiht werden dürfe.

Ich ging aber damals mit Gardy vor jenes hohe Haus an der Ecke der Herrngasse, wo General Bertrand wohnte. Es wurde, wie gesagt, schon dunkel, und es half mir nicht viel, daß Gardy mich auf ein offenes Fenster im ersten Stock hinwies. Ich sah allerdings eine Figur, die uns den Rücken kehrte, ich sah ein Paar breite Atlasschultern — plötzlich verschwanden diese vom Fenster, ein Wagen fuhr vors Haus, Gardy nahm mich hastig bei der Hand und zog mich ungestüm an die Hausthür. Hinten an der Treppe erschienen Lichter, zwei Männer kamen langsam den Flur entlang auf die Thür zu. Gardy stieß mich in die Rippen. Der kleinere blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, und sah nach dem Himmel. Ich machte es ihm nach, und sah auch nach dem Himmel, es zog weicher, seidener Sommer vom Firmamente nach dem Abende hin in das erblassende Abendroth. Dessen erinnere ich mich deutlich; das Gesicht des Mannes gefiel mir indeß damals nicht besonders, es sah wie von Wachs aus und hatte keinen Bart. Der kleine dreieckige Hut, der auf dem Kopfe saß, mißfiel mir entschieden. Aber dennoch rieselte mir ein solcher Respect durch alle Glieder, daß ich der festen Meinung wurde, der Mann sei ein Verwandter vom lieben Herrgott. Wäre er nur größer gewesen, hätte er einen langen Bart gehabt und keinen Dreimaster getragen, so hätte ich ihn für den lieben Gott selbst gehalten, denn als er das Auge niederschlug, sah er mich einen Augenblick an. Da wußt' ich nicht, wie mir geschah; es war mir, als sei ich in der Kirche, und als bekäme das braunschwarze gemalte Auge Gottes, das oben an unserem Altar in einem Dreieck hing, Leben und Bewegung. Es war Alles ganz still, auch der Mann mit dem Auge Gottes sprach nicht.

Plötzlich wendete er sich zum General Bertrand, sagte: „Bon soir, mon cher“, stieg eiligst in den Wagen, und fuhr davon.

Wir standen noch lange da, und rührten uns nicht. Gardy war sogar mehrere Tage hinterher ganz still. Als ich nach Hause kam zog ich sacht mein Sonntagsjäckchen aus, ging nicht zum Abendessen, sondern legte mich ins Bett, machte die Augen zu und sah unverwandt in das Auge Gottes, und hörte fortwährend: „Bon soir, mon cher“.

Meine Mutter, die sich gewundert, daß ich nicht gegessen, kam mit Licht, und sah, ob ich schliefe. Ich machte die Augen nicht auf, ich regte mich nicht.

Am andern Morgen wußt' ich nicht, ob die Sache wirklich passirt sei, und darum weiß ich's auch heut nicht so gewiß, daß ich's beschwören könnte, ob ich den Kaiser Napoleon gesehen. Ich weiß zwar noch, daß meine Mutter am nächsten Tage fragte, warum ich nicht zur Nacht gegessen, und weshalb ich mir das Sonntagsjäckchen angezogen habe, der braunschwarze Glanz vom Auge Gottes schimmerte ebenfalls noch in meiner Seele; ich will's aber der Romantik halber unentschieden lassen.

Gardy mußte bald darauf marschiren, ich ging neben seinem Pferde bis vors Thor und weinte sehr. Die Franzosen gingen alle fort, auch der große Sergeant, der bei unserem Nachbar im Quartier lag, und der einen so großen rothen Backenbart hatte, immer schneeweiße Hosen trug, kerzengerade ging, fortwährend von der großen Armee sprach, uns Alle auf das Uebelste behandelte, kurz, der ein unausstehlicher Mensch war, um dessentwillen ich lange Zeit die Franzosen gehaßt habe. Auch der mußte marschiren, und bald war kein Soldat mehr bei uns; mein Vater sagte, der Waffenstillstand sei zu Ende.

Ich spielte nun mit meinen Kameraden Soldaten: wir hatten aus einer alten Rumpelkammer einen dreieckigen Hut erbeutet, den kriegte immer der Anführer des Spiels, und hieß dann „der Napoleon“. Wir haßten ihn alle sehr, gehorchten ihm aber ohne Widerspruch.

Eines Tages ward plötzlich ein großer Trupp Gefangener in die Stadt gebracht, wir hörten, daß an der Katzbach unter dichtem Regen und in dichten Mänteln eine Schlacht geschlagen und von den Franzosen verloren worden sei. Ach sie sahen so jämmerlich aus, wie unser alter Bettler vorm Thore. Sie waren so schwach, daß sie immer niederfielen, und wenn sie fielen, da schlugen die Gensd'armes sie mit den blanken Klingen. Ich mußte bitterlich weinen, und hätte den armen Leuten gern geholfen. Zu meinem Schrecken erkannte ich auch den garstigen Sergeanten unter ihnen, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei benehmen sollte. Er war todtenbleich, und ein rother Säbelhieb, den ein kleines Tuch schlecht bedeckte, ging über sein ganzes Gesicht. Aus allen Häusern brachte man große Körbe Brot, die garstigen Gensd'armes wollten auch das nicht einmal. Freilich waren's dieselben Franzosen, die uns Alles, auch meiner Mutter das braunseidene Kleid genommen hatten. Aber die armen Menschen winselten vor Hunger. Ich bat meine Mutter um einen großen Korb, und stahl mich hinter einem Gensd'armes mitten in den Haufen hinein. Ach, was sah ich da für blutige, verschwollene, von Jammer auseinandergeschnittene Gesichter. Ein armer Franzose, dem eine Kugel im Halse steckte, schrie unaufhörlich vor zerstörendem Schmerz, es hätte die Pflastersteine erbarmen mögen. Seine Augen und Hände krümmten sich nach einem Stück Brot, ach und er konnte den Mund nur öffnen zum herzzerschneidenden Jammergeschrei.

O, was bin ich da böse auf den Krieg geworden, und ich habe jene Scenen nie vergessen können, und meine Civilisationsgedanken haben sich immer unwillig gesträubt gegen die rohe Waffenentscheidung.

Henri, Henri! rief's hinter mir. Himmel, jenes abgerissene Gesicht, in welches die verwüsteten Haare hineinhingen, war es nicht Gardy! Ach, leider war er's. Oh, wie verhungert fiel er über das Brot her. „Er hat uns verlassen", sagte er, „darum hat man uns geschlagen." In der größten Bewegung lief ich

nach meinem Vater. Wir wollten ihn losmachen, um ihn bei uns zu behalten, wir sagten, daß er den Napoleon hasse, und ein halber Deutscher sei, ach, sein Gesicht bat so kläglich um Freiheit.

Umsonst! — Noch heut seh' ich die schwindelnde Hoffnung in seinem Gesicht jählings kopfüber herunter auf das Pflaster stürzen, noch hör' ich die Schmerzensworte: „Oh Marion, j'avais raison!“

Wie eine Heerde Vieh wurden sie fortgetrieben, laut schluchzend lief ich mit, den armen Gardy im Auge. Vorm Thore stieß mich ein Gensd'armes mit der Säbelscheide, daß ich niederstürzte, und lang nicht aufstehen konnte.

Fort ging der Zug, und ich hörte noch lang sein jämmerliches Winseln. Seit jener Zeit kann ich die Gensd'armes nicht leiden. Den armen Gardy hab' ich nicht wieder gesehen; wenn ich einmal nach Frankreich komme, will ich mich nach seiner Marion erkundigen. —

Es war schon lange hohes Gras über diese meine Kriegserinnerungen gewachsen, als ich auf dem Thonberge bei Leipzig bei dämmerndem Mondscheine wieder lebhaft des Jahres 1813 gedachte.

Jetzt übersah ich ihn im Ganzen diesen vierten Act der großen Napoleonischen Tragödie, das Jahr 1813. Ich sah's, wie die Waffen von allen Seiten gegen ihn herandrangen, wie Duroc neben seiner Seite bei Reichenbach erschossen wird, ohne daß er es gewahrt; ich sah seinen Schmerz, mit dem er sich einschließt und keinen Menschen zu sich und zu den Gedanken an die Leiche seines Freundes läßt. Die ganze Armee erhält keine Befehle, weil der Kaiser um einen Freund trauert. Ich erkannte jetzt jenen düstern Waffenstillstand, mit dem er selbst die Zeit gewährte, daß sein Unglück reif werden konnte. Während ich die ersten Franzosen sah, grub man bereits ihrem Kaiser das Grab. Damals wohnte er in einem kleinen Hause zu Dresden und regierte zum letzten Male halb Europa, verschanzte sein letztes

Bollwerk, die Dresdner Gegend, wünschte zum ersten Male lebhaft den Frieden, weil er ihn brauchte, und sprach zum letzten Male den Metternich.

Als der Kaiser lebhaft mit ihm im Zimmer herumgeht, fällt ihm sein kleiner Hut auf die Erde, und Metternich hat die Kühnheit, jenen kleinen Hut, vor dem Europa sich gebeugt hatte, nicht aufzuheben. Napoleon muß sich selbst darnach bücken.

In diesem Vorfall mit dem kleinen Hute liegt die Schilderung des ganzen damaligen Zustandes. Man bückte sich nicht mehr vor Napoleon, sein vorletzter Act war da. Ich weine aber nie so beim Tode selbst, als wenn ich die Anzeichen sehe, daß ein großer Mann sterben wird. Die Todesangst ist schlimmer als der Tod.

Und nun brechen die letzten Scenen donnernd herein. Kaiser Franz verläugnete seine Liebe zu Napoleon und zu seiner Tochter, Oesterreich trat zu den Alliirten. Sieg und Niederlage des Hauses Habsburg gegen Frankreich waren immer gleich schmerzhaft: für die Revolution fiel Marie Antoinette, für den Frieden zu Wien Marie Louise, die beide in der Burg zu Wien blond und schön geworden waren.

Aus Schlesien drängte Blücher, le sabreur, aus den böhmischen Engpässen die Haupt-Armee der Alliirten. Napoleon schien's zu ahnen, daß ihm einst Blücher ein Hauptstein des Anstoßes werden könne, — er eilte über die schlesische Grenze, und immer noch wird der Strom aufgehalten, wo er sich zeigt. Die Hauptarmee der Alliirten ist auf dem Anzuge gegen Dresden, dem damaligen Schlüssel zu Deutschland und Frankreich. Schon wird Dresden angegriffen, der Marschall St. Cyr schickt die drängendsten Boten, Dresden ist verloren, und der Kaiser ist nicht da.

Es war der sechsundzwanzigste August, ein Tag der tödtlichsten Angst für Dresden; schon waren die Preußen bis in den großen Garten gedrungen, der alte König von Sachsen, Napoleons treuester Freund, der den Helden liebte wie seinen Sohn,

sah trostlos aus dem Fenster seines Schlosses; die ganze Ebene am linken Elbufer war von Alliirten bedeckt, die Kanonen reichten schon bis in die Stadt, die ersten westphälischen Regimenter gingen über, man sprach von Capitulation, und der Kaiser ist nicht da.

Zehn Uhr schlägt's in der Stadt, da erscheint im Galopp auf der Elbbrücke Napoleon, hinter ihm kommen die Cuirassiere Latour-Maubourg's und die Garde im Sturmschritt, und als ob ein Gott erschienen sei, lebt Alles auf, er ist da, und das Vertrauen ist da. Er eilt, Friedrich August zu umarmen, und die Schlacht zu ordnen, die unglaubliche Schlacht bei Dresden.

Man gab die Franzosen auf, und die Alliirten drangen schon zu den Thoren herein. Napoleon wußte es besser, und sagte zum König von Sachsen, er möge ruhig in seinem Schlosse bleiben. Nun stürzen aus allen Thoren die todesentschlossenen französischen Ausfälle. Alles ändert sich wie mit einer Handbewegung. „Der Kaiser ist in Dresden", ruft Fürst Schwarzenberg, „der günstige Augenblick ist vorüber, denken wir nur daran uns zu sammeln."

So dachten die Trojer nur an Rettung, nimmer an Sieg, wo sie den Wagen des Achilles sahen. Und der Hektor, Karl von Oesterreich, lag still und verstorben auf seinem Schlosse Weilburg im schönen Helenenthal bei Baden. —

Und noch hielt es Napoleon nicht einmal für nöthig, selbst in den Kampf zu reiten, er erwartet auf der Elbbrücke mit Ungeduld die Herzoge von Belluno und von Ragusa. Rings um ihn hielt man Alles für verloren, aber er sagt mit geisterhafter Ruhe und Gewißheit: „Meine Freunde, der Feind wird nicht wieder stürmen".

Und nun reitet er im Galopp nach dem Dippoldiswalder Thore. Wie mit einem Zauberschlage wird Dresden frei, die Alliirten weichen zurück.

Es wird Nacht auf der Dresdner Ebene, und der Regen fällt stärker und stärker, die Wachtfeuer leuchten matt wie

kümmerliche Siegeshoffnung — einsam reitet Napoleon über das Feld, um den folgenden Tag zu ordnen. Der Tag kommt, und es regnet und regnet unaufhörlich. Um sechs Uhr rückt Napoleon aus dem Freiberger Thore; die gegenüber liegenden Höhen sind noch leer, sein Auge lacht durch den Regen, von jenen Höhen wird die Schlacht gewonnen, von da herunter wird Murat kommen.

Die Kanonade beginnt, der Kaiser ist vor dem Dippoldiswalder Thore, das Wasser stürzt vom Himmel, er läßt ein großes Feuer anzünden, und leitet von da die Schlacht.

Murat ist auf den Höhen angekommen, der Kaiser läßt die Kanonade in seinem Centrum verdoppeln, die Wolken werden davon in die Höhe gejagt, die Sonne scheint einen Augenblick, man sieht auf den nächsten Höhen viele Handpferde — die Regenten Europas sind einander gegenüber. Die Batterien beginnen auf des Kaisers Befehl neue Lauffeuer, da die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite gelenkt werden muß. Man sieht auf jenen Höhen die lebhafteste Bewegung, ein bedeutender Mann muß getroffen sein. Die Franzosen glauben, es sei Schwarzenberg. Erst am folgenden Tage findet man in Nöthnitz ein zurückgelassenes Windspiel, auf dessen Halsbande steht: „Ich gehöre dem General Moreau". —

Der König von Sachsen schickte dem Kaiser dies Halsband — Moreau, sein gefährlicher Widersacher muß von weit her übers Meer kommen, um von einer Kanonenkugel des Kaisers zerrissen zu werden. Moreau hatte kein Glück. —

Unterdeß kommen Murat's Kanonen näher, Napoleon sprengt durch einen Kugelstrich nach seinem linken Flügel auf die Pirnaer Straße, und befeuert ihn durch drei Worte. Er kommt zurück — da erscheint der fliegende goldgestickte Mantel und die Reiherfeder Murat's, und er stürzt mit Carabiniers und Cuirassieren wie das geflügelte Unglück auf die Oesterreicher herab. Auf allen Seiten entzündet sich des Kaisers Schlacht aufs Neue, die Artillerie der Alliirten wird schwächer, sie hört

auf, es ist erst drei Uhr, der Sieg ist da. Napoleon ertheilt noch rasch Befehle, und reitet nach Dresden hinein. Das Wasser läuft in Bächen vom grauen Rock und den steifen Stiefeln, die durchnäßten Hutkrempen hängen ihm auf die Schultern, so umarmt ihn, den triefenden Sieger, der König von Sachsen vor seinem Schlosse, wo er vor vierundzwanzig Stunden nicht mehr sicher zu sein glaubte.

Die Schlacht bei Dresden war der letzte flüchtige Kuß des Glücks. Der vierte Act ging seinem Ende zu. Vandamme verwickelte sich in den Strudel des Rückzugs auf den Nollendorfer Höhen, statt ihn aufzuhalten, und kam drin um. Die Weisheit Napoleon's ward vom Unglück zertrümmert. Sein Zug nach Berlin stockte in der Unlust seiner Krieger, welche nach Paris schmachteten, und nur zögernden Fußes die Straße nach Frankreich aufgaben, die Elasticität des Kriegs und Glücks war dahin, und ein verlassener Gott saß er am 18. October auf dem Thonberge bei Leipzig.

4.

Rumohr.

Der Frühling ging, der Sommer kam; es war kühl und behaglich im Hôtel, und objectiv ruhig in meinem Herzen. Es kamen Macaroni auf den Tisch, und ich beschloß nach Italien zu reisen, und theilte das meinem Nachbar mit, den ich nicht kannte. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, wenn es einmal friedlich, menschenfreundlich in mir aussähe, und ich nichts als Luft und Sonne, und Gegend und schöne Augen brauchte, nach Ober-Italien zu reisen. Die Reisebeschreibungen hatten mich immer abgeschreckt, aber schon in Tertia hatten mich stets die Hohenstaufen darnach lüstern gemacht. Sie hatten Alles dafür hingegeben, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, es schien

mir eine Art Verzauberung darin zu liegen, daß sie immer wieder hinzogen in das Land, wo sie schon so viel rothes deutsches Blut vergossen hatten, wo schon so viel schöne blasse, deutsche Leichen lagen. Wenn ich von den Hohenstauffen hörte, so dachte ich an die zauberhaft schönen, goldenen Lombardischen Ebenen. Auch Goethe hatte mich sonst davon abgeschreckt, aber er hatte zwei Verse geschrieben, die mein Mund oft in warmen Nächten unwillkürlich sprach, wenn ein inniges Wohlsein durch mein Herz ging, eine Sehnsucht nach Schönheit, eine Liebe zu fernen unbekannten Menschengesichtern meine Seele schwellte, diese zwei Verse überfielen mich in jedem weichen Sommer zur Nachtszeit, wie liebenswürdige Diebe, heut sogar am Tage, als ein seidener Wind durch den Saal des Hôtels strich. Es sind aber die Worte jenes wunderschönen Liedes, aus welchem tausend schöne Augen Italiens sehen:

„Ein leichter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still, und hoch der Lorbeer steht."

Mein Nachbar hatte blos mit dem Kopfe genickt, er war in ein Fricassée vertieft und hatte keine Zeit. Ich wollt' es ihm eben noch einmal sagen, als mir der Wirth vom Hause, mein ritterlicher Freund, mit Hand und Auge winkte. Ich kannte jenen Wink, er sagte: Dein Nachbar ist ein berühmter Mann, und nun betrachtete ich ihn. Es war ein großer dicker Mann mit schmutziger Leibwäsche, der sehr angelegentlich zu Mittag aß. In seinem Gesicht fehlte alle Klarheit, der Frack war mit rothem Schnupftabak inficirt, und wenn er sich etwas vom Essen erholte, so stopfte er solchen garstigen, unanständigen Tabak in eine weiche kraftlose Nase. Die ganze Person kam mir ungewaschen vor, denn ich mag nie begreifen, wie ein reinlicher Mensch, oder ein Liebhaber, oder Dichter, oder wer noch ein Stück Spiegel im Hause hat, Tabak schnupfen, ein Kothreservoir in seinem Gesicht anlegen kann. Das starke, in saftlosem Fleische

baumelnde Gesicht hatte von edlem Ausdruck nur eine cultivirte Schlauheit, und eine fein fidele Gourmanderie.

Als die Tafel zu Ende war, holte er Athem, nahm eine Prise, sah mich an, und sprach: „Das machen Sie recht, nach Italien zu reisen, das muß jeder Mann von Bildung, man muß seine Saison da zubringen, statt in den Bädern".

Die kleinen Augen lächelten dazu, als zerdrückte die Zunge süße Confitüren.

„Sind Sie nicht ein Herr von Uckermann", fragte er.

Nein, mein Herr, ich bin kein Herr von Uckermann.

„Ach, Sie lächeln, Sie sind ganz gewiß ein Herr von Uckermann."

Nein, mein Herr, ich bin ganz gewiß kein Herr von Uckermann.

Pause. Man flüstert mir ins Ohr, daß es Herr von Rumohr sei.

Richtig, tief in den halbkahlen Kopf schlich die Stirn hinein, und da waren alle die feinen, glatten Gedanken zu sehen, die sich in Rumohr's Schriften finden. Das kleine Volk spielt Ecarté unter sich.

Nun entwickelte sich das Gespräch. Seine Manieren sind die eines sicheren Weltmannes, der Manieren hat, und gern herzlich thut, seine Sprache ist geräuschlos und ohne Prätension, wie sie ein objectiver Mann haben muß, und die Unterhaltung mit ihm ward sehr amüsant, wie sich das erwarten ließ.

Ich liebe es sehr, wenn man die einzelnen Dinge, ja oft die größeren Interessen, leicht, nebenher abmacht, nur berührt, und sich im eigentlichen Leben nicht stören läßt. Ich halte das Leben, das Dahingehen für die Hauptsache, und hasse die Geschäfte. Nichts ist mir widerwärtiger, als wenn unsere großen Interessen als Geschäfte betrieben werden, wenn man feierlich wird, sich erst räuspert, das Taschentuch herauszieht, eine Stelle citirt, oder den lieben Gott um Beistand bittet, den überhaupt die Leute sehr incommodiren.

Man darf nach meinen Sympathien höchstens etwas davon thun, wenn man unter lauter Gegnern lebt, wo man fortwährend um Leben und Tod seiner Ansichten besorgt sein muß. —

Wenn man die große und kleine Erfahrungs- und Wissenswelt durchrennt, so kommt man allmälig zu der Einsicht, daß jedes Jahrhundert für irgend ein neu gewonnenes Terrain leidenschaftlich Partei nahm, daß dieses Terrain in Kurzem wie eine bekannte Gegend durch die vielen Reisenden abgenutzt war, daß eine neue Jugend der Weltgeschichte kam, daß das Neueste alt wurde. Darüber soll man nicht die Empfänglichkeit verlieren, man soll in jedem Frühlinge poetisch sein, und mit den Vögeln singen, aber man soll — human werden.

Humanität ist das Ziel aller Civilisation in allen einzelnen Nadien, und Humanität ist mehr als strenges Rechthaben.

Ich weiß, daß die Forderungen, welchen wir Leute der brausenden Jugend uns anschließen, gerecht, tugendhaft sind, ich weiß es, daß ich dafür sterben werde, wenn es Noth thut, denn sie sind meine Religion; aber ich weiß auch, daß sie mein speculatives Interesse bereits nicht mehr befriedigen, daß sie für mich bereits Geschichte sind, obwol die Wirklichkeit noch lange nachhinken wird, ich weiß, daß sie darum an sich meine Leidenschaft nicht mehr erregen, denn nur das Werden und Entstehen verbündet sich mit der Leidenschaft, und daß jenes nur der Fall ist, wenn ich sie von arroganter Dummheit oder egoistischer Böswilligkeit angegriffen sehe.

Es ist mir indeß nicht unbekannt, daß man nicht in seidenen Strümpfen mit seidenen Handschuhen und einem Paradedegen durch einen Wald geht, in welchen man erst einen Weg bahnen will, darum lieb' ich meine rauheren Kampfesbrüder, welche die hart ledernen Stiefel und den rauhen Filz tragen und schonungslos die große Holzaxt schwingen, um das Gestrüpp aus dem Wege zu räumen.

Während einer Entwicklungsperiode gilt das Martialgesetz in der Weltgeschichte, und es bedarf der schonungslosen Richter,

aber es giebt kein Gesetz, das nicht zu streng wäre; ich würde auch an Septembertagen das leichte Leben eines Herrn von Rumohr in Schutz nehmen.

Auch die demokratische Gesellschaft soll nicht tyrannisiren; es muß auch Jedem frei stehen, sich kein Verdienst um die Gesellschaft zu erwerben.

Die Leichtigkeit Rumohr's, über alles Wichtige hinzugleiten, war mir angenehm. Er treibt's bis zur Coquetterie. Meinethalben. Er liest keine Zeitung, sondern sein Jokey thut es für ihn, und referirt ihm nur, wenn etwas geschieht, also oft sehr lange nicht. Und es muß etwas Reelles geschehen, eh' dieser Referent dran glaubt. Seit dem Falle Warschau's — an den Polen nehmen alle modernen Edelleute lebhaftes Interesse — hatte er bis zum Juni 1833 fast gar nichts geschehen lassen.

Uebrigens gab Rumohr der alten Zeit nur ungefähr noch drei Jahre zum Leben, „in zwei Jahr, elf Monaten ist's mit ihr vorbei", sagte er. Ich schreibe dies im December, also nur neunundzwanzigmal vier Wochen Geduld, das kann eine Welt schon aushalten, die bereits so viele hundert Jahre gewartet hat. Freilich sind die letzten Minuten im Kerker schlimmer und länger, als die ersten Jahre.

Er spricht mit liebenswürdiger Wegwerfung und erlaubter Selbstschätzung von seiner Schriftstellerei. Jetzt wird er Novellen schreiben und lauter Novellen, ich hab' ihm mit Eifer zugeredet. Wir saßen nebeneinander auf dem Fensterbrett, es lachte ein cultivirter Fuchs dabei aus seinen Augen, und er wies auf eine schlanke Dame, die eben vorüberging, und sagte: „Die hat mir auch so zugeredet, und ist schuld, daß ich jetzt lauter Novellen schreiben werde".

Ich sagte es ihm voraus, daß er unsern deutsch-lyrischen Kritikern mit seiner Formeneinfachheit nicht zusagen würde. Er zuckte die Achseln, und lächelte. Der Kellner George ward gerufen, wußte aber auch nicht, wo die deutsche unbefangene Kritik zu finden sei.

Wir haben beide Recht gehabt, sie tasten mit Nebelhänden seine steinernen Gestalten an. Uebrigens bin ich mit keinem seiner Bücher zufrieden, er weiß sie blos anzufangen. Aber dieser Anfang eines plastischen Geschmacks ist schon der Rede werth.

Rumohr ist ein bequemer Mann, nicht geschaffen, um die Welt zu fördern in großen Schritten, aber doch, sie auf kleinen Promenaden zu begleiten, wo sie ihre Gesundheit stärkt zu späteren Reisen. Ich glaube, er ist ohne aristokratischen Beikram, bin aber nicht ganz sicher und äußerst mißtrauisch, da ich in neuerer Zeit so viel derartige Pferdefüße aus der unscheinbaren Verhüllung habe hervorgucken sehen.

Wir blieben noch eine Weile auf dem Fensterbrett sitzen, und kamen auf Heine zu sprechen. Von dem hatte er nichts als einen Aufsatz über eine Gemälde-Ausstellung gelesen. Daran war nun der Jokey schuld; meine neunundzwanzigmal vier Wochen wurden aber sehr dadurch erschüttert. Wie kann Einer die Zeit berechnen, der nicht einmal ihre bedeutendsten Beweger kennt, wie kann eine Uhr richtig die Zeit weisen, wenn man beim Aufziehen nicht genau weiß, wie spät es ist.

Was er über Heine sprach, war vornehm artistisches tohu wabohu, ich gab ihm keine Antwort darauf, sondern rief den Jokey, und trug ihm auf, Herrn Henry Heine zu kaufen. Ich glaube aber nicht, daß Rumohr's einfach plastische, conservative Richtung des Schreibens Heine's revolutionäre Form je verstehen wird.

Und doch haben Beide einen Vereinigungspunkt in Goethe, aber von da aus gehen sie nach entgegengesetzten Seiten.

Es ist in Rumohr das Goethe'sche behagliche Wesen, und sobald das nichts Pretiöses zur Schau trägt, mag ich es gern leiden; es ist ein angenehmer, vornehmer Materialismus, der Wohlbehagen erzeugt. Goethe hat auch nur seinem Wohlbehagen all die Philosopheme angepaßt, die an ihm vorübergegangen sind. Er war im Grunde der subjectivste Mann, aber

er war ein Weltmann, der sein Gelüst zu verbergen wußte, und seiner Ton ist immer Objectivität.

So ist der Faust, der Spiegel von Goethe's Innerlichkeit, eine verkörperte Entwicklung der philosophischen Ideen, wie sie eben im Schwunge waren. Das wird im zweiten Theile bis zur Fratze klar. — Wenn die Isabella in der Braut von Messina nur einen Sohn gehabt hätte, so wäre das ganze Unglück nicht geschehen.

Mein ganzer Traum von der Schönheit des unvollendeten Faust ist vernichtet, meine Freude über die Poesie der Nicht-vollendung dahin — o Goethe, warum hast du mir das gethan, und dir so viel Mühe gegeben, einen Schluß des Faust zu schreiben, und so gute Verse dafür zu machen!

Rumohr glitt herunter vom Fensterbrett, und sagte schüchtern: „Sie sind doch wol ein Herr von Uckermann?"

Nein, mein Herr, sagte ich, ich bin kein Herr von Uckermann, aber ich bin des Teufels.

„Das thut nichts", erwiderte er, „darf ich fragen, warum?"

Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht; denn Sie würden meinen Teufel nicht erkennen, Sie sind ein Artist, und was die deutschen Lyriker zu viel haben an nebelhafter Poesie, das haben Sie zu wenig. Der Faust ist zu tief für Ihre Statuen, Sie gehen darin unter. Ach, der arme Faust, das objectivirte Ich Goethe's, wird ein Geheimerrath, und bekommt Orden, und wird alt mit dem Geheimenrathe und den Orden, und die zauberhafte Form der revolutionären Tragödie ist zertrümmert, und er appellirt an die Gnade, oder mit andern Worten an die Laune der Gottheit, denn Gnade ist ja doch nur gute Laune. Was? — Nein, nicht was? ich will keine Antwort.

„Reisen Sie vielleicht mit nach Berlin?"

Nein, ich reise nach Italien; wenn ich nach Berlin ginge, könnte ich's vorm Börne nicht entschuldigen, daß ich mich jetzt mit Humanität beschäftigte.

„Berlin ist ein hübscher Ort."

Berlin ist mehr als ein hübscher Ort, es ist ein liebenswürdiger Ort, es ist der Faust unter den Städten, aber man hat ihn fortgesetzt, und ich liebe die Gnade nicht.

„Wissen Sie, was Le Telletier über die Jesuiten sagt?"

Ja. Die Jesuiten waren gewiß ehrliche Leute, aber es hat seit dreihundert Jahren keine Schurkerei gegeben, wo sie nicht dabei gewesen wären.

„Was halten Sie von den Jesuiten?"

Ich liebe sie, weil sie die einzigen Menschen ihrer Zeiten waren, in denen Geist steckte; und es ist eben mein Unglück, daß sie nicht nur geistreich, sondern auch Schurken waren.

„Leben Sie wohl."

Gott stärke Ihre Schönheit.

5.

Altenburg.

Als Mann von Bildung schickte ich auf die Post und ließ mir auf dem nächsten Wagen nach Italien einen Platz bestellen. Das Scepter, womit ich die unruhige deutsche Literatur regieren helfe, legte ich nach einer salbungsvollen Rede in eines Freundes Hände, steckte mir für den Nothfall einige Bücher in die Tasche, kaufte mir eine Mütze, und ging nach der Post, fest entschlossen, mich glücklich zu reisen.

Als gutes Omen, daß ich wenigstens viel Schönes hören würde, begegnete mir auf dem Thomasgäßchen der Componist Marschner, der aus Hannover gekommen war, um seinen Hans Heiling aufzuführen. Wir sagten uns in aller Eile, daß wir sehr berühmte vortreffliche Menschen seien, wir näherten uns einander mit beispielloser Schnelligkeit, denn es fing an zu regnen, und wir hatten beide nur einen Regenschirm. Auf diese

Weise schied ich noch mit einer historischen Arbeit von Leipzig, und sah Marschner, dem Vampyr, dem Templer, tief ins Gesicht. Man hatte mir gesagt, er wisse sehr, was er wisse, er wisse sich zu schätzen. Das hab' ich auf dem Thomasgäßchen unter dem Regenschirm gar nicht so arg gefunden. Er wußte es, daß er beliebte Opern geschrieben, er wußte es, daß wir keinen Ueberfluß an Componisten haben, er wußte es, daß es eine Hauptsache sei, dramatisch zu componiren, er wußte es endlich, daß er mit Eifer, Fleiß und großem Interesse bei seiner Kunst verweile. Ich würde es ihm übel nehmen, wenn er das nicht wüßte — warum soll einer barhäuptig gehen, der sich einen Hut kaufen kann?

Ex bibl. univ. Tart.

„Nur die Lumpe sind bescheiden." Ich [illegible] Marschner größer und ernsthafter gedacht, er ist ein kleiner, feister, fixer Mann mit einem behaglichen, schlauen Gesicht, spricht wie ein Buch, und trägt weiße Halstücher, weil er beinahe blond ist.

Wenn ich ihn in großer Toilette des Abends auf dem musikalischen Gerüst bei Lampenschimmer gesehen hätte, so wäre er mir wahrscheinlich äußerlich wie der deutsche Rossini vorgekommen. Auf dem Thomasgäßchen ist aber die Illusion sehr schwierig. Er hat wie jener etwas vornehm wohlgenährtes im Gesicht, ein gewiß behagliches Adagio. Seine Opern sind aber deutsch bis auf den letzten Strich. Die klugen Leute sagen, er sei ein Nachahmer von Weber. Die Aehnlichkeiten in allen Kunstproductionen sind in Deutschland das Studium der mittelmäßigen Richter. Sie jagen viel mehr nach Aehnlichkeiten, als nach Genuß, und „Reminiscenzen" ist das Zauberwort, womit sie sich und Andere täuschen. Diese Art wird noch lange nicht aussterben, weil es das bequemste Mittel ist, sich selbst mit all' seiner enormen historischen Kenntniß zu bespiegeln.

Ich sehe diese Helden, mit der Operngluckerbatterie bewaffnet, das Haupt hin- und herwiegen, und bei jeder neuen Nummer der schönen Nachbarin so gewiß „o mein Gott" zuflüstern, „Euryanthe — Freischütz — Oberon".

Es singt eine Nachtigall wie die andere, und sie ahmen einander nicht nach.

Der gelbe Schwager blies, ich fragte eiligst Marschner, wie, bei welcher Gelegenheit, in welcher Situation, um welche Zeit er seine Opern componire, ob vor oder nach Tisch, im Negligée oder im Frack, im Bett oder im Freien, sitzend, stehend oder gehend. Das ist mir sehr interessant, seit ich weiß, daß der berühmte Philolog Reisig zum Beispiel seine besten und tiefsten Studien an der platten Erde auf dem Bauche liegend machte. Mein Stubenkamerad auf der Universität, mit dem zugleich ich jene wichtige Notiz hörte, fing von da an, auch Philologie zu studiren, und sich auf den Bauch zu legen; ich erwarte alle Tage, daß er berühmt werden wird. Beethoven componirte im Schlafrocke, und zwar in einem sehr schlechten Schlafrocke, den er mit einem Stricke zusammenband; Marschner gestand mir, daß er seine besten Gedanken auf dem Spaziergange in einer Pappel-Allee habe. Der Schwager blies zum zweiten Male. Für die Pappeln kann ich nicht stehen, es kann auch eine Linden-Allee sein, mein Gemüth ward bewegt durch die Fanfare des Schwagers und durch das Scheiden, aber für die Allee bürg' ich. Der Schwager blies zum dritten Male, ich mußte den Regenschirm und Marschner verlassen. Die Freunde gaben mir ihren Segen, denn ich zog hin ins Land Gosen, und wenn ich eine schöne Aegyptierin fand, die mich lieben wollte, so kam ich nicht bald wieder. Das wußten sie. Der Sorglichste von ihnen fragte, ob das auch die Post nach Italien sei.

„Ne", sagte man ihm, „die geht nach Borne."

Er rief erschreckt, der Wagen flog fort. Es regnete fleißig und unverdrossen wie sittsame Mädchen des Nachmittags unaufhaltsam spinnen: die Räder schnurren, der Regen klatscht an die Fenster, es ist aschgrau deutsches Wetter. In solchem grauen Reitermantel lag das Leipziger Schlachtfeld da, so verließ ich Deutschland, machte die Augen zu, und recapitulirte mein ganzes Leben, wie ich beim Antritt jeder großen Reise zu thun

pflege, und, erschöpft von meinem Leben und von Deutschland, schlief ich ein.

Als ich erwachte, sah ich die kleinen Landvierecke an beiden Seiten des Wagens, von kleinen Gräben eingeschlossen, mit kleinen munteren Bäumen bepflanzt. Hie und da nickten harmlos die einzelnen Wäldchen, die nicht breiter und nicht länger sind, als ein bescheiden Bauerhäuschen. Ich erkannte das Land an seinem Kleide, es war Altenburg. Bald kamen auch die uniformirten Landleute hie und da zum Vorschein. Die Frauenzimmer müssen einmal im Altenburgischen großes Unglück angerichtet haben: seit der Zeit hat man ihnen eine Zwangstracht angelegt, die sie garstig macht. Vor der Brust tragen sie ein Brett, damit Herz und Busen verkümmere, die Röcke reichen nur bis ans Knie, um plumpe Gebirgswaden zu zeigen. Das Erzgebirge streckt einen seiner letzten Zweige in das Ländchen, und es ist merkwürdig, wie sich dieser kleine District absondert von seinen Nachbarn. Es ist Charakter im Altenburger, sollt' er auch nur in der kurzen Jacke liegen, deren Taille unter den Armen steckt. Die Hauptfarbe ist noch schwärzer, als die bei den Braunschweigern, aber sie ist trauriger, geschmackloser, nicht so muthig, als bei jenen, sie sieht mehr leidend, gottesfürchtig aus. Auf dem Kopfe trägt der Altenburger ein kleines unreifes Filznäpfchen, um die Beine weite schwarze Lederhosen, die aber nur bis ans Knie reichen; es muß viel lederne Hantirung in Altenburg geben: auch das Berühmteste in der Stadt sind schöne, solide und wohlfeile Handschuhe. Die Tracht der Landleute, von welchen hier nur die Rede ist, sieht steif, gemacht und geschraubt aus, es ist keine Leichtigkeit und Bequemlichkeit darin, die Leute sehen auch trübselig ernsthaft daraus hervor, obwol es ihnen gut geht, und sie meist wohlhabend sind. Es ist kein Feuer, keine Genialität in ihnen. Aber treuherzig sind sie und gut, und lieben ihre niedrigen Berge und ihre Kröpfe.

In die Stadt selbst, Altenburg, rollt man bergab schnell hinein, und kommt langsam wieder hinaus. Das ist ein gutes

Zeichen, es ist nicht übel Wohnen da; man findet viel Liberalismus, viel Essen und Trinken, viel Gesundheit und viel schlechtes Wetter. Wenigstens regnete es immer, wenn ich nach Altenburg kam, darum liegt die Stadt naß in meinem Gedächtnisse.

Aber immer guckten hübsche Mädchenköpfe aus den Fenstern, und heute war das Glück und Unglück gar zu groß. In einer engen Straße, durch welche der Postwagen donnerte, kam ein dunkelgelocktes Mädchenhaupt aus einem Fenster, und zwar so nahe an meinem Kutschenschlage, daß ich muthwillig hinausfahren und ihr wenigstens eine Locke küssen wollte. Sie fuhr zurück, aber das frische Gazellenauge lachte, ich streckte die Hand aus, das schalkhafte Kind that's auch — wie ein Blitz schlug die Hand in mein Gedächtniß. Ich kannte diese volle, weiße Hand, ich kannte jene Gazellenaugen und jene fliegenden Locken, ich kannte sie aus Anhalt und Magdeburg.

Vorüber flog der Wagen, der Eilwagen ist das moderne Fatum, nichts hemmt seine Speichen. Vergeblich sprang ich auf und nieder, bergauf, bergab ging's weiter durch das romantische Altenburg. Die Stadt ist wirklich in sich romantisch, Höhe und Tiefe, Begeisterung und Koth wechseln schnell wie ein Windstoß. Prächtig verlassen steht jenseits eines kleinen Wassers das Herrenschloß. Ein Professor neben mir, der bereits die Homöopathie, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Dampfwagen, die neuesten geographischen Entdeckungen und die preußische und sächsische Politik erschöpft hatte, detaillirte der Gesellschaft mit jener todesverachtenden Redseligkeit deutscher Professoren den Prinzenraub, welcher da drüben im Schlosse vollendet worden war. Er kannte jedes Fenster und jeden Absatz, dessen sich Kunz von Kaufungen bedient hatte, und er beschrieb so lebendig und so genau, daß wir zehnmal fragen mußten, und als der Wagen rechts einbog und das Schloß verschwand, nicht klüger waren als vorher.

Ich theilte ihm die Notiz mit, daß Kunz von Kaufungen zur damaligen Zeit stark an Hämorrhoidal-Beschwerden gelitten

habe, und daß es nur deshalb mit seiner Flucht so mangelhaft gegangen und er später erwischt worden sei.

Der Professor war sehr dankbar für diese Notiz, und fragte hastig nach der Quelle. Ich citirte ihm den Codex Clermontanus, den er zu Leipzig auf der Schweizer Bibliothek zu jeder Stunde einsehen könne. Er war noch einmal sehr dankbar.

Nach fünfzig Jahren werden es die Leute, welche keine Historiker sind, gar nicht glauben können, daß einst der Raub von zwei kleinen Buben ganz Deutschland in Allarm gesetzt und Krieg und Noth und Jahrhunderte lange Verwirrniß habe erzeugen können; sie werden das Wort „Prinzenraub" nicht mehr verstehen. So geht die Cultur verloren. —

Ich fragte den Professor, ob er in Freiberg den blauen Stein gesehen, auf welchem der Kaufungen hingerichtet worden, und der eben von Kunzens hämorrhoidalischem Blute blau geworden sei — der Professor war außer sich vor Neugierde, der Wagen hielt, „Zehn Minuten meine Herren", schrie der Conducteur, ich mußte wissen, ob es Jerta gewesen, ich fühlte die warme, weiße Hand an meinem Munde, ich rannte davon. Der Professor schrie, ich rief im Laufen, daß ich wiederkäme, er schrie jammernd, daß er nicht weiter mit uns fahre — ich hörte nichts mehr.

Schicksal, Schicksal, ich verirrte mich, und konnte die Straße nicht finden, sieben Minuten waren um, ich wußte auch nicht mehr, wo die Post war. Kunz von Kaufungen, doch warst du glücklicher, ich fand nicht einmal meine Prinzessin. Ich mußte mir für einen altenburgischen Sechser einen Buben gewinnen, der mich im Trabe zur Post zurückbrachte. Es war der Moment des Abfahrens. Wie ein Paquet ward ich hineingeworfen, händeringend stand der Professor am Schlage, eine antiquarische Thräne stand auf seinem wissenschaftlichen Auge, „der blaue Stein", wimmerte er. Ich konnte ihm nicht helfen, die Pferde zogen an, ich schrie, als ob ein Menschenleben auf

dem Spiel stünde: „Reisen Sie nach Freiberg", ob er's aber gehört hatte, wußte ich nicht.

O, Jerta, deine Gesichtszüge sind mein Malheur! Als ich noch jung, sehr jung war, und den ersten gründlichen Unterricht im Christenthume erhielt zu Sprottau in der kleinen gewölbten Sakristei, wo es immer schmählich kalt war, da saß mir gegenüber ein schlankes Mädchen im grauwollenen Ueberrocke, die war größer als ich, und ich liebte sie schon damals mehr als das Christenthum. Aus ihren großen blauen Augen, die so tief waren wie der See Genezareth, las ich alle die Antworten christlicher Liebe, welche ich dem Herrn Pastor Primarius zu seiner größten Zufriedenheit gab, und um ihre Lippen hatte sie einen schalkhaften, liebenswürdigen Zug, der mein Herz zerschnitt mit der Seligkeit des Himmels. Ach, ich hätte immer weinen und sterben können, wenn sie mich ansah mit diesen lieben, lieben Augen und jenem Zuge und Ausdruck, der mich so namenlos glücklich machte. In jenem Zuge mußte wol das ganze Geheimniß aller irdischen Freude liegen, die mir zu Theil werden könnte, ich wüßte sonst nicht, woher diese überwältigende Himmelsseligkeit über mich gekommen. O, es ist ein großes Mysterium, die erste Liebe, und alle späteren Leidenschaften borgen ihren Reiz von ihr.

Wie wußt' ich nichts von Kälte, obwol mir die Hände erstarrten, wenn Sie da war, und wie langweilig war das Christenthum, wenn es ihr einmal zu kalt war, und sie nicht kam. Sie trat immer erst später mit dem Herrn Primarius in die Sakristei, und ich glaubte lange, den Herrn Primarius allein zu lieben, und irrte mich doch so sehr. Ach, mit welcher Angst bemerkte ich's, wie wir immer mehr lernten, und die dümmsten Bauernjungen schon wußten, daß der Apostel Paulus früher Saulus geheißen und daß er das Heiraten vertheidigt habe, wenn's einmal sein müßte; denn je höher unsere Gelehrsamkeit stieg, desto näher kam das Ende meines Glücks, das Ende des Unterrichts.

Und das Ende kam wirklich, es war gar zu traurig, und ich sah sie nur noch von Weitem hinter dem Fenster, und begegnete ihr manchmal, wenn sie in die Stunde ging zum Herrn Primarius, als ich schon ein kleiner Christ, und sie noch eine liebe, halbe Heidin war. Daher mag's wol kommen, daß mir mein ganzes Lebelang das Heidenthum so viel schöner erschienen ist. Ich lebte acht Tage und acht Nächte von einem einzigen Blicke, und wenn es Abend ward, da schlich ich um ihr Haus, und wartete so lang bis in dem unteren Geschoß Licht ward, dann aß die Familie zu Abend und sie auch. Das Fenster war hoch und mit Eisengittern versehen, aber ich kam hinauf, und hing so lang an den Eisengittern, als es meine kleinen Kräfte erlaubten und sah ihr zu, wie sie zu Abend aß, und sah ihr in das himmlische Gesicht, und die Thränen liefen mir über die Backen. — So kam denn auch der letzte Abend, den andern Tag sollte ich weit fortgebracht werden auf eine größere Schule, damit ich auch Griechisch und Hebräisch erlerne, was in Sprottau Niemand konnte. Oh, ich war so böse auf das Griechische und Hebräische, und habe in Beiden aus Haß niemals was Ordentliches gelernt. Ich sollte den letzten Abend feinartig zu Hause bleiben, die Mutter wollte noch viel mit mir sprechen, und ich sollte packen helfen, aber ich stahl mich immer einmal fort, und sah ob bei ihr im Erdgeschoß kein Licht sei. Umsonst, der erste Stock war erleuchtet und unten blieb es finster. Ich war so traurig, als sollt' ich sterben. Da kam ein kleines Licht; — husch hinauf ans Fenster, wahrhaftig sie war's, war allein und suchte etwas im Zimmer. In der finsterſten Nacht am besten, und auch am hellsten Tage weiß ich noch, wie das Licht ihr mildes Antlitz beschien, alle Herrlichkeit der Erde lag auf diesem kleinen, lieben, süßen Angesichte. Ich hätte nicht gewagt, ein Zeichen meines Daseins zu geben, meine Liebe war eine schweigsame Religion, sie hat nie eine Sylbe davon erfahren, und es fiel meinen kühnsten Träumen nicht ein, daß sie in das untere Zimmer gekommen sein könne, um meinen Augen einen Abschied

zu gönnen. Ich wollte nichts von ihr, sie hatte nichts zu thun für mich, als zu existiren.

Den andern Tag reiste ich in einem verhangenen Korbwagen an ihrem Hause vorbei auf die ferne Schule, es regnete wie heute, und ich habe sie nie wieder gesehen. Aber ihr süßes Angesicht ist für immer die Romantik meiner Liebe geworden, und jener Zug um den lieben Mund, der mein Herz mit Seligkeit durchschnitt, ist noch heut der Typus jenes Zaubers, den man Liebeszauber nennt, und er hat mich oft unglücklich glücklich gemacht.

Sein gedacht' ich jetzt im Postwagen, denn jenes Mädchen in Altenburg glich ebenfalls jener lieben, kleinen Heidin aus Sprottau, und glich doch auch der Jerta, und warf mein Herz Fangball und quälte mich auf das Süßeste.

Es war glücklicherweise finster geworden, da geht das Liebesträumen so vortrefflich; ich drückte mich in die Ecke, und schwelgte wie ein türkischer Opiumesser, und selbst die Erinnerung störte mich nicht, wie man mir einst erzählt, die kleine Heidin sei sehr groß geworden, und habe einen dicken Justizrath geheiratet. —

6.

Die Novelle.

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinnen zu sein, die weit entfernt von einander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehen.

Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht Acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt sah sie ins Feuer hinein, und langsam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde", rief der Vater, „die Kanne ist leer, und Ferdinand hat erst zwei Tassen getrunken."

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und die weißen schönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten frisches Holz

an, die Thränen fielen ins Feuer, und sie nahm sich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, sie brachte es auf den Tisch, schenkte dem Bruder die Tasse voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend drückte sie ihr Gesicht an seine Augen. „Und du gehst nun auch fort, Ferdinand.“ — —

Mehr konnte sie nicht sagen. Der Bruder schlug den Arm um sie, der Vater stellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte sehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als sei er verdrießlich, und schalt, daß man den Jungen nicht wenigstens in Ruhe frühstücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „Der Kutscher“.

Ferdinand sprang auf, küßte den Vater. Des Alten Gesicht war in stürmischer Bewegung. Er küßte die laut weinende Mutter; unter lautem Weinen band sie ihm einen Fuchsschwanz um den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, das er auf dem Stuhl hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!“ — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Gesicht, und bat ihn vom Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffst, so bitte ihn, daß er treu ist.“

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesicht nach, und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer ging Mathilde ins

Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet, und sollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und schritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses. Es war Theegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in den Zügen, sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, stand die älteste Tochter Emilie, und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein frisches Verlangen auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie Französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den Acten war sie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der

Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thüre stehen, und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lectüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es sei charmant, daß er so hübsch und mit so viel Gefühl lese. „Ach ja!“ setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße seinen Universitätsfreund Richard, und die Freude war groß, sie hatten mit einander studirt, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereist, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, und wo Mathilde vor der Thür saß, und ihrem Bruder einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem lieben Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: das ist ein schönes Paar, Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Darauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann, und ein geliebter Gesellschafter in Riga; er hatte so viel

Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Carrière zu machen. Der Banquier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand stieg im Preise, daß er so respectable Connexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte und ließ sich auch niemals sehen.

Ferdinand lehrte Alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andere Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen, und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kukuk", und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der Aelteste erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickten.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und sprach mit fester Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein". — —

Auf dem Corridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Thränen und Küssen.

„Laß' uns nach Deutschland fliehen!" bat sie.

„„Du willst?""

„Ich will Alles, was mich mit dir vereinigt, ich liebe dich sehr."

Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Thüren wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort

würden sie, wenn Alles im Hause schliefe, das Nöthige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause. Emilie erschien geschmückt, und war ausgelassen und schön und lachte und scherzte und tanzte wild und lustig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand stand in einem Fensterwinkel, und sah ihr mit Entzücken zu; seine Seele war mit der Liebe für das schöne, frische Mädchen und mit Besorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als sich die Gesellschaft trennte, flüsterte sie ihm zwei Worte ins Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Gestalt huschte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand schlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorsichtig sein, denn der Mond schien verrätherisch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, das auf den Hof hinausging, war noch Licht. Plötzlich schrie Emilie laut auf — rücksichtslos sprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe sie ihren Namen nennen hören. Rücksichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus, und küßten sich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand sollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, sogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten zu einem Bündel schnüren, und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand geleitete sie erst zurück ins Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein neues Testament in die Tasche, und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme.

Er weckte ihn, und begann seine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber ans Schiff. Der Capitän ward gerufen, das Geschäft war bald abgemacht, um sechs Uhr wollte das Schiff in See gehen. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, das sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häusern her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten sich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hause des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geschellt, und darauf bestanden, den Herrn vom Hause augenblicklich sprechen zu müssen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihause, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaster hob eben die Anker, in Riga schlug es sechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaisers den Capitän zu sprechen verlangte. Die Matrosen schrien, die Anker würden gelichtet, es sei zu spät, „Im Namen des Kaisers“ klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Capitän kam.

Bald darauf sah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herab klettern ins Boot. Richard, der in seinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme stand, führte

Emilien an des Vaters Wagen, hob sie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutscher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward ins Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalproceß.

In den ersten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, sie zu trösten.

Nach einiger Zeit sagte man ihr, Ferdinand sei nach Deutschland entlassen und die Sache sei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man schon nicht mehr. Mathilde war sehr blaß geworden und noch ernsthafter als früher. Eines Tages sagte sie dem Vater, sie wolle mit der Post nach Riga reisen, Ferdinand sei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater sagte nichts, und machte ihr das Reisegeld zurecht. —

In Riga hörte sie auf der Polizei, Ferdinand sei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, sondern traf Anstalten, nach Petersburg zu reisen, um dem Kaiser einen Fußfall zu thun. Als sie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu bestellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutsches Lied sang, das man bei ihr zu Hause am Rheine oft zu singen pflegte. Sie ging etwas schneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete sich um. Mathilde stand still wie eine Bildsäule, sie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber sie nicht, und ging weiter, und trällerte sein rheinisches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war sie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte sie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr sie über die weite Eisfläche Sibiriens hin,

sie hatte schon viele hundert Werste zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit seinen Hütten, wo sie Ferdinand finden, ihm seine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als sie in den Ort kam, erfuhr sie, daß es Ferdinands Leiche gewesen war. —

Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

In der Nähe von Riga begegnete ihr eine schöne Equipage. Der Kutscher des schönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinsitzenden stiegen aus, der Postillon, welcher Mathilden fuhr, hielt still, um dem Kutscher behilflich zu sein.

Der Herr und die Dame, eine junge schöne Dame, baten Mathilden, sie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Gesicht fallen, es war Richard. Er saß ihr gegenüber und scherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber seine junge Frau, und als sie nach Riga kamen, sagte ihr der Postillon, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutschen hätte fortfahren wollen.

Mathilde sagte nichts, und fuhr weiter nach Deutschland hinein.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Posthause in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtstrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erschrocken: Das waren die verstorbenen großen Augen Mathildens, auf diesen blassen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es schien mir ein erschreckliches Unglück auf diesen todtgeweinten Mienen still und stolz zu ruhen, lange, lange schon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und

geschmeidigt haben. Ein strenger Weibesschmerz sah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach solch trauriger Geschichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte innig, und die erschütterte Seele drängte sich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung solchen Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos sein, wer das Unglück selbst erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hob sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Athem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beider Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affecte geordnet hatte, waren die Reiseeffecten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem süßen Gesicht meiner Jugendliebe.

Ich stand schmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnsucht im Thorwege, und sah der Laterne des Wagens so lange nach, bis sie verschwand.

All' die süßen Liebesschauer aus der Sakristei, all' das Liebessehnen der frischen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht gelesen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

7.

Zwickau.

„Und er nahm ihm ein Stück seines Lebens, und lachte dazu."

Aus der verlornen spanischen Tragödie.

Nach allen Seiten hatten sich die Reisenden aus dem Posthause zu Zwickau zerstreut. Ich saß mit einem ruhigen, behaglichen Norddeutschen am Ende allein in dem winkeligen Gastzimmer auf einem versteckt liegenden Sopha. Es war in der zweiten Stunde der Nacht, ein einsames Licht brannte träg auf einem entfernten Tische von lang gebranntem Dochte beschattet. Der Norddeutsche rauchte seine Pfeife und sah zufrieden vor sich hin, meine Gefühle schlugen auch allmälig immer kleinere Wellen, es war so fein still in Nähe und Ferne, der Morgenwind schüttelte leise zuweilen an den Fenstern, man hörte es, wie er den erschöpften Regen fortblies, ein früher Hahn begann schüchtern und wie unsicher probirend sein erstes Signal eines neuen Tages.

Ich wollte auch einen neuen Tag anfangen, und verschloß die Thür zu den Gedanken des vorigen Tages, und wendete mich an meinen Nachbar. Ein neuer Mensch auf einer Reise erschließt immer wieder ein ganz anderes Terrain, wenn man seinen Geist und sein Herz nur ein wenig zu öffnen weiß.

Der Norddeutsche war einer von denen, welche nach zehn Minuten so bekannt und offenherzig sind, als wäre man schon jahrelang mit ihm umgegangen. Das ist bei vielen Menschen

eine Schwäche, bei ihm aber war es Stärke; er war sich seiner Kraft bewußt; die ihm begegneten, mochten mit dem, was er ihnen gab, machen was sie wollten, das war ihm einerlei. Er hatte ein gutes Gewissen, wie denn ein starker Mann, dessen Unterleib gesund ist, selten ein schlechtes hat. Denn an einem schlechten Gewissen sind immer zwei Drittheil Angst und Schwäche.

Es ergab sich, daß wir zusammen über Schneeberg nach Carlsbad reisen wollten. Er sah stämmig und robust aus wie eine gesunde Kiefer, und ich fragte ihn natürlich, was er denn in Carlsbad wolle, da er nicht vornehm genug aussähe, um diese Frage überflüssig zu machen.

Da zog ein liebenswürdig Lächeln um seinen Mund, wie wenn in den letzten Tagen des April die Sonne zum ersten Male wieder oben über dem Kieferwalde zum Vorschein kommt, und die wenigen Aeste einander zuraunen: „Seid munter, sie ist da". Er nahm die Pfeife aus dem Munde, und konnte sich gar nicht mehr aus dem Lächeln herausfinden, ich war ernstlich besorgt, daß es sich in ein Lachen verwandeln, und ich gar nichts erfahren würde, und unterbrach ihn deshalb, als er lächelnd aufstand und das Licht schneuzen ging.

„Sie müssen nicht davon sprechen" —

So fangen alle Leute an, die in Deutschland mündlich etwas erzählen wollen. Die jungfräuliche kindische Scheu vor der Oeffentlichkeit ist immer so groß, daß sie roth werden, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen, und bleich, wenn etwas dabei steht, was sie selbst gesprochen.

Ich machte ihn sicher, und nun erzählte er wie ein langsames, aber regelmäßiges Mühlrad.

Jetzt sei er zwar ein tiefer Dreißiger, aber er sei einst auch jung gewesen, und habe sich auf der Schule mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen beschäftigt. Und nun begann er eine Detailerzählung, und stopfte sich dazu eine neue Pfeife. Ich erinnerte ihn, daß wir keine volle Stunde mehr übrig hätten, dann ginge der Wagen nach Schneeberg ab, und

ob er wol bis dahin fertig zu werden gedächte mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen, um derentwillen er nach Carlsbad reise.

Eine Zeit lang mußte ich auf Antwort harren, da die Pfeife eben in Brand gesetzt wurde, dann zog er einen tiefen Schluck Rauch, und sagte: Wir können ja im Wagen fortfahren.

Nach diesen Worten setzte er sich und erzählte. Er hatte auf der Schule zwei Treppen hoch hinten hinaus in einer kleinen Stube mit einem langen, sehr langen Theologen und einem sehr kleinen ABC-Lehrer zusammengewohnt. Selbiger letztere habe sich sehr viel auf seine Schwester, die einen Goldschmidt geheiratet, und auf das Perfectum des Verbums ferre zu Gute gethan, das er als ehrwürdigen Rest sonstiger klassischer Bildung, die ihm geblieben, allen andern Perfectis der Welt vorzog.

Deshalb nannten wir ihn Tuli, — „Herr Tuli", fiel ich dem Norddeutschen ins Wort, und war äußerst bewegt, denn das war ja meine Geschichte, jener Tuli war mein Stubengenoß gewesen, jener Schüler war ich.

Der Norddeutsche ließ sich aber nicht stören, sagte: „Sehr richtig, deshalb nannten wir ihn Tuli", und fuhr gleichmäßig fort zu erzählen. Mich überlief es eiskalt, alle Geschichten von Doppelgängern, von gestohlenen Spiegelbildern kamen mir in den Sinn, es war spät in der Nacht, ich war allein mit dem Manne im Gastzimmer zu Zwickau, ich träumte vielleicht, war auf dem dunkeln Sopha eingeschlafen, ich fragte den Norddeutschen, ob er gewiß wüßte, daß ich wachte.

„Ja", antwortete er trocken, und fuhr fort in seiner Geschichte.

„Tuli hatte die ganze Stube voll Vögel hängen, und wenn sie alle sangen, so hörte man sein eigen Wort nicht. Hinter dem Ofen aber befand sich eine Hecke von Kanarienvögeln, auf welche Tuli all seine Erwartungen baute. Wir führten ein sehr stilles, gottseliges Leben: am Tage lehrten und lernten wir, Tuli das

ABC, ich Lateinisch, der Theologe las hochbeinige Klassiker, und sammelte sich schöne Redensarten für zukünftige Predigten. Gegen Abend fanden wir uns alle zusammen, Tuli versuchte es, eine seiner verstopften Pfeifen in Brand zu stecken, was nicht immer gelang, der Theologe, der nebenbei mein Vetter war, zog sich seinen alttestamentarischen Schlafrock an, der grau wie Buße und lang wie die Ewigkeit aussah, und ging mit großen Schritten nicht ohne Schwierigkeit im kleinen Zimmer auf und ab, ich saß im Winkel und dachte an den Epaminondas, der die Flöte so schön gespielt habe, und beschloß, meinem Vater zu schreiben, daß ich auch Flöte spielen wollte, um ein Epaminondas zu werden, meiner Mutter aber mitzutheilen, wie fleißig ihr Rath befolgt werde, und wie ich mich alle Tage am Treppengeländer baumle, um zu wachsen. Denn ich sah wol ein, daß ich größer werden müsse, um den Epaminondas zu spielen, und meinen langen Vetter beneidete ich in solchen Augenblicken immer sehr."

„Jetzt räusperte sich Tuli und stellte mit schüchterner Stimme die Motion, ein Uebriges für den schönen Winterabend zu thun und eine Bretzelsuppe zu kochen oder Kartoffeln in Speck zu braten, da die Herren — das war mein Vetter und ich und das schmeichelte mir sehr — von der letzten Sendung der respectiven Eltern wol noch Speck besäßen!"

„Der Antrag ging durch, es ward Licht gemacht, Tuli zog seinen blau-gestreiften leinwandenen Schlafrock an, gab die Versuche mit seiner Pfeife auf, und hinkte hinunter zum Bäcker, um Bretzeln zu kaufen, und versprach den Sechser auszulegen und aus dem Keller Kartoffeln mitzubringen."

Der scharfsichtige Leser wird bemerken, daß ich zuweilen dem Norddeutschen das Wort abnehme, und in der Erzählung seiner Veranlassung, nach Carlsbad zu reisen, selbst fortfahre. Das verwundert ihn gar nicht, es ist eine schreckliche Lage, schrecklicher als die des Lesers, der nicht absieht, wie wir nach Carlsbad kommen werden. Den Leser kann ich trösten, denn ich

ahne es, wo es hinaus will, und mich quält nun auch schon die Eifersucht, aber wer tröstet mich, dem in der Nacht zu Zwickau auf dem dunkeln Sopha ein Theil seines Lebens abhanden gekommen ist!

Wir fuhren fort:

Aus einer Schüssel, die auf einem nackten Tische von weißgewaschenem Fichtenholze stand, aßen wir alle drei friedlich und besonnen Bretzelsuppe oder Speckkartoffeln. Dann spielte ich mit Tuli eine Partie Dame, die er mich selbst gelehrt, und wenn er zu viel Schweinchen bekam, so hörte er verdrießlich auf, und setzte sich auf die Ofenbank, die kurzen Beine horizontal so lang wie möglich vor sich hinstreckend. Da sah er aus wie ein Indianerhäuptling von einem verwahrlosten Stamme, und sprach drei Stunden lang kein Wort und regte kein Glied, und, wie ich gewiß weiß, dachte auch nicht den kleinsten Gedanken. Der Vetter excerpirte von Neuem klassische Stellen, ich las alle epischen Gedichte, deren ich habhaft werden konnte, und Alxinger's Doolin von Mainz, und Bliomberis' und Schulze's Cäcilie und bezauberte Rose waren noch lang nicht die schlechtesten. Es war todtenstill im kleinen Zimmer, die Vögel schwiegen schon lang, und gespenstisch hingen die Bauer da, und von meinem Vetter und mir hörte man die Blätter umwenden, bis es zehn schlug. Ich segne aber jetzt die Zeit, denn ich brauche sie nothwendig für meine literaturhistorischen Kenntnisse, später wäre ich nimmer im Stande gewesen, so viel Heldengedichte mit durchzuschlagen.

Schon gegen zehn tummelten sich die Helden verworren vor meinen müden Augen. Sobald es schlug, schleifte Tuli seine Elementar-Glieder von der Ofenbank herunter bis ins Bett. Auch ich schlüpfte hinein, und in bunten Träumen schlug ich mich herum mit dem anfänglichen Gesichte Tulis, das einem Albino, einem weißen Neger, angehört hätte, wär' er in Afrika geboren gewesen. Auf seinem Scheitel hatte er nur zwanzig lange Haare, welche auf dem Hinterkopfe entsprangen, und mit ökonomischer

Benutzung einen ganzen Haarwuchs vorstellen mußten. Sie waren nämlich durch vorsichtige und sanfte, aber unausgesetzte Erziehung daran gewöhnt, gegen ihre natürliche Neigung vorn nach der faltenreichen Stirn zu, glatt und bescheiden anzuliegen. Die Stirn war kurz wie Tulis Verstand, um die Gegend, wo Augen sein sollten, schwebte ein beständiges Abendroth, in dem Allerheiligsten des muthmaßlichen Auges thaute und regnete es aber beständig, und kein Wald von Wimpern schützte die löschpapierne Wange vor Ueberschwemmung, jenen Schutz hatte ihm die Natur völlig versagt. Daher kam seine boshafte Katzennatur, welche sich bald offenbaren wird, denn er ward alle Morgen blind wie die Katzen geboren, und erst nach langen Anstrengungen mit Schwamm und Tüchern, gelang es ihm, den Tag zu gewinnen.

Nimmer, Tuli, vergeß' ich deinen Anblick, wenn du am hellen Morgen tastend bis zum Handbecken stolpertest, in welchem dein Tageslicht verborgen lag. Du warst im tiefsten Negligée, aber auch im Negligée schamhaft, nimmer vergeß' ich deine bräunlichen, flanellnen Untermodesten, aber auch nimmer den Morgen, wo du mich unbarmherzig aus meinen Träumen von dir rütteltest, der Fink hatte noch nicht gepiept und mich geweckt, ich träumte von dir und der bezauberten Rose.

Wie ein rachelustiger Gnom stand er an meinem Bett, und klagte mich der fürchterlichsten Frevelthat an, die sein ABC-Herz zu ersinnen vermochte, der Frevelthat, seine Kanarienhecke vergiftet zu haben. Am Abende hätte ich ihm alle fetten Kartoffeln von seiner Seite wegstibitzt, ich sei überhaupt ein junger Bösewicht.

Entsetzt fuhr ich auf, mein Vetter, dem ich einige schlechte Witze in sein Heft großartiger Redensarten geschrieben, was er eben entdeckte, sprang aus dem Bette, und überschüttete mich mit einer Rede des Demosthenes, ich kam nicht zu Worte, und entfloh mit Mühe in die Schule zum Cornelius Nepos, wo ich mich ein wenig mit dem leidenden Aristides tröstete.

Nun kamen trübe Zeiten, ich lebte in unserem kleinen Zimmer wie ein Ausgestoßener, sogar die Vögel konnten mich nicht mehr erfreuen, denn sie erinnerten mich an die Kanarienhecke — ich glaubte am Ende selbst an meine Schlechtigkeit, und hielt mich für ein verwahrlostes Gemüth, wie mich mein langer Vetter immer nannte. Ach, ich war sehr betrübt.

In dieser traurigen Stimmung saß ich eines Abends einsam am blassen Tische von Fichtenholz — die Zeit der Bretzelsuppen und mit Speck gebratenen Kartoffeln war vorüber — und lernte mit schmerzlich bewegtem Herzen die Präfatio im Cornel auswendig: „Non dubito, fore plerosque“ — ich zweifelte aber und verzweifelte an Allem. Es war recht deutsch unheimlich heimlich um mich, ein kleines Sechserlicht brannte matt, der Wind warf murrend den Schnee an die Fenster, hie und da schlug gespenstisch ein Vogel leise mit den Flügeln, wenn er vom Aar, oder Geier, oder von Leimruthen, oder auch von einem fern fliegenden Liebchen träumte, dessen Untreue ihm natürlich schien, da Schlegel den Vögeln keine Romantik hat beibringen können. Mich schauerte vor Einsamkeit. — —

Da klopfte es dünn und furchtsam an die Thür. Ich hatte Niemand kommen hören, und erschrak sehr, das dünne Klopfen klang so geisterartig. Kein Ton war in meiner Kehle — es klopft wieder, ich ermanne mich zu einem jämmerlichen „Herein“. Ein junges blondes Mädchen öffnet die Thür, und bittet schüchtern, ob sie ihr Licht bei mir anzünden könne.

Das Mädchen prägte sich mir schneller ein, als die Präfatio im Cornelius Nepos; sie machte einen wunderbaren Eindruck auf mich, und ich hielt sie für einen Engel, trotz des reellen Talglichtes, daß sie in der Hand hielt, und das ich mit meinem Sechserlichte in Brand steckte. Bei dieser Gelegenheit zitterte meine Hand, und ich erinnerte mich nach vielen Wochen, als ich wieder etwas zur Vernunft gekommen war, daß der Engel damals ein wenig schalkhaft lächelte. Sie war zwar auch schüch-

tern, aber wir waren beide vierzehn Jahr, also war sie älter und hatte schon mehr Geistesgegenwart.

Ich fand sie sehr schön, und ich habe fünf Jahre lang geglaubt, jedes Mädchen, das hübsch sein wolle, müsse blonde Haare haben, und ein weißes Kleid tragen und ein himmelblaues Halstuch. Alles Andere fand ich fünf Jahre lang ordinär.

Sie fragte mich, was ich so allein machte, und ich sagte ihr, daß ich die Präfatio im Cornelius Nepos lernte. Als sie nicht wußte, was das sei, wies ich sie ihr, und als sie ungläubig den Kopf schüttelte, wuchs mir der Muth, und ich wiederholte mit Nachdruck, das sei wirklich die echte praefatio Cornelii Nepotis. Zum Beweise las ich ihr vor:

„Non dubito, fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve, ac non satis dignum" —

Aber sie unterbrach mich mit der Frage, ob ich schwarzen Peter spielen könne. Vortrefflich. Und nun ging ich mit ihr, sie wohnte mit ihrer Mutter nur fünf Schritt von mir auf demselben Saale, aber vornhinaus. Es waren noch einige Mädchen da, und wir spielten schwarzen Peter, ich war aber der einzige Peter, weil ich fortwährend in die großen blauen Augen meiner kleinen Führerin sah, und wurde vielfach ins Schwarze gemalt.

Ein solcher Peter blieb ich fünf Jahre lang, wir wuchsen neben einander auf, und meine Liebe zu dem blonden Mädchen wuchs immer größer, ich wußte nicht mehr, wo ich sie beherbergen sollte, und theilte sie allen Winden und allen Wolken mit, die vorüberzogen, und strömte sie aus in drangvolle Gedichte, in melancholische Charaden, aber dem blonden Mädchen sagte ich nie etwas davon. Jetzt weiß ich, daß sie's wußte, denn ich erinnere mich, daß sie sehr kluge blaue Augen hatte.

Als die fünf Jahre um waren, verließ ich die Schule, und wollte die Universität beziehen, obwol mir Tuli, als einem vermeintlichen Giftmischer noch immer nicht vergeben hatte. Da kam ich Abschied nehmen zu ihr. Die Mutter, welche sonst immer, wenn ich da war, verdrießlich nach der Wanduhr hinterm Ofen

gesehen, und des Abends immer gesagt hatte: „Hören Sie, es muß bald zehn sein, und Sie sind noch zu jung", die Mutter war heut freundlich, und sagte, ich könnte ihnen schreiben, und sollte die Briefe nicht frankiren. Das war sehr viel. Ich hatte mir zwar fest vorgenommen, meinem Liebchen nach fünf Jahren zum ersten Male beim Abschiede die Hand zu küssen, aber es gelang mir nicht, und so ging ich von ihr, und hatte ihr nie ein Wort gesagt, daß ich sie seit jenem Abende der Präfatio vor fünf Jahren schwärmerisch liebe.

Hier ward uns gemeldet, daß der Wagen nach Schneeberg bereit sei. Der Morgen war frisch und blies von meinen Schläfen das Haar, von meinen Augen die nächtlichen Schatten. Ich sagte meinem Begleiter, daß er mir auf unbegreifliche Weise ein Stück meines Lebens, und zwar nicht das schlechteste, nämlich meine romanhafte Liebe auf der Schule entwendet habe, daß ich mich durchaus nicht erinnerte, sie jemals einem Menschen im Zusammenhange erzählt zu haben, daß ich ihn aber jetzt am frühen Morgen für einen Spaßvogel halte.

Er breitete seine Füße aus im Wagen, bedeckte sie mit dem Mantel, rückte den Oberleib bequem in die Ecke, und ignorirte abermals meine Einrede.

Mit gleichmäßiger Stimme fuhr er nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort: Ich fand im nördlichen Deutschland eine Anstellung, und im Wirbel der Geschäfte hatte ich nicht Zeit, an die Liebe zu denken, ich wurde bequem, und brauchte viel Geld, so wurde das Heiraten verschoben. Halbe Nachrichten, die mir zukamen, erzählten übrigens, mein blondes Mädchen habe auf Drängen ihrer Mutter einen trockenen Lieutenant geheiratet, und nun begab sich noch obenein das Unglück, daß ich nach einer heftigen Erkältung ein starkes Nervenfieber bekam, das alle früheren Gemüthseindrücke aus meinem Gedächtnisse verwischte. Ich hatte vergessen, daß ich jemals einen Vater und eine Mutter gehabt, denen ich mit Liebe zugethan gewesen ich wußte nichts davon, daß ich Brüder habe, bis sie

an mich schrieben, und mir's sagten, daß sie meine Brüder seien. Mein Gedächtniß war gleich einer abgewischten Tafel, mit mäßiger Mühe stoppelte ich mir wieder die nöthigsten juristischen Kenntnisse zusammen. In den ersten vierzehn Tagen mußt' ich Visitenkarten um meiner selbst willen bei mir tragen, weil ich meinen Namen vergessen hatte.

Von meiner blonden Liebe wußte ich kein Wort mehr. In diesem Frühjahr schrieb mir mein Bruder, seine Frau habe ein Mädchen kennen gelernt, das sich meiner mit großer Theilnahme erinnere. Die Mutter dieses Mädchens habe ihr eine vormalige Liebesgeschichte von mir erzählt, und vielfach gefragt, ob ich denn noch immer so blöde sei. Meine Schwägerin, eine red- und schreibselige Dame, die Komödien und Novellen schreibt, hat mir alle früheren Details mitgetheilt, und befindet sich jetzt mit dem blonden Mädchen in Carlsbad.

Deshalb, mein Herr, reis' ich jetzt auch nach Carlsbad, und wenn ich dem Mädchen gefalle, und sie mir noch gefällt, so hab' ich sie zu heiraten beschlossen. Ich weiß zwar durchaus nicht mehr, wie sie aussieht, ich wüßte überhaupt ohne meine Schwägerin nichts von dieser meiner schwärmerischen Jugendliebe, nichts von Tuli, dem Finkler, ich bin auch dafür, daß mein blondes Mädchen für ein Mädchen schon etwas hoch in Jahren sein müsse, wenn ich mich anders recht erinnere, daß sie gleichen Alters mit mir gewesen sein soll — aber ich werde sie doch wahrscheinlich heiraten. Ich liebe so etwas Historisches vor der Ehe, und ich habe immer gefürchtet, daß ich einmal so kahl vom Fleck weg ohne Einleitung und Begebenheit heiraten müßte. Was meinen Sie, mein Herr, dazu, und worin bestanden ihre Unterbrechungen meiner Geschichte? Sie müssen mich entschuldigen, daß ich keine Notiz davon genommen habe, mein Gedächtniß ist noch sehr unsicher, und wenn ich mich auf Nebenwege und Berichtigungen einlasse, so verliere ich leicht die ganze Geschichte unter den Händen, oder erzähle die zweite Hälfte einer ganz andern an meine angefangene. Das begegnet mir leider

sehr oft, ich habe vor Kurzem unsere Familienpapiere durchstudirt, um doch wieder etwas von meinen früheren und jetzigen Angehörigen zu wissen, da haben denn die Heiratsschicksale meiner Großmutter einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie sehr oft in andere Angelegenheiten mische, namentlich in die meinen. Wenigstens versichern mich dessen meine Umgebungen, ja, und was ich ihnen erzählt habe von meiner Cousine mit der schönen Taille — — —

Da schlief er ein. Wäre es nicht am frühen Morgen gewesen, ich hätte mich vor dem Manne gefürchtet, diese Verwirrniß, in welche meine eigenen Jugendleiden verwebt waren, verhäkelte mir selbst Verstand und Gedächtniß. Ich beschloß, den verworrenen Knäuel von Dingen bis Carlsbad in die Tasche zu stecken, vielleicht ließ er sich dort mit Hilfe jener Schwägerin entwirren, die am Anfange dieser Fäden zu stehen schien.

Und doch lag auf dem Gesichte des Schläfers solch klare Ordnung, solch ein besonnener Schalk, daß es mir manchmal schien, als sei ich in den Händen einer überlegenen Fopperei.

Der Schwager blies sich ein Morgenlied, ich freute mich der Fahrt. Das Land ist hier bergig, der Weg ist einer von den Pässen, welche durch das sich absenkende Erzgebirge nach Böhmen führen.

8.

Carlsbad.

Es öffnete sich die Thalschlucht zur Linken; da kroch es hin, das wunderliche unschöne, aber pittoreske Carlsbad wie ein Regenwurm an dem indifferenten Flüßchen Tepel, an beiden Seiten eingeengt von Bergen, hinten verschlossen wiederum von einer dunkeln Höhe, so daß man meint, da sei die Welt zu Ende.

Vom kleinen Thurme herab erscholl ein entschlossenes Trompetengeschmetter, als zögen neue Kämpfer in eine alte Ritterburg ein, die wacker gleich den alten Ahnherrn saufen, fechten und stehlen könnten; so begrüßt die böhmische moderne Ritterwirthschaft zu Carlsbad die Fremden mit mittelalterlicher Sitte. Ich glaubte in einen Spindler'schen Roman hinein zu fahren.

Es war ein buntes wirres Treiben auf der schmalen Egerstraße, der Wagen konnte kaum hindurch, so drängten und wogten die Menschen und Fuhrwerke. Nothwendig mußte ein Fest in der Nähe gewesen sein. An der nächsten Hausthür klimperte und jubelte eine Harfenspielerin, und wucherte mit dem letzten Rest ihres Schauspielvermögens, ein Paar großen schwarzbraunen Augen, die schon viel gesehen hatten, und einer weißen Hand, einer verführerischen, empirischen Hand.

Ich stieß meinen Norddeutschen an, der sehr begierig auf all die Dinge war, welche ihm hier in Carlsbad kommen sollten, und sagte, ob das vielleicht sein verkleidetes Mädchen der schwarzen-Peter-Bekanntschaft sei. Er setzte seine massive Brille mit großen, runden Gläsern auf, der Wagen mußte in dem Gedräng einen Augenblick halten, die Dirne lächelte, mein Nachbar lächelte auch, und er sagte leise, es sei doch nicht wahrscheinlich, daß blonde Haare und blaue Augen so unverschämt schwarz würden in einigen Jahren.

„Man hat Beispiele." —

„„Wirklich?"" — —

Das Mädchen trat mit dem Notenblatte vor den Wagen, und streckte es mit ihrer weißen Hand hinein. Mein Nachbar fuhr nicht ohne Verlegenheit in die Tasche, und ehe er den Beutel geöffnet und ein Zwanzigkreuzerstück — er war schon in der Illusion — gewählt hatte, flüsterte ich ihm zu, es sei gewiß etwas dahinter, und er solle ihr unter dem Notenblatte die schönen Finger drücken.

Er faßte sich ein Herz und that's, das Mädchen schlug wie ein buhlerischer Vollmond die Augen lächelnd auf, und warf den

schelmischsten Blick auf seine Brille. Da rollte der Wagen weiter — „Schafkopf“ schrie der Norddeutsche und der Postillon sah sich um, sich genauer zu erkundigen, wie der Gasthof hieße, in welchem wir absteigen wollten, er habe es nicht recht verstanden.

Vergnügt stieß er mich an, und sagte, „'s ist was dahinter“.

Ich wußte bereits, daß seine Schalkhaftigkeit nicht so riesenplanig war, ich wußte also auch, daß nicht ich, sondern er bei der zu verhoffenden Carlsbader Geschichte der Gefoppte sei, mein Dichten und Trachten ging nun auf seine Schwägerin.

Hinter allen Jalousien guckten lockige Mädchenköpfe hervor, die blinkenden Equipagen mit strahlenden Damen brausten vorüber, auf allen Trottoirs hüpften die leicht- und hochgeschürzten — es lag noch ein feiner Thau von Regen auf dem Pflaster — wir wußten nicht, wohin wir sehen sollten, und trunken kamen wir vor dem „Schilde“ an.

Ich eilte sogleich zurück nach der Egerstraße; hinter dem „Paradiese“ fand ich die lilienhändige, harfenspielende Nausikaa, streichelte ihr die Wangen, und bestellte sie mit einem alten, sehr alten Liede, das sie glücklicherweise kannte, Abends um neun in den Garten vor dem „Schilde“. Ich mußte meinen Romantiker durchaus gleich vornherein kopfüber in Verwirrniß stürzen, denn ich war noch immer nicht ganz ohne Besorgniß wegen meines blonden Mädchens. Und es ist eine meiner Schwächen: ich seh' es nicht gern, wenn Mädchen heiraten, die ich lange und treu geliebt habe, und fünf Jahre kommen mir länger, viel länger vor, als der tollste Romantiker verlangen kann. Es ist dies nicht blos eine Schwäche, es ist ein lasterhafter Wunsch, denn ich beabsichtige keineswegs, sie selbst einst gelegentlich zu heiraten, und dies ist also ein ganz artiges Stückchen von rothem, lasterhaftem Despotismus. Aber bei unsern meisten Sympathien ist etwas Laster. Selten ist Jemand so tugendhaft, daß er die Suppe ohne Salz äße; ein wenig Sünde ist zu jedem Interesse nöthig.

Ich instruirte das Harfenmädchen, halbe Antworten sollten sie meinem Nachbar romantisch machen, und wenn sie seufzte, so müßte sie nie anders seufzen als „Tuli!"

Es war ein gefälliges Mädchen, und ich eilte zurück, und sagte meinem Gefährten, daß ich überall von dem geheimnißvollen Harfenmädchen sprechen gehört, die man für mehr als ein Harfenmädchen hielte. Er machte Toilette, und lächelte. Als er seine neue seidene Weste anzog, da flog ein freudiger, unausbleiblicher Sieg über sein gutmüthig Gesicht, er wußte es, was diese Weste vermochte, er baute auf sie, wie Cäsar auf seine vierte Legion.

Nun führte ich ihn aus, mit Staunen sah er das Stück großer Stadt, das ich ihm auf den Wiesen und am Markte zeigte, hohe steinerne Häuser, von innen und außen geputzt wie Hochzeitsgeräth, fortwährender Sonntag, Jahrmarkt, Bazar, flüsternde Kastanienbäume, unter denen die verrätherischen weißen Kleider sitzen, mit hohen Bergwänden rings Alles verschlossen, vor aller Störniß der Welt geschützt, angefüllt mit allerlei Menschenbildern aus Süd und Nord, der schönste Winkel der Erde zum stillen, behaglichen Glück mit dieser oder jener. —

Und er nickte mit dem Kopfe, und freute sich, besonders da es Abend ward. Ich begrüßte meine Sechs-Wochen-Freunde, die alle Jahre ins Bad kommen, und Freunde brauchen, um beim Brunnen mit ihnen zu reden, wenn's regnet Whist mit ihnen zu spielen, und von den vielen und interessanten Bekanntschaften zu sprechen, wenn sie nach Hause kommen. Es sind die Meubles der Brunnenorte, und ich begrüße sie mit demselben Interesse, wie ich die Brücken und Straßen von Carlsbad wiedersehe, sie gehören dazu, sonst ist der Ort nicht mehr der alte; wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so interessire ich mich für sie. —

Ein weicher, üppiger Sommerabend hing wie ein seidener dunkler Mantel über dem Thale, die wenigen kranken Gäste

aßen im Garten, welcher vor dem „Schilde“ ist, und wir setzten uns auch dahin. Es schlug neun, und allmälig ward es stiller.

Da erklangen Harfentöne, nicht weit von uns. Nach einem kurzen Präludium mit der verwitterten Melodie: „Hier ruhst du Carl, hier werd' ich ruhen“, änderte sich die Weise, und eine klare, böhmisch-deutsche Stimme sang das alte Lied: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten“. — .

Der Norddeutsche stellte die Pfeife bei Seite, und faßte mich kräftig und bewegt bei der Hand: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten“, o, ich kenne das Lied, obwol ich nicht musikalisch bin, lispelte er.

„„Es geht auf den liebesabenteuerlichen Henri-Quatre““, sagte ich, und ging leise auf Recognoscirung aus.

„„Sie ist's““, flüsterte ich zurückkehrend — „„Sie sind ein Glückskind — auf!““

Er zog seine seidene Weste gerade und warf einen forschenden Blick darauf, dann schlichen wir nach verschiedenen Seiten fort. Plötzlich blieb ich wie vom Blitz getroffen vor einer andern Laube stehen, und in dem Augenblicke schnappte drüben das Lied von Heinrich mit der Neuvermählten in der Mitte ab.

Vor mir aber speisten zur Nacht mein antiquarischer Professor aus Altenburg, und das reizende Mädchen, das aus dem Fenster gesehen, das neben mir im Postwagen geweint hatte und Nachts in Zwickau von dannen gefahren war mit der unglücklichen Mathilde, das Erinnerungsbild meiner Liebe aus der Sakristei.

Himmel, was war die Erde und das Mädchen schön in diesem Augenblick, was sprang mir für eine Freude vom Auge ins Herz, und auch der Professor sprang mir entgegen und fragte mich nach dem hämorrhoidalischen blauen Steine in Freiberg. Und als ich ihn mit Mühe zufrieden gestellt, erzählte er mir, daß ihm in dem Gewirr des Prinzenraubes an der Post in Altenburg seine Nichte abhanden gekommen sei, die er dort habe abholen wollen. Selbige Nichte hätte aber beabsichtigt, ihn zu

überraschen, da sie ihn beim Vorüberfahren im Postwagen gesehen, und sei vor seinen Augen eingestiegen, in der Meinung, er folge ihr. Das habe er aber Alles in der Angst um den blauen Stein nicht bemerkt, sondern habe hinterdrein sogleich Extrapost nehmen müssen, als er inne geworden, was vorgegangen sei. Die Nichte aber durch eine äußerst unglückliche Freundin, die sie auf dem Wagen getroffen, völlig in Beschlag genommen, habe erst bei grauendem Morgen erkannt, daß der Onkel fehle, habe sich ein Herz gefaßt und sei allein hinübergefahren nach Carlsbad, vor einer Stunde sei sie angekommen, vor zwei Stunden er, und die Nichte sei die junge Dame, welche er mir vorstellte.

Sie sah mich mit jenen klaren, fragenden Augen an, welche die Unbefangenheit so gefährlich machen — ach, das ganze Mädchen war ein so frisches, glänzendes Jungfrauenauge, daß meine in dichtem Papierstaub lange verhüllte Seele hoch auf die Flügel schlug, und ich mußt' es ihr sagen, wie wohlthuend ihr Anblick auf mich eindringe. Ich wußte mir nicht zu helfen, aber sie mußte mich ihre Hand küssen lassen.

Und sie ward nicht einmal roth, so harmlos und natürlich war sie, und gewährte mir lachend beide Hände, und als ich's zu arg machte, schlug sie mir eine charmante Ohrfeige.

Sie meinte, mich schon gesehen zu haben, ich meinte es noch viel mehr, und erzählte ihr mit unendlicher Seligkeit meine Liebschaft während des Christenthums in der Sakristei, und dabei wurde ich so gerührt, daß mir das Wasser in die Augen trat, und aus liebenswürdiger Gefälligkeit ließen sich's ihre Augen auch gefallen, und ich sagt' es ihr rund und aus ganzer Seele, daß sie auch in einer Sakristei das Christenthum gelernt haben müsse, und daß ich ihr sehr gut sei.

„Sie sind gewiß auch ein guter Mensch", erwiderte sie, und fuhr mir leise und sanft mit ihrer flachen Hand über den Mund. Der Papa, der dabei stand, und gedankenvoll mit Kreide auf den Tisch Figuren malte, richtete sich jetzt auf, und meinte, wir möchten schlafen gehen.

„O, Professor", sprach ich, „warum sind wir keine vernünftigen Heiden, und ihre erste Person Pluralis würde eine Wahrheit, sei's auch nicht länger als die französische Charte." —

Marie unterbrach mich; ich fürchtete, Marie sei ein sehr kluges Mädchen.

Wir gingen durch den Garten, und begegneten plötzlich dem ganz von mir vergessenen Harfenpaare. Zu meinem Erstaunen ging der Norddeutsche ernsthaft mit dem Mädchen auf und ab. Das „Auf" und das „Und" schien mir sehr überflüssig. Er sagte sogar laut und vernehmlich „Guten Abend". Marie fragte mich, ob ich denn schon Bekannte habe. Ich erzählte ihr mancherlei von Zwickau bis Carlsbad. Sie sah mich mit großen Augen an, und der Professor sagte, sie erwarte auch ihren Bräutigam hier.

„Nicht doch, Papa!"

Wir schieden. — Das verzweifelte Heiraten, die Menschen morden alle meine Freuden mit dem Worte. Nur ein Volk, das nicht frei sein will, spricht bei jedem schönen Mädchen dieses Bannwort, diese Excommunicationsformel aus, damit ich alsbald mein erfreutes Auge wie ein armer Sünder niederschlage.

Da sprang sie nun im Galopp hinein, in meine junge Neigung zur rosenfrischen Marie, jene Hast, welche die Schönheit und die Ruhe und des Olympos Glück zu Tode hetzt, und welche nichts dafür gewährt als eine schwindsüchtige modernromantische Spannung, einen nervenquälenden Wechsel.

Ich lief hinaus über die Wiesen, hinauf auf die Berge, das ganze Thal, meine Seele war mir zu eng. Alle Augen schliefen, die letzten lichten Fenster schlossen ihre Lider, in Carlsbad hebt der Tag mit der Sonne an, und schließt mit der Sonne, es sind da lauter Sonntage. Ich wollte meinen Körper ermüden und stieg immer bergauf, bergauf. So kam ich mit dem Monde zu gleicher Zeit auf dem Dreikreuzberge an. Der Herr Christus, leider Gottes einziger Sohn, hängt dort zwischen den beiden Schächern. Ich, ein dritter Schächer, setzte mich auf

die Bank an den Kreuzen, und dachte an mein Kreuz, und der Mond blies seine lichten Backen heller auf — an das Kreuz der Menschen, die da unten in den Thälern und auf den Bergen wohnten, und fragte den schwarzen Himmel: „Warum Kreuze? Sind die Sterne, das heißt die Glückssterne, nicht eben so wohlfeil?“

Ich sah tief hinein in das mondhelle Carlsbad, dessen vornehme, egoistische Augen aus der Tepel verdrießlich heraufblinzelten. Es sieht von der Höhe des Dreukreuzberges aus wie ein christliches Jerusalem, das sich vor den Muselmännern versteckte mit seinem weißen, reinlichen Viereck der beiden Wiesenstraßen, welche schlanke Brücken verbinden, wie eine zierliche Stadt von Pappe. Als kleine Buben bauten wir uns sogenannte Krippel, das heißt, wir steckten auf grünes Moos ein papiernes Jerusalem und Bethlehem. Da durfte der Tempel Salomonis nicht fehlen und der Stall mit dem Ochs und dem Esel und den drei Königen aus dem Morgenlande und mit dem Stern darüber, und die Hirten bei ihren Hürden knieten auf dem Felde, und die Engel, auf langen Drähten in der Luft fliegend, bliesen lange Trompeten mit unglaublich dicken Backen. Eine Straße mit weißem Küchensand legte ich immer an, welche nach dem Tempel führte, es mochte eine dunkle Ahnung in mir sein, daß man nur mühsam in der Welt zum Allerheiligsten käme, und blasse, schweigsame Menschenbilder steckten wir an die Wege, welche Schafe, Tauben und anderes unschuldiges Vieh zum Opfer nach der Stadt trugen, und dazu sangen wir, wenn die dünnen Wachslichter brannten, und düster christlich das Stück Palästina erhellten, melancholische Weihnachtslieder von der Krippe und den Windeln.

Wie jenes Krippelbild lag Carlsbad in christlicher Mondbeleuchtung unten, und die Tepel war die weiße Straße von Küchensand, und die Menschenbilder mit den schuldlosen Thieren im Arm sah ich hinter den schwarzen Fenstern schlafen. Das kleine Christkind aber sah mich aus dem Dämmerlichte mit der

Ahnung seiner grundlosen Liebe und den schmerzlich süßen Augen der Kindheit so tief beweglich an, daß ich die Gedanken meines frivolen Blutes vergaß, und still hinabstieg, und, Marias gedenkend, wie eines jungen Engels, mich zu Bett legte.

9.

Fortsetzung.

Am andern Morgen verschlief ich's natürlich, zu rechter Zeit an den Brunnen zu kommen. Die Brotstudenten des Carlsbader Wassers gingen schon heim, als ich mich einfand; doch wogten noch große Massen auf dem kleinen, mit zierlichen Quadern belegten Platze vor dem Mühlbrunnen, und die Treppen hinauf, die lange Wandelbahn entlang, auf den Terrassen des Theresienbrunnens, und die Musik spielte noch rauschend die verführerisch-sinnliche, spanische Wollust athmende Ouverture zum Don Juan.

Es ist mir immer, wenn ich diese Musik höre mit ihren weichen und doch hie und da so stolzen, zierlichen übermüthigen Rhythmen, als müßte ich das nächste schöne Mädchen bei der Hand nehmen, und sie dahinführen in gemessenen, hüpfenden Tanzschritten, wo man die Schönheit der Welt übersieht, und sie küssen mit Lichtstrahlen und Freude, daß die Gottheit uns aus Augen und Lippen sprüht.

Der Morgen war hochgolden, feine blaue Nebel flohen wie verspätete nächtliche Träume vor der Sonne hin durch die Thalschluchten, die alten morschen Berge trockneten sich die bärtigen, bethauten Gesichter in der sich ausbreitenden Morgenwärme, auch der Dreikreuzberg sah verjüngt aus, und als wüßte er nichts mehr von der wüsten, unchristlichen Nacht. Er hatte Alles vergessen, und das ist so schön an der Natur, das ist

ihre romantikfeindliche Romantik, daß sie Alles vergißt, und alle Morgen frisch, jung und neu aufsteht. Sie ist der Phönix der Alten, die Poesie der Jugend, und das ist noch mehr werth, als die Poesie des Alters, die wir Romantik nennen.

Ich sah mit jenem innigen Morgenbehagen in die wogenden Gruppen, das so viel Lust zum Leben in sich trägt. Groß und Klein, Hoch und Niedrig strich nebeneinander hin, als sei die gestrige Welt zu Ende, als hätten Staaten und Gesetze, die Krücken der Menschen, aufgehört, nöthig zu sein. Neu-Griechenland sah ich vor mir, und unter den Säulengängen Athens das alte Geschlecht, das all seine Sünden vergessen hatte, und wiedergeboren war. Ich stand einen Augenblick still, um das nächste Mädchen, das kommen würde, zu umarmen. Einem katholischen Priester mit den blanken, steifen Stiefeln, den kurzen, prallen, verschwiegenen schwarzen Beinkleidern, dem neugierigen, weltlich lüsternen, schmalen weißen Streifchen über dem schwarzen Halstuche, einem solchen Priester mit dem glatten, glänzenden Gesichte, von dem die Enthaltsamkeit in echt katholischem Fett widerstrahlte, wünschte ich Glück, daß der Cölibat zu Ende sei — da kam Maria in einem fliegenden schwarzseidenen Ueberrocke; frei wie eine übermüthige neue Griechin trug sie auf dem schönen weißen Halse den schalkhaften, blitzenden Kopf. Ich wollte hastig auf sie zu, der Norddeutsche trat zwischen uns, und hinderte mich an dem dummen Streiche, den ich gewiß gemacht hätte.

Er sagte mir, ich sei ein Träumer, der den Tag verschliefe, und Maria sei die romantische Liebe seiner Jugend, und die Dame im bunten Mantel mit dem behaglichen Gesichte sei seine Schwägerin, und der Professor, der dort drüben seinen Brunnen trinke, sei sein baldiger Schwiegervater. All' die Erkennungsscenen hätte ich verschlafen.

Neu-Griechenland ging mir unter. Ich hatte kaum die Kraft, leise nach dem Harfenmädchen zu fragen, er runzelte die Stirn, und meinte, da liege der Mittelpunkt des Gewirrs, er

ahne eine tiefe List, Maria sei schön, aber zu jung, und blonde Haare würden schwarz, das Harfenmädchen sei die Hauptperson, und so leicht sollte man ihn nicht täuschen, er werde seine Rolle spielen, und Alle überlisten.

Ach, ich hatte alle Spannkraft zum Scherzen verloren, und ließ ihn gehen, und lehnte mich an die Mauer.

Manchmal hab' ich mich gewundert, wie die Poeten ihre größten Menschen, die nach der Welt Wurzeln und äußersten Gipfeln jagen, die den Gott mit Steckbriefen verfolgen, gleich dem Faust und seinen Genossen, wie die Dichter bei solchen Leuten der Liebe so großen Einfluß gestatten, ja wie sie ein Paar blaue Augen zum Mittelpunkte eines Lebens machen konnten, das nach dem Urquell alles Lebens lechzt. Was ist eine kleine warme, weiße Hand, was ist sie einem Himmelsstürmer? Ich hatte meine dummen Stunden, wo ich, angesteckt von meinen Umgebungen, solche Fragen aufwerfen konnte. Jetzt weiß ich's besser, denn ich weiß, daß ein geheimnißvolles Mädchenauge, und eine kleine, warme, weiße Hand mehr sind, als alles Andere, denn sie sind das Geheimniß des Glückes. Ich frage nicht mehr: Warum immer und immer wieder Mädchen und Liebe? wie mancher gute Bürger fragt, ich frage nur: Warum nicht mehr Liebe?

Wie war mir eben Carlsbad und der Morgen und die Welt schön gewesen, wie waren die Gedanken von meinem neuen Griechenland in mir herumgehüpft — jetzt war Alles vorbei, weil man einen bunten, liebenswürdigen Vogel in ein plumpes Bauer sperren wollte.

Ach, die dummen, dummen Menschen, Alles ist Geschäft, Geschäft und Berechnung. Tief verstimmt, ja traurig drängte ich mich durch die Massen hinauf nach der Terrasse über dem Theresienbrunnen. Dort ging ich auf dem dritten Einschnitte langsam auf und ab. Das ist den Leuten zu hoch, und man kann ungestört hin- und hergehen. Unter sich sieht man die murmelnde bunte Masse hin- und herziehen. Drüben, hoch oben

über Carlsbad am steilen Bergesabhang kommt in drohendem Sprunge die Straße von Prag daher, und beherrscht wie ein vorüberfliegendes stolzes Mädchen das ganze Thal. Viele meinen deshalb, man müsse nur nach Carlsbad reisen, um da anzukommen, denn es muß ein überraschender Siegestaumel sein, wenn man plötzlich aus den Bergschluchten heraus auf diese übermüthige Abhangsstraße gelangt, und ein fabelhaftes Thal mit einem Stück Residenz und hin- und herfluthenden, geputzten Menschen zu seinen Füßen sieht.

Ach, ich wollte mein Herz zerstreuen mit der Prager Straße, aber ich sah Niemand davonfahren, und in den Bergschluchten verschwinden, als Maria, die morgenfrische, an der Seite des Norddeutschen mit der seidenen Weste. Und Maria hatte einen dichten weißen Schleier über das Gesicht gezogen, ich sah dies tröstliche Antlitz nicht wieder. —

Nur die verheirateten Leute werden sich wundern, wie Romeo und Julie so schnell sich finden konnten; ich hatte Maria kaum gesehen. Eben darum war ich doppelt unglücklich. Ich war an jenem Morgen auf der Theresien-Terrasse nicht mehr so jung, daß ich vorher noch kein Mädchen geküßt, kein Glück erfahren hätte, aber der Strahl hatte nie so plötzlich gezündet, ich hatte meisthin lieben gelernt. Nun ist das zwar eine schöne Wissenschaft, aber die plötzlich empfangene Kunst, das blitzschnelle Genie ist mehr als Wissenschaft. Bei Marias Anblick hatte mein Herz wie ein Genie empfangen, und das war meine unendliche Freude, die mich trieb, das Mädchen mit Gefahr des Lebens an meine Brust, an meine Lippen zu reißen, und sie vor allen gewöhnlichen, tugendhaften Händen zu bewahren. Mein Herz und meine Lippen waren aber besser als alle andern Marien gegenüber, denn sie hatten die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens am schnellsten empfunden.

Ich hätte weinen mögen, ob aus Trauer oder Aerger wußt' ich selbst nicht. Voll Vorwurf und Betrübniß sah ich starr in den Morgen hinein.

Da stand Maria vor mir mit des Norddeutschen Schwägerin, und Maria redete mich an, und mein Herz brach zusammen vor ihren frühlingsweichen Worten, ich hatte Mühe, meiner Thränen Herr zu werden. Als die Schwägerin sich nach einer Blume bückte, flüsterte ich ihr liebesfeucht, wie sie mir aus dem Herzen kamen, die Worte zu: Mädchen, ich liebe Dich unsäglich.

„Das weiß ich", sagte sie laut, und stellte mir die Dame als eine Landsmännin vor, mit der sie alle Wochen lustige Briefe wechselte. Und diese Dame war wirklich ein heiteres, witziges Wesen, mit einem jener unveränderlich hübschen Frauengesichter, von denen Alles spurlos abgleitet, wie von glattem Marmor. Sie behauptete, mich zu kennen, und nannte mir den Ort, wo ich auf der Schule gewesen sei, nannte mir dasige Familien, mit denen ich verkehrt, unter andern auch jene, wo ich schwarzen Peter gespielt und fünf Jahre stumm geliebt hatte.

Das überraschte mich nicht wenig, und bunte Combinationsgedanken fingen an, in mir zu schwirren. Aber das nahe Unglück verscheuchte Alles: der Norddeutsche und der Professor traten heran, und jener geberdete sich wie ein Bräutigam, dieser wie ein besorglicher Schwiegervater. Maria fragte mich, ob das nicht der Herr sei, welcher gestern Abend mit dem Harfenmädchen promenirt wäre. Ich wußte nicht, ob ich die Kameradschaft verletzen sollte, und zögerte, der Norddeutsche bejahte aber selber lächelnd. Der Professor machte ein aufmerksames, die Schwägerin ein ernstes Gesicht, man sprach aber nicht mehr darüber.

Wir gingen frühstücken. Auf der alten Wiese war unter den Kastanienbäumen eine lange Reihe von buntbedeckten Tischen aufgeschlagen, der Kaffee dampfte, die weißen Brötchen lockten, Alles genoß; das Frühstück ist in Karlsbad der erste und schönste Kuß des Tages nach der Sehnsucht der Morgenfrühe. Der Brunnen erzeugt nämlich einen energischen Hunger. Auch wir ließen uns da nieder, und genossen.

Ich konnte meine Traurigkeit nicht überwinden, und sah Marien oft mit schmerzensreichen Blicken an. Als wir auf-

standen, flüsterte sie mir zu, ich möge mich nicht so jämmerlich geberden, und mich umsehen, an jedem Tische säße etwas Schönes, dem die Liebeshoffnung auf den Augenwimpern ruhe. Man ist wirklich wie auf einem fortwährenden Balle in Carlsbad. Da ließ sie einen kleinen seidenen Shawl, den sie in der Hand trug, entgleiten, ich hob ihn auf, sie faßte beim Hinnehmen einen Finger von mir und kniff ihn unter schalkhaftem Lächeln mit ihrer kleinen Hand und sprach: „Courage, Monsieur!“

10.

Fortsetzung.

Am andern Tage hatte ich's wieder verschlafen, und zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß die Gesellschaft eine Partie unternommen, und vergeblich auf mich gewartet habe. Das Fräulein habe vorgeschlagen, mich wecken zu lassen, der Vorschlag sei aber verworfen worden. Der Kellner sagte, sie habe in aller Eile auf ein kleines Zettelchen für mich geschrieben, und suchte darnach in allen Taschen. Ich brannte vor Ungeduld, hoffentlich stand das Ziel ihrer Reise darauf, das die Domestiken nicht kannten, und ich konnte ihnen nacheilen, oder es war ein freundliches Wort des Trostes — endlich fand der unanständige Mensch das Papier. Mit Bleistift geschrieben fand ich die kaum leserlichen Worte: „Vous êtes du genre des sept dormants“.

Ich war so verdrießlich, daß ich alle Brunnengäste hätte durchprügeln mögen. Den ganzen Tag über schlenderte ich herum; es ward Abend und sie kamen nicht, es ward noch einmal Abend, und sie kamen nicht. Aus Langeweile und Verzweiflung machte ich lauter Bemerkungen über die Brunnengäste, und schrieb sie auf.

Wenn man unbefangen ist, kann das Zusehen in Carlsbad auf ein paar Tage interessant sein, denn man sieht alle

Parteien unserer stürmischen Tage durcheinander laufen, bald wird das Interesse aber matt, weil alle Parteien hier faullenzen. Es stumpft sich ab, wie das für einen Dichter, mit dem man täglich verkehrt, und der nichts mehr producirt.

Es ist eine allgemeine europäische Klage, daß Parteien die Welt zerrissen, sie unruhig, ungenießbar machten. Aber Stahl allein erzeugt kein Feuer, man braucht Stahl und Stein, die Parteiungen fördern eine Entwicklungsepoche, welche das zu erobernde Terrain theoretisch absteckt. Nur der That, der Eroberung selbst sind sie nachtheilig; alle europäischen Länder, Polen voran, sind dafür der sicherste Beweis. Ihr Treiben hält den Sieg einer Wahrheit auf, aber es klärt, läutert die Wahrheit selbst. Die betheiligte Generation verliert immer durch Parteiungen, die Weltgeschichte gewinnt.

In einer Aeußerung der Gesellschaft aber, in der Geselligkeit, bleiben sie unter allen Umständen Gift. Man sieht das nirgends deutlicher als in Carlsbad. Dieser Brunnenort ist das millionenfach verkleinerte Spiegelbild, das Schachbrett Europa's.

Carlsbad ist Klein-Indien; es theilt sich nicht nur Adel- und Bürgerthum, sondern beide zerfallen wieder in eine Menge Schubladen.

Ich habe auch Unrecht, wenn ich sage, daß alle Parteien faullenzen: die höhere adelige ist hier sehr thätig, das heißt sie thut das, was heutigen Tages That bei ihr genannt wird: sie reitet, fährt, tauscht Pferde, spreitzt sich, ist bauernstolz, und doch wol am Ende dabei gutmüthig. Ein moderner Christus würde ebenfalls diesen Jehoviten gegenüber lehren: Leute vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Wenn diese Partei auch längst vergessen sein wird, in Carlsbad wird man Exemplare davon finden, denn hier ist ihre deutsche Zufluchtsstätte. Und ich hoffe es mit all meinen Sympathien, in welchen der reiche Adel seine Kinder aufzieht, daß ihr Depot so lange aushält, als ich nach Carlsbad pilgere, denn

ich brauche sie äußerst nothwendig. Erstlich lieb' ich die schönen Mädchen, und unter der göttlichen Faulheit und Behaglichkeit gedeiht das Mädchenfleisch vortrefflich. Es giebt eine Schönheit, welche ohne einen gewissen Grad von Dummheit nicht bestehen kann. Diese schönen adeligen Mädchen zu Carlsbad will ich nimmer lieben, ich will sie nur sehen, mein Schönheitsgefühl daran weiden. Wenn mir das Unglück begegnete und ich alt würde, so zög' ich doch noch gen Carlsbad, und setzte mich auf jene Bank beim Elephanten auf der Wiese, um mein altes ästhetisches Herz zu erfrischen fürs ganze Jahr an adeligen Formen.

Denn — und das ist zweitens — das Bürgervolk, wofür man arbeitet, denkt, und über Kurz oder Lang auch stirbt, das taugt zur Schönheit nicht; man braucht nicht nur Muth, man braucht Kühnheit um schön zu sein und schön zu erscheinen. Ich reise zweitens nach Carlsbad, um die Kaufleute, und alle die Rechenmeister zu vergessen, welche keinen andern Genuß als den Vortheil kennen, und Gottes Welt, und die Freude und alles Große zerrechnen und zercalculiren, ich reise nach Carlsbad, um dreisten Adel zu sehen, der nach fröhlichem Genuß trachtet, um dem beginnenden, trostlos vernünftigen Nord-Amerika, das sich zu bilden anfängt, zu entrinnen. (1834)

Im Emigranten-Asyl zu Carlsbad spiegelt sich die römische Aristokratie, als sie nahe am Verscheiden war, und die ersten Triumvirate entstanden. Es steht hier obenan der französische, russische und böhmische Adel. Am ungeberdigsten ist der russische: er poltert mit scythischer Rohheit, ungebändigtem Uebermuthe, plumpem Reichthume, häßlicher Pracht hier herum, man wird an die Völkerwanderung, den säbelbeinigen schmalängigen Attila und seinen Neffen Suwarow, an Genserich den Vandalen erinnert, welche Italien, das Land der Cultur geplündert haben, und mit schmutzigen Händen aus goldenen hetrurischen Schüsseln essen, mit ungewaschenen Mäulern aus Bechern von Capua oder Sybaris schlürfen.

Eine gewaltige Masse solcher Tartar-Khans giebt's gewöhnlich in Carlsbad; man hört Namen, die sich grollend wie die Wolga ums Ohr wälzen. In blitzenden Equipagen jagen die Gallizin, Trubetzkoi, Nazomowkoi, und wer weiß wie viele Koi und Kow vorüber, und die kleinen kothigen Pferde mit dem unartigen Geschirr klappern wie spöttisch lächelnde Commentarien vor der Herrlichkeit einher, und erinnern an die süßen Kosacken und Kalmücken. Die bestialischen Kutscher und Pferdeknechte bekunden den ungeleckten hunnischen Ursprung. Nur was zur Diplomatie gehört, hat in Paris studirt und glänzt im Civilisationsfirniß. So Ribeaupierre, sonst Gesandter in Constantinopel, jetzt in Berlin, also des Czaren Liebling, ein wohlbeleibter, feiner, hübscher Mann mit einem verbindlichen Gesicht, trinkt langsam in kleinen Zügen von seinem Becher Neubrunn, und spricht links und rechts artig und freundlich.

Und ich glaub' es nimmermehr, daß jene graziöse Dame mit der bezaubernden Romantik im dunkel beschatteten Auge, mit der blendend weißen Schulter, mit der verführerischen Hand und dem französischen Fuße, mit der civilisirten Melancholie in den weichen Zügen und der schlanken Figur, daß jene liebreizende Stroganof eine Russin sei.

Und doch versichern mich gründliche Kenner, daß man in Rußland neben der niedrigsten Rohheit die größte Schönheit, und was mehr sagen will, die allergrößte Liebenswürdigkeit finde. Es sei ein Land der Pole.

In ihrem schönen, elegischen Gesichte habe ich täglich gelesen wie in Tieck's Genovefa, und ich glaubte die ganze stürmische Geschichte darin zu finden, als ihr Gatte Gesandter zu Stambul war bei Ausbruch des Griechenkrieges, und die wuthschäumenden Moslems den russischen Adler von seinem Hôtel reißen und den Ambassadeur stranguliren wollten.

Ich glaubte immer Thränen in der Schönheit ihres Gesichts zu sehen, und ich componirte mir ein Gedicht, wenn ihr Gatte die Thür des Balcons aufreißt und hinaustritt vor die Augen

der brüllenden Menge in den Bereich der auf seine Brust angeschlagenen Janitscharenröhre, und das Volk haranguirt — da sah ich das schöne, liebende Weib in Verzweiflung auf die rothseidenen Polster fallen, ich sah's wie sie sich aufrichtete bis auf die Knie, wie sie die schwarzen Flechten zurückwarf in den Nacken, und die weißen, schönen Arme ausstreckte nach ihrem Gatten, und die Gefahr mit ihrer Schönheit beschwor. Ich sah's, wie sein Muth gesiegt, und er unverletzt zurück ins Zimmer trat, sah's, wie sie ihm in die Arme stürzte und die Thränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen brachen.

O, ich wollte, alle Staaten hätten immer so entschlossene Männer, wie sie Rußland an allen wichtigen Punkten hat, und ich wollte, es liebte mich ein so schönes Weib, und weinte wollüstige Thränen um mich, um dieser Thränen willen würd' ich tausend Janitscharenröhren trotzen.

Das Weib und die Liebe, das ist ihr Blut, erzeugen die Heldenthaten, nur die Begeisterung für die Cultur geht noch darüber, und zeugt die großen Thaten, aber es ist dieselbe Familie, auch die Begeisterung stammt von der Liebe.

Bei solchen Gedanken sah ich der schönen Frau unverwandt ins Gesicht, und wie ein Heiligenbild ließ sie es geschehen, bis sie lächelte. Da ward ich vernünftig, und nahm meinen Hut ab, und sie sagte mit ihrer schönen Stimme: „Bon jour, Monsieur!"

Dieses „Bon jour, Monsieur" tröstete mich ob Marias, und ich vergaß meiner Sehnsucht, wenn ich dies Frauengedicht mit dem lieben, durch und durch gebildeten Antlitze unter den plumpen Landsleuten umhergehen sah, wie Eurydice unter den Fratzen des Orcus.

Uebrigens ist diese russische Partei der Meinung, sie herrsche in unseren Bädern wie zu Moskau; in ungeschickt schwerseidenen und sammtenen Gewändern schleifen und schleppen sie ihre Herrlichkeiten um die Brunnen her, und lassen sich von der hohen böhmischen Noblesse und den Altfranzosen den Hof machen.

Letztere anlangend, so ist Böhmen allerdings Neu-Koblenz geworden. Der Exkönig Karl zieht von einem Orte zum andern, um den regierenden Herren aus dem Wege zu gehen — es ist ein tragischer Anblick, daß der alte Mann der Kirche und des Thrones nicht einmal das entblößte Haupt ruhig niederlegen darf, selbst hier ist er überall im Wege. Sogar die Gläubiger verfolgen ihn von allen Seiten, Pfaffenhofen war mit schweren Forderungen im Anzuge, und der österreichische Kaiser, der kein leichtes französisches Schuldengewissen hat, und seine Privatbedürfnisse, die Schuster- und Schneiderrechnungen u. s. w. prompt bezahlt, soll sehr lebhaft wünschen, daß solche fatale Geldverhältnisse nicht in seinem Lande zur Sprache kämen. All das erträgt nur ein echter Bourbon mit stoischem Gleichmuthe, der auch in Schmach und Elend weiß, daß er der echte König Frankreichs sei. Man verfolgt und verspottet den Wahn dieser Bourbonen, und vergißt, daß es seine Religion ist, man vergißt, daß alle Kämpfe unserer Tage die alten Glaubenskämpfe in neuen Kleidern sind.

Dort ist absoluter Katholizismus, hier neu gestalteter Protestantismus; der zehnte Leo hieß diesmal der zehnte Carl, Wittenberg Paris, Tetzel Polignac, die Bullen hießen die Ordonanzen, das alte Pariser Stadthaus ward die Wittenberger Schloßkirche und Lafayette spielte den humanern, und darum unkräftigern Luther. Und auf Religionskriege meinten wir doch immer vorbereitet zu sein, und wir wollten nicht mehr fanatisch mit einander umgehen, und einander nicht todtschlagen, weil wir über Dies oder Jenes verschieden« Gedanken hätten. Und doch — —

Es wäre doch sehr traurig, wenn man den Mord und Todtschlag durch Politik und Justiz noch lange bestehen ließe.

Chateaubriand, der Carl X. in Töplitz besucht hatte, um die Entbindungshochzeit, das geborne Impromptu der Herzogin von Berry auszugleichen, hatte sich nur einen Tag in Carlsbad aufgehalten, und war fort — fort war mit ihm das schöne

silberne Trinkgeld, das ich auf den letzten Stationen verschwendet hatte, um ihn noch anzutreffen. Er kostet mich zwei Gulden Münze, wie soll ich die aus ihm herausschreiben! Wenn ich den Namen Chateaubriand höre, so denke ich immer an einen der zwölf kleinen, und wenn ich etwas von ihm lese, an einen der vier großen Propheten im alten Testament. Er ist ein französischer Jeremias oder Daniel, der unter Ludwig Philipp unangetastet in der Löwengrube sitzt und sich den Bart wachsen läßt. Wie jene Juden construirt er den Staat aus Traumgespinnsten der Gottheit, und eine gesalbte Macht der Rede besitzt er wie jene für den Theokratismus begeisterten Poeten, welche unter den Oelbäumen saßen und hineinschauten in den mysteriösen blauen Himmel und das schweigsame Dunkelgrün des Landes Palästina, und welche man Propheten nannte. Denn in der alten Zeit war alle Dichtkunst Weissagung, wie sie's denn auch wirklich ist. Daß man nicht allen Weissagungen glaubt, ist etwas anderes, und gar nicht so dumm.

Bei dem Worte Chateaubriand denke ich auch immer an Heinrich Heine, und wenn ich an Heine denke, so sehe ich eine indisch-wollüstige Welt, welche ein kleiner Despot regiert, der all seinen bezaubernden und peinigenden Launen den Zügel schießen läßt, und dem ein schönes Wort mehr gilt als ein gutes, und der deshalb die Monarchie liebt. Alles in jener Welt spricht aber in stolzversigen Worten, an allen Wegen blühen Lotosblumen, und unter den Palmen und Cedern liegen purpurne und goldene Gewänder, und auf diesen die reizendsten Bajaderen, welche Goethe'sche Lieder singen und die Cymbel spielen, und das Tamburin schlagen.

Heine kann nämlich so schön schreiben als Chateaubriand, ja wenn er eben gut geschlafen hat, noch schöner, denn er ist offenherziger, und sein Herz ist an kleinem lieben Spielzeuge noch reicher. Heine hat auch zwei Vorzüge, die Chateaubriand nicht erreichen kann, selbst wenn er noch einmal zum Jordan reiste: er ist witzig und hinkt nicht. Palästina war immer poetisch,

aber niemals witzig, der Witz ist unchristlich; und der Teich Bethesda ist vertrocknet.

Die französische Adelspartei hat sich völlig in Böhmen angesiedelt, die Prinzen Rohan haben sich Güter gekauft, und sind der sehr richtigen Meinung, besser nach Böhmen als nach Frankreich zu passen. Sie halten mit dem böhmischen Adel alljährlich die Saison in Carlsbad ab, wie der spanische Hof alljährlich einige Monate nach Aranjuez ging. Was von guter Familie aus Frankreich kommt, schließt sich all den erwähnten Notabilitäten an, und spricht von der Vergangenheit. Sie tragen auch noch Ludwigskreuze und schreiben das Imparfait und den Conditionnel mit oi.

Als Maria auch den zweiten Tag nicht kam, entschloß ich mich, mit einer Carlsbader Rarität im sächsischen Saale zu essen, wo die haute société an kleinen Tischen speist. Diese Rarität ist ein vergessener Kammerherr mit einem großen Umfange an Leibesbildung, er trägt einen Orden, zu dessen Erkenntniß man einen Almanach braucht, und spielt, so lange er sich erinnern kann, täglich Whist und ißt täglich zu Mittage. Er kommt alljährlich nach Carlsbad in Begleitung seiner Schwester und einer großen goldenen Tabaksdose, aus welcher er nie schnupft. Seine Schwester unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß sie weiblichen Geschlechts sein soll, und die Dose hat ihm der verstorbene deutsche Kaiser Leopold durch die Post geschickt, der Kammerherr ist aber so stolz darauf, weil er heute noch nicht weiß, warum sie ihm der Kaiser Leopold geschenkt hat. Er stellt sie immer neben seinen Teller, damit sie Jedermann sehe und ihn um eine Prise bitte. Alsdann entschuldigt er sich, greift nicht ohne Unbequemlichkeit in die Tasche und präsentirt eine andere Dose, erzählt aber zugleich die Geschichte von der unbegreiflichen Gnade des Kaisers Leopold. Der Kammerherr ist mein guter Freund, weil ich ihn stets, ich mag ihm begegnen wo ich will, zuerst nach der Dose, und dann nach seinem Befinden frage, und ohne Murren die lange Geschichte anhöre.

So saß ich denn mit dieser Rarität und seiner Dose im sächsischen Saale, der Kammerherr sprach, wie er bei öffentlichen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, französisch, so sauer es ihm auch ward, als ein starker, mäßig bejahrter Mann eintrat, und mit weiten nachlässigen aber festen Schritten durch die Gesellschaft bis in eine entfernte Ecke des Saales schritt. Zu meiner Verwunderung stand jeder vom französischen Adel, bei dem der Mann vorüberkam, ehrerbietig auf und grüßte. Der Kammerherr erzählte eben die Dosengeschichte, ich durfte unsere Freundschaft nicht durch eine Zwischenfrage aufs Spiel setzen, und mußte meine Neugier zügeln. Der Herr mit dem deutschen Schritt und dem deutschen Gesicht setzte sich allein an ein kleines Tischchen und begann seine Mahlzeit, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu kümmern. Sein Aussehen hatte etwas demokratisch Liebenswürdiges, das kurze Haar fing schon an, weiß zu werden, das Gesicht sah aber noch gesund roth, und scharf gezeichnet aus, ein kräftiges blaues Auge blitzte manchmal harmlos und ohne Gedanken über den Saal hin. Bald vertraute mir der Kammerherr, der Mann mit dem feinen weißen Teint und dem grauen Backenbarte sei Marschall Maison.

Er wird auch von den Altfranzosen mit fernbleibender Artigkeit behandelt, weil er von guter Familie, ein wohlrenommirter Napoleonide mit der Restaurations-Taufe, und als designirter Gesandter in Petersburg eine wichtige politische Person ist, und ein paar Hauptleinen des europäischen Gespanns in Händen hat. Wenn er auch nicht allein vom Bocke fahren darf, so weiß man doch, wie viel auf einen sanften Druck, eine leise Fühlung bei kitzlichen Dingen ankommt.

Am andern Morgen traf ich ihn in seinem groben Brunnenrocke beim Sprudel. Hier stach seine napoleonische Ungenirtheit noch auffallender von dem Wesen der übrigen Franzosen ab: zum Glück liegt der Sprudel mit seiner Promenade von den übrigen Brunnenplätzen abgesondert, und die Emigranten kommen somit wenig mit ihm in Berührung. Sein unbekümmertes

Wesen treibt er so weit, daß er mit einem Wiener Freudenmädchen, das er zu seiner Unterhaltung bei sich hatte, öffentlich ausfuhr und mit sonst Niemand umging. Am Brunnen sprach er hie und da leicht, behaglich, bequem, fast humoristisch. Es war namentlich interessant, wie leicht, scherzhaft und sicher er mit den ihm begegnenden Russen verkehrte. Die ganze französische Bravour mit ihrer unermeßlichen kriegerischen Zuversicht lag in dieser wohlklingenden, sorgenlosen Baßstimme und in der Nonchalance seines Wesens. Er hatte die erste Nachricht von Napier's kolossalem Seesiege am Cap Vincent, und theilte sie beiläufig mit, als er einen Becher Sprudel aus der Kelle hob. Die hiesigen Aerzte sollen sehr unzufrieden mit dieser Mittheilung gewesen sein; es ward ein schlechter Brunnentag, voll Diätfehler.

Der dritte Theil, der böhmische Adel, ist alle Jahre derselbe; kommt man oft nach Carlsbad, so wird er allerdings langweilig, aber mit wenig schwerwiegenden Ausnahmen, ist er doch der angenehmste und liebenswürdigste. Er ist zwar ganz von Adel, aber er ist artig, und weil er eigentlich immer in einer mehr oder weniger verdeckten Opposition gegen Wien, das heißt gegen Metternich lebt, so findet man größere Regsamkeit, als man im Allgemeinen erwarten sollte.

Man darf aber doch nirgends die Opposition des Adels mit dem der böhmischen Nation verwechseln, jener hat immer ein kleineres Herz als diese. Die Nation würde frei sein wollen, wenn sie etwas wollte, der Adel will herrschen, und es kommt ihm nicht darauf an, ob das zu Wien in der Burg oder zu Prag auf dem Hradczin geschieht. Er hätte nichts gegen Metternich, wenn das ein böhmischer Cavalier wäre, er haßt ihn nur, weil Metternich kein Böhme ist. Der Adel bringt es nirgends weiter als zu einer Art Brotneid, er will keine Nationalfreiheit, sondern höchstens eine Nationalherrschaft. Und von diesem Gesichtspunkte aus nehmen sie auch Partei für die Polen, alle alten Adeligen Europa's. Man darf sich ja nicht täuschen lassen, als

hätten sie einmal im Rausche der Tapferkeit für die Freiheit geschwärmt, es war nichts als eine gottlose Adelsromantik, welche ihnen in die leeren Köpfe stieg.

Die Ministerstellen in Wien und das böhmische Vicekönigthum in Prag sind ein starkes Band, das den böhmischen Adel an Oesterreich fesselt, und in diesem Augenblicke nehmen sie um ihres Landsmanns, des Ministers Collowrath willen Interesse am Kaiserthume. Der Sturz Metternich's beschäftigt die böhmische Partei am Hofe und in der Provinz schon seit vielen Jahren, und von Zeit zu Zeit trösten und stärken sie sich mit einem voreiligen Triumphe.

Auch vor Troja war unter den Argivern ein ewiger Neid um die Gewalt des Achilleus, und der schlaue Diomed, der eifersüchtige Ajax, der klugheitmächtige Odysseus trachteten ihn zu stürzen; aber keiner entdeckte seine Ferse, und als Achilleus endlich vom Feinde fiel, da war auch die Heldenzeit zu Ende.

Wenn der Peleide Metternich einst dem belagerten europäischen Troja gegenüber fallen sollte, so wird ihn kein schlauer Böhme ersetzen, mit einem Helden aus göttlichem Stamme fällt auch sein Jahrhundert, und wenn die tausendjährige Ceder auf dem Libanon unter dem Sturme zusammenstürzt, so zerbricht sie mit dem Sturme Alles, was in ihrer Nähe ist.

Ich will indeß darüber nicht zu bemerken vergessen, daß der böhmische Verstand schlau und empfänglich ist, daß er mit Gewandtheit zu spähen und zu forschen versteht. Aber die Größe erfindet. —

Sonst schritten im Gedächtnisse meines Herzens schlanke, hohe Böhminnen einher, mit geheimnißvollem Reiz, verstohlenen kühnen dunkeln Augen, mit verschwiegener Freude eines innerlichen Sinnenfeuers. Dieses Jahr war wenig wohlthuende Schönheit unter ihnen zu finden, und die Toilettenkunst entsprach den Anforderungen der Künstlerinnen durchaus nicht. Ich hatte seit langer Zeit nicht so dreist Rouge et Noir spielen sehen, und wenn man in einem Beutel mehrere unechte

Münzen findet, so traut man dem ganzen Beutel nicht mehr; eine falsche Karte verdirbt ein ganzes Spiel.

Diese erste Abtheilung verdirbt denn hier auch das ganze Sommerspiel. Nur der beste Adel und bedeutende diplomatische Notabilitäten der conservativen Partei bilden die haute société; schon der zweite Rang des Adels spielt eine ärmliche Genitivrolle und der gewöhnliche Adel fällt der großen Masse anheim.

Eine abgesonderte Partei bilden ferner die unglücklichen Polen mit ihren Häuptern Chlopicki und Skrzynecki, die kurze Zeit zusammen hier waren. Skrzynecki mit seiner hohen, imponirenden Figur, die sich in heroischen Rhythmen vornehm einherbewegt, mit der ganzen einschmeichelnden Romantik seiner weichen, milden Stimme und des humanen Gesichts, mit dem forschenden aber blöden Auge habe ich schon früher beschrieben. Er ist das Bild eines weichen civilisirten Polen, aber die Weichheit ist im Revolutionskriege ein Unglück. Chlopicki ist auch im Aeußeren nichts weiter als ein straffer Soldat, wie er uns zu Warschau erschienen ist. Er hat eine hohe tüchtige Figur, kurzes, weißes Haar und ein sehr bedeutendes rothes Gesicht, auf welchem statt der Gedanken rasche Commandowörter, schnelle Schwerter ruhen. Mit kurzen polnischen Schritten geht er kerzengerad soldatisch einher, spricht wenig und geht gleichgültig herum. Von der Granate, welche ihn bei Grochow vom Pferde warf, sieht man nichts mehr, unter der straffen weißen Hose scheint die Wunde vernarbt zu sein, wohl ihm, wenn auch die tiefere unter der Weste verharscht ist. Er verkehrte nur mit einigen seiner Landsleute, und tändelte viel mit einer kleinen, lachlustigen polnischen Frau, und mit der lächelte er auch zuweilen. Sein großes Unglück mag mit seiner Dictatur-Uniform in irgend einem Koffer liegen; man sieht nichts davon und ist dumm genug, sich zu wundern, daß man nichts davon sieht, daß er wie jeder Andere schlechten Melnicker trinkt und seine weiße Semmel zum Frühstück ißt. Er war immer arm wie der Römer Fabricius, der daheim seine Rüben aß; vor der Revolution

wohnte er in einer kleinen Dachstube, und trug wie Napoleon einen schlichten grauen Rock. Den Dienst hatte er quittirt, weil man seinen polnischen Stolz beleidigt hatte; aber Constantin, der wilde Corporal, hatte großen Respect vor ihm, und war sehr artig, wenn er zuweilen auf den sächsischen Platz kam, und die Parade ansah. Die Polen glaubten alle großen und tiefen patriotischen Tugenden Kosciusko's in ihm zu verehren, und holten ihn nach der siegreichen Novembernacht aus seiner kleinen Dachstube, zogen ihm den grauen Rock aus, und bekleideten ihn mit dem glänzenden Rocke der Dictatur. Aber nicht alle stillen Wasser sind tief, und seine einsame Zurückgezogenheit hatte ihn interessanter gemacht, als er's verdiente, er war nicht mehr als ein jähzorniger, gefährlich tapferer Soldat, in seinem Kopfe klapperten nur Bayonnette, in seinem Herzen dröhnten nur Kanonen, aber keine moralischen Kräfte, die mehr sind als Bayonnette und Kanonen.

Es ging ein einfältiges Gerücht um, er habe als armer Mann nur die einfache Curtaxe gezahlt, und vier Gulden Conv.-Münze, die ganze, für sich zu hoch erachtet. Zu gleicher Zeit erzählte mir ein Mann, der aus Warschau kam, es habe ihn in der Gegend von Kalisch ein Kutscher gefahren, der aller civilisirten Sprachen mächtig und zu seinem Erstaunen von großer Bildung gewesen sei. Nach einigen Stationen habe er erfahren, daß sein Kutscher noch vor zwei Jahren als reicher Edelmann gelebt, und nichts gerettet habe, als zwei polnische Klepper, mit welchen er jetzt durchreisende Kaufleute von einem Orte zum andern fahre, und sein Leben friste.

Aber was ich von Chlopicki gesehen habe, deutete auf zureichende Wohlhabenheit. Der Stolz seiner Landsleute würde auch schwerlich jemals eine solcherweise ostentirte Armuth dulden, sie würden ihrem früheren Dictator vier Gulden Conv.-Münze zusammenbetteln.

Jener Mann, der aus Warschau kam, erzählte mir ferner, daß jetzt nur die Freudenmädchen dort vergnügt seien, wenn der

Fürst Paskiewitsch einen Ball ankündigte, denn in Ermangelung anständiger Tänzerinnen würden die Tanzsäle aus den Bordellen gefüllt.

Auch der gebrechliche alte Klicki war in Carlsbad, und es macht anfänglich einen wunderbaren Eindruck, wenn man die polnischen Feldherren bei den russischen Generalen, unter denen nur Pahlen einen Namen hat, vorüberstreichen sieht; man glaubt immer, nun müsse etwas geschehen. Bald aber gewöhnt man sich daran, daß diese Leute ohne Aufmerksamkeit neben einander hergehen: es ist hier europäischer Comment suspendu, man ist auf einem neutralen Boden, auf einem andern Sterne, Streit und Zwist bleibt jenseits der Berge, alle fühlen dieselbe Wirkung vom Brunnen. Dies warme Wasser, das wie Hühnerbrühe schmeckt, ist die moderne Lethe. Nur der Stein der Stände widersteht ihm.

Die Classen der Bürgerlichen falten sich zwar ebenfalls gleich einem Fächer vielfach auseinander, aber sie sind doch durch einen Griff verbunden. Der Kammerherr verkehrt mit dem Candidaten, und Candidat heißt doch so viel als: Einer der nichts ist; der Bürgermeister mit dem Schneidermeister. Auffallend ist es, wie viel Patienten Preußen beisteuert; die eminente Regelmäßigkeit seiner inneren Verwaltung muß den Unterleib über die Gebühr anstrengen; es scheint kein Land so reich an ärgerlichen, gallichten Personen zu sein.

Es ist sehr zu bedauern, daß jene äußere Demokratie der Bäder immer mehr verschwindet, nach welcher die Gäste blos als Menschen, so oder so viel Schuh hoch, herkamen, und alle gleich waren vor dem gleichmäßig wirkenden Brunnen, der kein Ansehen des hoch oder niedrig gebornen Magens kennt. Damals, erzählten mir ältere Leute, wo noch Alles in Friede und Ruhe bestand, der Vornehme vornehm und der Niedrige niedrig war, da brachte man keine Orden und Auszeichnungen in die Bäder, solche Sachen waren selten und sicher. Jetzt glaubt Jeder, man könnte nicht wissen, ob er morgen noch ein ausgezeichneter

Mann sein werde, und man sieht immer nach zehn Schritten einen aufgeklebten Orden oder sonst ein Aushängeschild. Sie nützen die Dinge ab, und machen's wie die Verschwender, welche den Erben nichts lassen wollen. Ohne Aufhören sieht man, daß in dem gelben Manne und in jenem ein grandioses Verdienst an Leberschmerzen leide. Deutschland strotzt von großen Leuten. Diese großen Leute sollte officiell verboten werden, ein kleiner Laie, der in keinen Orden aufgenommen ist, kann leicht durch Reue, Neid, Aerger, Ehrsucht oder sonst eine andere Carlsbader Krankheit heimgesucht werden beim Anblick solcher Verdienste, und das stört die Cur.

Aber dem Gedeihen sehr zuträglich ist die Brunnenliste mit ihren echt deutschen, wirklich ingeniosen Titulaturen. Sie quetschen den Paß eines armen Privatmanns so lange, bis etwas aus diesem wird, und mancher hat erst in Carlsbad erfahren, was er eigentlich sei. Ein gewöhnliches Couvert reicht für die Titel und Würden nicht aus, an welchen ein echter Curgast leidet, und mancher ehrliche Mann mit schwachem Gedächtnisse ist nicht im Stande, während eines langwierigen Nachmittags seine Titulaturen auswendig zu lernen. Da giebt es „Kaiserlich Königliche privilegirte Gubernial-Cassen-Rendantur-Assistenten-Gattinnen" mit ihren Söhnen, die noch einige Adjuncturen und Adspectanzen anzuhängen haben, es laufen Rentiere aus allen Zonen herum, mit und ohne Moos, und wenn Einer gar nichts ist, so ist er ein Privatier, oder seine öffentliche Ehehälfte wenigstens eine Privatiersgattin. Auch die Weiber müssen etwas sein.

Ich habe die Drucker in Verdacht, daß sie ein gut Theil Schuld dabei haben, es ist meist an den Leuten so wenig, und ein österreichischer Drucker, der sonst nichts zu drucken hat, muß etwas aus ihnen machen. Darum hassen sie die französischen, kurzgeschößten citoyens.

Carlsbad ist ein Ferienpunkt der europäischen Notabilitäten.

Wenn es auf Erden nichts zu thun gab, oder wenn sie des Thuns satt waren, gingen die Götter in den Olymp, um sich zu restauriren. Carlsbad ist die Restauration mancher europäischen Götter in Ermangelung der olympischen; ich hoffe, man besingt es auch einmal, ein guter Romantiker findet alle Sorten von Recepten.

Bequem genug lebt sich's da; dafür sorgt höchst lobenswerth Regierung und Brunnen-Commission, die Fremden werden wie kranke Kinder behandelt, denen man mit Verläugnung mancher Principien allen Willen thut. Und Kinder sind wir doch alle gar zu gern; da dürfen wir wieder an eine Liebe glauben, wo's keine Eifersucht, keinen Wechsel, keine Treue, keinen Eigennutz giebt, an die Mutterliebe, an das erste und letzte Gefühl des Lebens.

II.

Fortsetzung.

Die Zeit ist eine Last, wenn man wartet; die Erwartung selbst ist eine nachhaltigere Gewalt als der Schrecken, der Schrecken tödtet, wie die Erwartung mordet, der Schrecken ist ein Meuchelmörder, der bald mit seinem Geschäft fertig ist, die Erwartung ein Giftmischer, der Zeit braucht. —

Und Maria, die charmante, war betheiligt bei diesem Mordversuche: sie kam nicht wieder. Es ist allerdings eine acutere Glückskrankheit, ein Mädchen zu lieben, als in weiterer, breiterer Liebe zu leben, durch die schlafende, im Monde träumende oder erwachende Natur hinzustreifen, in ihrem Odem zu weben, die Gottheit mit Wollust tief einathmen. Aber die Liebe ist eine Einseitigkeit. Einseitige Menschen werden große Männer, und namentlich Künstler, drum hat die Liebe mit jeder Art von Kunst so viel zu thun. Einen großen Theil der heutigen Liebes-

arten verdanken wir dem Christenthume: die romantische, die sentimentale, die eheliche und die uneheliche. Es ist eine liebe und schöne Sache um die Liebe aber keine große, dachten die Griechen und Römer, und wir können heut doch noch größere Dinge haben als jene. Ein Bischen Vaterlandsliebe gehört doch jetzt zur bourgeoisie der Empfindungen, und ist bei der Masse nicht viel mehr als Philisterei und Barbarei, darin hat's die pommersche Landwehr so weit gebracht wie die Athener.

Wo steckte denn die große Sache der Alten, welche sie für die Flitterwochen des Herzens entschädigte? Mit der Natur hatten sie sich ein- für allemal abgefunden durch Mythen und Sagen und Religion und Cultus, sie nahmen weiter keine Notiz von derselben, sie hatten ihre Pedanterien wie wir; hätte nicht Lucrez so hübsche Dinge darüber geschrieben, man müßte glauben, es sei früher in Italien und Griechenland eine ganz andere Natur gewesen ohne Reiz und Freude.

Wo steckte denn die große Sache der Alten? Lesen wir irgendwo, daß Alcibiades, der Suitier, in einer Mondnacht sanfte Lieder gesungen? und doch war er, waren die Griechen so glücklich. — —

Ja, unsere Liebe ist eine christliche Einseitigkeit aber nur die Gegensätze schaffen die Dinge; wir wüßten ohne jene Einseitigkeit nichts von der großen kolossalen edlen Liebe, deren wir fähig sind, wenn wir uns in keinem verliebten Stadio befinden!

Was ist es für eine Seligkeit, über Land zu fahren oder zu reiten, wenn kein unbequemer störsamer Wind weht, kein ungezogener Regen stört, und unser Herz langsam und melodisch seine Pforten öffnet der Schöpfungs-Harmonie, wenn der Geist Gottes um unsere Schläfe säuselt, oder seine geschäftigen glühenden Boten sendet aus der sammtschwarzen Gewitterwolke.

Und all die großartige Herrlichkeit bläst ein Mädchen mit rothem Munde auseinander — Herrgott, was willst du mit der Mädchenliebe sagen?!

Solche zerrissene Wolkengedanken trieben mich eben über den Theresienbrunnen auf dem kleinen Plateau des Berges umher, ich konnte das Badeleben mit seiner bunten, murmelnden Monotonie nicht brauchen, Marie fehlte mir, meine Seele war verdrießlich, mein Herz seekrank.

Je bunter die Gesellschaft, je größer die Stadt, je bewegter die Zeit, je reicher, sehnsüchtiger das Herz, desto größer die Langeweile. So viel Dinge, so viel Bedürfnisse dehnen das Herz aus, und die große, wüste Masse des Stoffs füllt es nicht immer. In einem kleinen Städtchen oder Dörfchen, wo wir mit den kleinsten Freuden groß werden, da giebt es keine Langeweile, denn es giebt keinen leeren Platz für das Verlangen und die Sehnsucht.

Und ist man gar im Begriff zu lieben, und die wachsende Göttin verläßt uns, so ist das ganze Herz ausgehöhlt für das Meer des Glücks, das eindringen soll, aber das Meer bleibt aus — wer zu lieben beginnt, und die Liebe nicht findet, kann vor Langerweile des schmerzhaftesten Todes sterben.

In dem Apfel der Erkenntniß, von welchem die blonde Eva naschte, ruhte nicht blos die sogenannte Sünde, welche wir Freude nennen, sondern auch jene göttliche Sehnsucht, die durch alle Freuden der Erde nicht befriedigt wird, die Ahnung überirdischen Glücks, welche tief unglücklich macht, menschlich unglücklich, welche in weichen Gemüthern die Religion und Poesie, und in harten, störrischen die Langeweile erzeugt.

Und doch blonde Eva hast du wohlgethan, zu naschen, dreist und opponirend will der Herrgott seine Menschen, will ich meine Schwestern und Brüder. Ich bin auch der Meinung, die Weiber hätten ursprünglich frischere, natürlichere Courage als wir. Das hat Moses durch die Eva angedeutet. Die Weiber sind durch das Menschengebären der Gottheit näher. — —

Maria, ich fing an, dich immer heftiger zu lieben, deshalb langweilte ich mich, und das kann man nirgends besser als in einem Badeorte, denn sein buntes Geräusch gestattet keinen

erquickenden Schlaf und Tod, es tödtet durch fortwährendes Wachen.

Wie viele Novellen liefen hinter den verbleichenden Mädchengesichtern herum, die hier gesund werden wollten, wie viel Schauerromane gähnten hinter den leberwüsten Gesichtern der Männer. Denn Carlsbad ist der Abzugscanal aller gallichten Kritik Europa's. Sogar Amerikaner waren da, und hatten ihre traurige Unterleibsgeschichte übers Weltmeer gefahren, um sie dem heißen Brunnen zu erzählen. Der Adel aus Süd und West, lauter historische und chronische Leiden finden sich hier ein. Geschichten von gebrochenen und zerstörten Herzen und Lebern und Magen tief aus der Walachei, oben aus Schweden streichen mit ihren hängenden Augenlidern an mir vorüber, tausend Gedanken wurden in mir aufgeregt, und wer kennt nicht das Elend, unter der Gedankenfülle, der man nicht Herr werden kann, zu stöhnen — all meine Gedanken hatte Maria.

Es war wieder ein Tag und eine Nacht um, und sie war noch nicht zurück. Ich stand in tiefen Gedanken am Sprudel, und sah in die emporspringende und niederstürzende siedende Fluth, und meine Gedanken verloren sich in dem durcheinander brausenden Geschäum, und stiegen hinunter in die Märchen der Erde. Die Gnomen und Erdgeister sind doch immer am schlechtesten weggekommen: zusammengeschrumpft, bleich, klein, machtlos werden sie geschildert, sie haben nie Glück in der Liebe, machen schlechte Verse, und sehen keine Sonne. Arme Gnomen, pauvre Demokraten, die man unter die Erde gebracht hat.

Wo jetzt der Sprudel und Carlsbad ist, da hat man früher nichts als einen dichten undurchdringlichen Wald gesehen. Mitten in diesem Walde hat eine kleine Elfenfamilie ein liederliches Leben geführt; ihr großes Reich war schon zerstört durch die Aristokraten, das heißt: die Menschen, und die ganze Elfensippschaft war in die babylonische unterirdische Gefangenschaft getrieben. Hier in diesem unzugänglichen Thale lebte nur noch ein kleiner Ueberrest, und hatte sich aus Verzweiflung über das

Schicksal seiner Brüder einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben, trank den ganzen Tag Champagner und sang und lärmte Vaterlandslieder aus Körner's Leier und Schwert, die einige Jahrhunderte später durch den Druck bekannt wurden. Eines Tags stürzt athemlos hoch vom Felsen herab ein Hirsch mitten unter sie — in Ermangelung besserer Gesellschaft hatten sie sich mit den Thieren des Waldes familiär gemacht — bricht ein Bein, und schnauft sehr jämmerlich. Sie versuchen es, ihn mit Champagner zu sich zu bringen, man übergießt, man ersäuft ihn in schäumendem Weine. Da knistern die Gesträuche, ein böhmischer Herr, der Jäger des Hirsches, erscheint, heulend stürzen die Gnomen all in einem Knäuel in die Erde hinein, und aus der Oeffnung beginnen sie eine Kanonade mit Champagner. Im ersten Schreck ruft der böhmische Herr: „Heiliger Aeskulapius steh' mir bei", der heilige Aeskulapius hat aber die größte Macht über die Gnomen in Deutschland, er hat sie einst alle unterworfen, deshalb sind die Elfen von Nothwendigkeit und Rache gezwungen, ihre Champagnerkanonade ununterbrochen durch alle Jahrhunderte fortzusetzen. Das macht ihnen so unsäglich viel zu thun, daß sie kaum Zeit haben, sich fortzupflanzen, und nun weinen sie über ihr großes Unglück ganze Ströme von Thränen in die Fluth. Also ist der Sprudel entstanden, der von den heißen Thränen der Elfen einen feinen salzigen Beigeschmack hat, aber auf dem Berge zeigt man noch heute den Hirschensprung. Einigemal haben die Elfen versucht, in ihrer Pflicht nachzulassen, und erst vor einigen Jahren verschwand einmal plötzlich der Sprudel; da erscheinen aber nur die Herren von Böhmen mit ihren Trabanten, und sprechen ihre Beschwörungsformel, und lassen Keile in die Erde schlagen auf die Häupter der Gnomen; da thun diese alsbald wieder seufzend ihre Schuldigkeit.

Ein leichter Schlag auf die Achsel weckte mich aus meinen Sprudel-Träumen. Der Norddeutsche stand neben mir mit der seidenen Weste.

Ist sie da?

„Wir sind alle da, nicht blos sie", sagte er sehr ernsthaft. Ich eilte fort hinüber zum Mühlbrunnen, wo ich sie zu finden hoffte. Um die Ecke biegend, prall' ich überrascht zurück, denn Jerta, Jerta vom Postwagen, die englische Jerta stand vor mir, roth und weiß und schön wie damals. Aber nicht die kleinste Miene von Bekanntschaft war in ihrem Gesicht. Ich machte ihr in der Eile ein Compliment, sie that, als gälte das sonst Jemand, und ging wie ein Gerichtsgang unbetheiligt, unparteiisch weiter. Mit offenem Munde, staunend sah ich ihr nach, und vergaß den Hut aufzusetzen. So unbedeutend war ich mir noch nie vorgekommen.

„Herr Ritter, ist das Eure Treu?" Maria stand neben mir. Ich faßte mich, denn die Freude meines Herzens unterjochte eiligst das Erstaunen — ach, Maria sah aus wie das Mädchen aus der Fremde, in einem Auge lauschte der sehnsüchtige Frühling, in dem andern der glückliche Sommer. Und ich hub an, mein Herz in Worte zu bringen, — da hielt ein Postwagen neben uns, man rief meinen Namen heraus, es war der Starost, der mich zur Reise nach Italien abholen wollte. Ich mußte hin, ihn zu begrüßen, ich mußte sehen, wie der Norddeutsche ihren Arm nahm, und sie von dannen führte, auf ihrem Gesicht lagen die Gedanken in der Sanskritsprache, ich begriff sie nicht.

Die Interessen hetzten mich todt, es war nicht eine Minute Zeit mehr übrig zur Langeweile. Den andern Tag schon wollte der Starost fort; meinetwegen war er da, er hatte mein zuverlässiges früheres Versprechen; wenn ich ein ehrlicher Mann sein wollte: mußte ich ihm folgen, aber ich wollte kein ehrlicher Mann sein, sondern ein glücklicher. Ueber die englische Jerta mußte ich auch nothwendig aufs Klare kommen, das war eine zu wichtige psychologische Aufgabe, denn das Mädchen war sehr hübsch. Der Professor sagte mir ferner, er habe beschlossen, übermorgen die Hochzeit seiner Tochter hier in Carlsbad zu

feiern, der Pastor seines Orts sei angekommen, und da es hier keine protestantische Kirche gebe, so werde er sie im Zimmer trauen.

Herr, sagte ich, ich bin auch Protestant, und ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge protestiren. — — Von Sinnen war ich, ein zerrütteter Mann. Und aus Malice wurde das Wetter wunderschön, ich hätte mich mit dem Herrgott schlagen mögen.

12.

Fortsetzung.

Ich rannte, der Tag rannte, denn der Tag thut uns Alles zu Gefallen. Der Starost lächelte verneinend, als ich meinte, es wäre hübsch, wenn wir noch ein paar Tage blieben. Verdammtes aristokratisches Lächeln bei dem Jammer eines armen Teufels. Mit fliegenden Händen packte ich dies und Jenes ein, und packte es immer wieder aus, es war nicht das Rechte, ich hätte weinen mögen vor Zorn, Verlegenheit und Liebe, namentlich fluchte ich jeder Delicatesse. Wäre es ein anderes Hinderniß gewesen, ein thurmhohes, ich hätte einen kühnen Anlauf genommen, ein delicates, wie das diesmalige, lähmte all meine Kräfte. Dabei saß der Starost unbefangen, höchst unbefangen auf meinem Fenstertritt, und rauchte mit empörender Behaglichkeit seine lange türkische Pfeife, strich sich den Stutzbart, besah sich im gegenüber hängenden Spiegel, murmelte in halbem Gesange Opernarien, deren Melodie aber immer ganz falsch war. Lauter Dinge zum Aergern. Falsch Singen kann den besten Humor vertreiben, und nun gar — ich hätte ihn gern zum Fenster hinausgeworfen, den Störenfried, aber er war ein großer, breitschultriger Mann, ich wäre wahrscheinlich eher draußen angekommen als er.

Wagen, Reiterinnen und Reiter brausten vorüber, das amüsirte ihn sehr, aber es hielt ihn nicht. Ich wußte, daß er viel muhamedanische Inclinationen hatte, ich machte ihn auf die ergiebige Saison aufmerksam; er lächelte wieder, aber es half nichts.

Ich rannte hinaus, Maria wollte ich sehen, ihre Knie wollte ich umschlingen, mein thränenvolles Gesicht einmal in ihren Schooß drücken, ihr sagen, daß sie ein Engel an Schönheit sei, und dann scheiden. Aber in Gedanken stürmte ich ganz wo anders hin, ich lief vielleicht an ihr vorüber, und als ich endlich ins „Schild" kam, war sie nicht zu Hause.

Ach, es war trostlos! Der Tag neigte sich schon gegen den Abend, es war mein letzter Abend, und am Ende sah ich das Mädchen nicht mehr. Zerknirscht setzte ich mich auf eine Bank, und es fiel mir plötzlich ein, daß ich wol nur wegen der vielen Hindernisse so viel Interesse an dem Mädchen nähme, und ich wußte selbst nicht, wie es kam, daß ich plötzlich laut auflachte. Aber meine Ungeduld blieb dieselbe, ich hätte vergehen mögen vor prickelnder Qual.

Es ward dunkel, und ich saß noch auf derselben Bank am „Schilde". Plötzlich erhalte ich einen leichten Schlag auf den Kopf, ich fahre auf, Maria steht am offenen Fenster und lacht. In meine Träumereien versunken, hatte ich sie nicht ins Haus gehen sehen, ich hatte sogar vergessen, daß ich unter ihrem Fenster saß. Sie wohnte zu ebener Erde. Hastig griff ich nach der Hand, die mich geschlagen, sie zog sie weg, und trat einen Schritt ins Zimmer zurück. Sie bat mich mit leiser Stimme, nicht so viel Geräusch zu machen, sonst mache sie augenblicks das Fenster zu, der Vater lese im Nebenzimmer. Ich versprach, mich ruhig zu verhalten, und bat sie nur innig um eine Hand. Scherzend gewährte sie endlich, und nun war sie gefangen. Auf dem Fenstersims sitzend, zog ich sie dicht ans Fenster, und ließ sie nicht wieder los. Zwar that sie böse, aber sie war es nicht, und nun sah ich erst, wie schön sie eben war. Vom Spaziergange

leicht erhitzt glühten Augen und Wangen, die Locken flatterten wie lose Vögel um Nacken und Schultern, da ich ausgelassen genug war, ihr den Kamm aus den Haaren zu ziehen. Sie trug ein weißes luftiges Nachtkleid, und sie war warm und lieb wie eine blumige Frühlingsgegend, die den Tag über im Auge der Sonne geruht hat. Ich bedeckte ihre Hände mit Küssen, und flehte um ihren Mund, aber sie neckte mich nur, blies mir den blühenden Athem über den Mund, und entwich stets.

Jetzt erst besann ich mich, daß es die letzten Augenblicke seien, daß mein Staroſt mich morgen von dannen zerre, daß ich zu fragen habe, ob sie wirklich den Mann mit der seidenen Weste heiraten werde. Aber über all das sprang sie hinweg: morgen dürfe ich nicht fort, sondern müsse sie zum Heilingsfelsen begleiten, ihre Verheiratung ginge mich nichts an, und ich würde doch Zeit meines Lebens ein Vagabond bleiben — —

„Still" — sagte sie plötzlich zusammenschreckend, und drängte ihr Haupt ängstlich horchend an meine Schulter — „man öffnet über uns ein Fenster — es kommen Schritte durch den Garten" —

In diesem Augenblicke regte sich auch der Professor in der Nebenstube, und kam auf die Thür zu.

Wir rührten uns nicht; es war stockfinster geworden. Oben am Fenster blieb Geräusch, die Schritte aus dem Garten kamen direct zu uns, der Professor war an der Thür — er öffnete, es fiel ein Lichtschein aus dem Nebenzimmer in das Marias.

„Ich gehe zu Bett, Papa", sagte das böse Mädchen leise, und regte sich nicht. Der Professor war sehr kurzsichtig, sagte gutmüthig: „Gut Nacht, mein Kind", und ging wieder.

Die Schritte aus dem Garten endigten dicht vor mir. Eine Baßstimme begann ein zärtliches französisches Gespräch, noch zärtlicher wurde von oben geantwortet. Maria kniff mich mit unterdrücktem Lachen in die Wange, ich küßte sie aufs Auge, sie konnte nicht entrinnen, meinte ich.

Da fiel mir von oben ein Schlüssel auf den Rücken, er hing an einem Bande, und ich schleuderte ihn eiligst meinem unbekannten Nachbar zu. Dieser schien darauf zu warten, fing ihn glücklich, und entfernte sich nach einer andern Thür hin. In diesem Augenblicke entglitt mir Maria, ich kam durch die unvermuthete Bewegung völlig aus meiner Position, und hatte Mühe, mich auf der Bank zu erhalten. Blitzschnell hatte sie unterdessen die Fenster geschlossen.

Ich war ausgesperrt, und es fing an zu regnen. Jetzt fiel mir's erst schwer aufs Herz, daß sie meine Abreise fortwährend scherzhaft aufgenommen hatte, und nicht daran glaubte, daß es der letzte Moment gewesen, in welchem ich sie gesehen. Angst und Unruhe kam über mich, ich klopfte stärker und immer stärker an die Scheiben. Sie antwortete nicht.

„So wahr Gott lebt, ich reise morgen", rief ich endlich mit lauter Stimme; ich erschrak selbst davor. Im obern Zimmer antwortet ein durchdringender Schrei, ich höre Geräusch, ich höre den Professor, oben sehe ich Lichter hin- und herfliegen, am Gartenzaune vernehm' ich Stimmen — ich stürze nach der andern Seite, und will über die Planken. Eine Kartoffelfaust packt mich beim Kragen, als ich auf der Erde ankomme. An den Fingern fühl' ich, daß es eine Hand ist, die sich einigen Zwanzigkreuzern krümmen werde; stumm greife ich in die Tasche, und stumm empfängt er, und läßt mich ziehen. Wahrscheinlich war es ein gebildeter Nachtwächter. — —

Am andern Morgen weckte mich der Staroſt, er war reisefertig, der Postwagen stand vor der Thür, es galt kein Zögern, über Hals und Kopf mußte ich packen, bei jedem Kleidungsstücke seufzte ich: „Maria". Kaum gewann ich so viel Zeit, den Postillon zu bestechen, daß er den Umweg nach dem Heilingsfelsen zu einschlage.

Es regnete mit sommerlicher Arbeitsamkeit; Carlsbad sah grau und feucht wie eine trauernde Wittib aus, mein Herz war voll trauriger Sehnsucht. An einer Ecke sahen wir unter dem

Regenschirme eine feine, schmiegsame Gestalt hintrippeln. Die hob ihr seidenes Kleid regenfurchtsam hinten auf, und der Staroft stieß mich vergnügt an, und deutete auf den schönen Fuß und das runde, lockende Bein mit dem engen schneeweißen Strumpfe. Seufzend sagte ich ihm, daß er heut noch das schönste Mädchen sehen sollte, wenn der Himmel ein Einsehen hätte, und sich die Wolken aus dem Gesicht striche.

Er horchte hoch auf. Das Mädchen aber vor uns war die englische Jerta, und heute lächelte sie; es stand auch ein kleines Wörtchen vom Hallischen Posthause in diesem Lächeln. Aber vorüber, vorüber, hinaus tobte der Wagen; ich hätte mich in Regen auflösen mögen, um die Menschheit zu ennuyiren.

Draußen sahen die Thäler und die bewachsenen Höhen silbergrau aus, und wenn die Sonne manchmal einen verstohlenen Blick hineinwarf in die Regendämmerung, da glänzten und glitzerten über weite Strecken hin lauter hüpfende Augen. Es ist ein halbwüstes, halbverwachsenes, stummes Waldgebirg nach dem Heilingsfelsen hin. Eine halbe Stunde davon hört die Straße auf, und wir mußten aussteigen. Der Postillon sollte uns erwarten, wir machten uns auf, die Sonne jagte die letzten Wasserschauer ins Land hinüber nach Sachsen zu.

Ueber eine schweigsame Hochebene, die an Walter Scott's Plateaux in Schottland erinnert, geht es nach dem Heilingsthale. Ich bildete mir ein, zu Robin dem Rothen zu gehen, und schottische Träume sanken wie weiche Decken auf mein krankes Trennungsherz.

Langsam öffnet sich ein unordentlich zerrissenes Thal. Es ist keine Unordnung der Größe oder Schönheit darin, es ist eine wüste Wirthschaft von schlanken Tannen, durcheinander gestürzten Felsblöcken, kahlen Strichen: dazwischen geht mit raschen ernsten Augen der Fluß.

Körner erzählt eine lange Geschichte von Heiling, und benutzt dabei fleißig den Teufel. Ich hatte sie früher gelesen, und nahm ihm die unnütze Teufelei übel, denn der Teufel muß

überall herhalten, wo man nichts Besseres weiß, und er hat die poetische Speculation sehr gehemmt. Der Teufel war ein Monopol der Poeten. Als ich indessen dieses Thal sah, ward ich viel milder gesinnt gegen Theodor, der so glücklich gewesen ist, in allgemeiner Begeisterung zu singen und zu sterben; der Teufel hat allerdings hier und überhaupt in Böhmen arg gewirthschaftet. Der gelbe Salpeterathem liegt überall noch auf den Steinritzen, es ist wie eigensinnig durcheinander geworfenes, revoltirtes Erdreich. Böhmen ist eine der besterhaltenen Barricaden aus der Revolution der Erde. Da ich der Meinung bin, daß Alles so lange besteht, bis es zu einer gewissen Schönheit oder Vollkommenheit gediehen ist, so glaube ich, die Erde werde sich noch lange in den jetzigen Sonnenkreisen und Verhältnissen befinden, es ist noch gar zu viel aufzuräumen, einzurenken, einzurütteln.

Das Heilingsthal stärkte mich solchergestalt in einem stillen Lieblingsglauben, welcher mich oft hinter dem warmen Ofen erquickt hat, daß nämlich die Menschen noch viel vollkommener werden, als sie's jetzt sind. „Den Kindern ist das Himmelreich", man verhöhnt immer diejenigen Leute, welche alle Menschen für vortrefflich halten, es giebt nun sogar welche, die alle Menschen noch viel vortrefflicher glauben als sich ein Mensch vorstellen kann: diese Leute besitzen die meiste Poesie, und die klugen Leute, die Alles besser wissen, also auch Dieses, sollten sie sehr um das Seherglück beneiden.

Unweit des Ufers lag ein großer Stein im Flusse, darauf saß ein Mann und angelte. Leute, die angeln können, sind geborne Philosophen, oder süße poetische Träumer; ein anderer vernünftiger Mensch hält das Geschäft nicht aus. Ich sprang auf einzelnen hervorragenden Steinen hinüber zu ihm, ich stand hinter ihm und er regte sich nicht. Ein Stoß von mir, und das Wasser verschlang ihn, und er dachte im schnellen Scheiden, die Gottheit habe ihn plötzlich hinweggerissen. So wohlfeil ist oft die Gottheit. Langsam und still schlich ich zurück; ich wollte ihn nicht erschrecken.

Jetzt zeigten sich am jenseitigen Ufer die Heilingsfelsen, es sind senkrecht aufgestellte Steinblöcke von mäßiger Größe, die für eine bewegte Phantasie wunderliche Figuren bilden. Der Staroſt meinte, dergleichen sehe man in Adersbad an der schlesischen Grenze viel schöner, und er hatte Recht; unser Führer, ein moderner Tischler aus Aich, hatte aber auch Recht. Den ersten ungeschlachten Block nannte er den Capuziner, und die folgenden einen Brautzug, welcher dem Capuziner zur Kirche folgend, plötzlich versteinert worden sei. In der Jugend hatte der Tischler diesen Brautzug ganz bis ins Detail kennen gelernt, denn da hatte er noch frische, junge Augen gehabt, und von daher kannte er noch die erste und zweite Brautjungfer und den Hochzeitsvater, die lustige Person des Zuges, ja er hatte den Busen der schönen Braut sich heben sehen. Später aber war der Mann gebildet worden, jetzt mischte er hochdeutsche Worte in seinen böhmischen Jugend-Dialekt, trug des Sonntags und wenn er Fremde führte, Handschuhe und Vatermörder, jetzt war sein Auge blöde geworden, er sah keine Geister mehr, und erzählte uns nur aus Führerschuldigkeit das Märchen von Hans Heiling, eine sehr aberglaubige Geschichte, wie er sie nannte.

Hans Heiling hat als ein Knabe am Ufer gelegen und mit den Wellen geplätschert, und mit flachen Steinchen sogenannte Butterbröte über die Oberfläche hingeworfen. Das Thal ist tief und eng, wenn es draußen, jenseits der Berge noch goldener Tag ist, da sinkt hier schon ein rother Abend in den Fluß. Als der gekommen, hat sich Hans aufmachen und heim schlendern wollen, aber er ist plötzlich stehen geblieben. Eine übermäßig schöne Göttin hat sich nämlich auf einmal aus den Wellen erhoben, und ein wunderschönes Lied gesungen, dazu hat sie mit runden weißen Armen das goldene Haar aus dem göttlichen Gesicht gestrichen, und das ist hinuntergefallen über die weißen, vollen Brüste tief ins Wasser hinein. Ihre großen, blauen Augen haben ihn aber hingezogen bis dicht ans Ufer. Nun hat sie ihn mit einer Stimme, die wie Harfen geklungen, versprochen,

sie werde ihn heiraten und zum Könige machen, wenn er warten wolle, bis ihr schneealter Vater gestorben sei, wenn er ihr treu bleiben wolle, bis sie ihn abholen werde. Heiling hat vor lauter Glück und Vergnügen nicht sprechen können, sondern nur mit dem Kopfe genickt. Darauf hat die Göttin ihm einen Kuß mit der Hand zugeworfen und ist unter den Wellen verschwunden, Heiling aber ist seelenvergnügt nach Hause gegangen.

Es sind einige Jahre verflossen, Heiling ist täglich ins Thal hinuntergestiegen, die Göttin hat sich aber nicht mehr sehen lassen. Auf dem Rückwege ist er immer bei einem Hause vorbeigekommen, an dessen Thüre stets ein blondes Mädchen gestanden, welche seiner Göttin sehr ähnlich gesehen und ihm sehr gefallen hat. Sie hat immer auf seinen Gruß erwidert: „Guten Abend, Hans", und nach einigen Wochen: „Guten Abend, lieber Hans".

So ist es wieder einmal Herbst geworden, und eines Abends hat das Mädchen sogar gesagt: „Guten Abend, liebster Hans", und ihre Augen sind voll Thränen gewesen. Da hat sie Heiling bei der Hand genommen, und sie ist ihm weinend ans Herz gefallen, und Heiling hat ihre volle Brust warm an der seinen gefühlt. Und nun ist er heiter geworden, „sie bleibt mir zu lang", hat er gesagt, und ist mit dem Mädchen ins Haus getreten, um sie von ihrem Vater zum Weibe zu verlangen.

Drunten im Thal hat eine Kirche gestanden, da hinab ist einige Tage drauf der Brautzug gewallt, der Capuziner voran. Und als der Zug dahin gekommen ist, wo Hans der Göttin Treue versprochen hat, ist ein fürchterlich Wetter losgebrochen, und der ganze Brautzug, der Capuziner voran, ist in Stein verwandelt worden.

„Es ist eine sehr aberglaubige Geschichte", wiederholte der Tischler von Aich, und der Starost schlug sich lächelnd Feuer, und sagte: In Rußland haben wir viel solche dumme Geschichten.

Ich aber dachte an unsere Historiker, denen die Göttin einen Palast von Begriffen gebaut, denen sie versprochen hat,

das weiche, warme Lager mit ihnen zu theilen, wenn sie unverzagt den Tag ihrer Ankunft erwarten wollen. Wenn sie sich aber ungeduldig geberden, und sich trauen lassen mit gleißenden Zugeständnissen, so werden sie versteinert, wie der Brautzug Hans Heilings.

Wir gingen langsam zurück, der Mann mit der Angel schritt vor uns her, und bemerkte uns wieder nicht, obwol der Tischler von Aich laut sprach und demonstrirte. Als wir an ihm vorüberkamen, streckte er uns lautlos einen großen Fisch entgegen, den er gefangen, und verzerrte das Gesicht widerwärtig dazu. Der Staroſt fragte ihn etwas, er nahm keine Notiz davon, und antwortete nicht, es war ein unheimlich Wesen. Erst als der Tischler herankam, der, um einen Stein aufzuheben, einige Schritte zurückgeblieben war, erfuhren wir, daß der Mann taubstumm sei. Ein Blinder erregt Mitleid, ein Taubstummer Grauen; es ist etwas Bestialisches um den gelagert, der die Hauptsinne der Civilisation, das Gehör und die Sprache nicht besitzt.

Der Staroſt fragte mich, wo das schöne Mädchen bleibe, das ich verheißen habe. Ich zuckte traurig die Achseln, und deutete auf die Regenwolken, die wie Gespenster vorüberflogen.

Heiling und Maria erfüllten mein Herz, als der Wagen immer weiter forteilte von ihren Stätten. Ach, Scheiden und Meiden thut weh! Lebe wohl, Maria mein, rief ich zum Wagen hinaus, und wenn du mich liebst, so denke mein!

„Ich denke, sie heiratet?“ — sagte der Staroſt.

Wenn ich nur wüßte, wer das erfunden hat; es ist ein kluger, aber ein langweiliger Gedanke, das Heiraten.

Der Staroſt sprach: „Sehr richtig“, und weiter sprach er nichts. Wir fuhren aber weiter, und es war sehr viel Dreck und schlechter Weg allda, und der Postillon meinte, das käme vom Regen und von der Feuchtigkeit.

13.

Marienbad.

Die Gegend hat fortwährend jenen böhmischen, halb nomadischen Charakter, sie sieht halbwüst aus. Hier und da ist der Pflug darüber hingezogen. Man sieht wenig Menschen, wenig Dörfer, das Ganze ist eine niedrige Hochebene. Unbedeutende Berge und Waldungen ziehen sich bald hier bald da im Lande herum. Vornehme Reisewagen flogen zuweilen an uns vorüber, die Gegend schien nur zum Durchpassiren für die Badegäste da zu sein, denn sonst fuhr Niemand. Ich machte die Augen zu, drückte mich in die Ecke des Wagens, und dachte an Maria und ihre warme schöne Wange, der Starost sprach von den polnischen Juden. Man halte ihn oft wegen seines russischen Barts und orientalischen Ansehens für einen Israeliten. In Deutschland habe man überhaupt gar keinen asiatischen Geschmack, und Alles, was orientalisch aussehe, nenne man Juden. Man verstünde auch wenig von orientalischer Schönheit, die klaren, ausgeprägten Menschenzüge, welche den scharf abgeschnittenen Sternbildern am morgenländischen Himmel glichen, wüßte man gar nicht zu würdigen; weil die Juden Unarten hätten, die ein Ergebniß jeder Sclaverei seien, haßte man Alles an ihnen, auch ihre Schönheit. Die kleinen verwischten Züge unseres Geschlechts hätte nur die Romantik genießbar gemacht; ein gesunder, plastischer Schönheitssinn werde sich immer zum Armenier, Türken, Juden flüchten, wo er vollständige, reife Menschenbilder fände. In Deutschland seien alle Gesichter stumpf; es habe kein Land die Emancipation der Juden so nöthig, als dieses, damit die deutlichen Menschengesichter gediehen; nur Rußland habe es noch nöthiger, sich mit den Juden zu vermischen. Jehovah habe auch gewiß eine solche Racen-Verschönerung beabsichtigt, als er ein asiatisches Volk vom Jordan in alle Winkel zerstreut habe.

Aus Asien komme die Schönheit, aus Amerika das Gold, Europa sei eigentlich bettelarm, und um doch etwas zu besitzen, habe man hier die Gelehrsamkeit erfunden. Nur wolle die herrschende Religion nicht dazu passen, denn das Christenthum befördere sie weniger als der Mosaismus. Die Juden seien von Religionswegen klüger als die Christen, der Talmud lehre nachdenken, er entwickle, die Bibel gebe historische Data und Resultate, Christus habe sich zu lange präparirt: die Lehre sei zu fertig und die Leute hätten nichts mehr zu thun. Der Talmud und die Unterdrückung sei Schuld, daß die Juden scharfsinniger seien, als die Christen.

Ich fragte ihn, ob er Wurst und Schweinefleisch äße. „Mit Vergnügen" — erwiderte er — „ich gebe mich zwar gern für einen Juden aus, um die Leute herauszufordern, aber ich theile die Thorheiten ihrer klimatischen Gesetze nicht."

Der Starost ging augenscheinlich darauf aus, ein großer Mann zu werden, namentlich da er eben nichts Besseres zu thun hatte, denn es regnete nicht nur industriös, sondern hastig.

Der Wagen rollte in ein waldiges Thal hinein, kerzengerad und triefend standen an beiden Seiten die jungen schlanken Tannen wie ein Heer römischer Jünglinge in der Schlacht. Sie begleiteten uns treu auf einem im Kreise hinabeilenden Wege, in dessen Kessel plötzlich Marienbad die nassen Dächer zeigte. Stärkere Bäume gruppiren sich bis unten an die Häuser, und es gewährt den Anblick, als führe man in ein altes Theater hinein, die terrassenförmig aufsteigenden Bäume seien die Zuschauer.

Die reducirten Adeligen etabliren in Oesterreich Gasthöfe, und ihre Titel dienen als Schilder. Der Postillon fragte, ob er uns zum Grafen oder zum Baron fahren sollte, der Baron sei aber besser.

Wir schlüpften ins Zimmer und ließen Feuer anmachen, obwol es mitten im Sommer war. Nachdem wir uns umgekleidet und in die weichen Schlafröcke gewickelt hatten, öffneten

wir die Fenster, und ließen die Reiseluft dampfen aus den frisch-gewaschenen Gesichtern und Augen. Die Wärme strich uns um die Schläfe nach der Regenluft hinaus, vor unserem Hause war ein abschüssiger freier Platz, weit drüben an seinem Ende öffneten sich die Waldberge, und große Christuskreuze heben sich in dem Passe empor. Dahinter aber öffnete sich licht das Land mit unbestimmter matt schimmernder Ferne, durch den dunkel regnerischen Vordergrund sahen wir in ein süß dämmerndes Jenseits. Der ganze Anblick war süß katholisch, die fächelnde Wärme flüsterte stille lateinisch-italienische Worte, große Parteien von stolzen Gebäuden sahen uns nun mit dunkeln, vom Regen geschwärzten Augen an. Alles war todtenstill. Leidende Herzen, hoffende Unterleiber aus Norden und Süden saßen hinter den stummen Mauern, aber kein Laut verkündete, daß ein Mensch in Marienbad wohne.

Als es dunkel wurde, schlug ich dem Starost vor, eine Partie Whist mit mir zu spielen, die Postpferde zu bestellen, und nichts mehr von Marienbad zu sehen, sondern diesen Eindruck stummer, italienischer Villen mit uns zu nehmen. Er war's zufrieden, und wir ließen uns Karten bringen. Die Karten bedecken die Stimmungen ohne sie zu zerstören, ich mochte mir's kaum gestehen, wie die kleinen Hände der schönen Maria an meinem Herzen zerrten. Ich erzählte dem Starost die Geschichte vom Norddeutschen, und daß er mir ein Stück Jugend gestohlen, und all die beunruhigenden Verhältnisse, für welche ich keinen Schlüssel fand. Völker, welche in einfachen Situationen groß geworden sind, die wenig mit complicirter Gesellschaft verkehren, sehen schnell und scharf, sie müssen in öden Steppen und verwickelten Wäldern oft den Weg suchen, ihr Blick ist unbefangener — der Starost sagte, jener Norddeutsche mit der seidenen Weste habe uns Alle dupirt. —

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, ein um und um zugeschlagener Mantel trat ein, und der Wolf in der Fabel war's. Er legte stumm Mantel und Hut ab, setzte sich lächelnd zu uns,

und bat sich einen Strohmann aus. Wenn wir eine Stunde gespielt hätten, wollte er uns mancherlei erzählen.

Als abgehärtete Lebemenschen zeigten wir gar keine Verwunderung, und spielten ruhig Whist. Da er den Rock aufknöpfte, sah ich, daß er heute die seidene Weste nicht trug.

Als wir aufhörten, bestellte ich Thee, der Norddeutsche rauchte sich eine frische Cigarre an, räusperte sich, faßte meine Hand, und sprach: Sie sind ein Novellist, und können eine Novelle nicht übel nehmen, wenn Sie nicht voll Handwerksneid sind. Hören Sie mich an, und erlauben Sie, daß ich nicht um Verzeihung bitte. Und er sprach wie folgt:

„Meine Schwägerin ist ein naseweises Weibchen, die gern alle Welt verwirrt und auslacht. Sie hatte in ihren Briefen schon allerlei Wege versucht, mich zum Narren zu haben; ich beschloß, ihr selbst einen zu öffnen, und schrieb ihr die Geschichte von meinem Nervenfieber, und daß ich das Gedächtniß verloren hätte, und nichts mehr von meiner Jugend wüßte. Darauf hatte sie die Güte, mir jene Schulbegebenheiten mit Julie und die fünfjährige stumme Liebe zu dem blonden Mädchen mitzutheilen, und mir ihre lebhafteste Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich so tiefe Eindrücke hätte vergessen können, das blonde Mädchen gedenke noch lebhaft meiner. Mein Bruder aber, der mit mir unter einer Decke spielte, hatte den Herrn Tuli leicht aufgefunden, und kam mit leichter Mühe dahinter, daß Sie, Herr Doctor, jener vogelmörderische, schweigsam liebende Jüngling gewesen seien. Nun ließ ich Sie in Leipzig aushorchen, ob und wann Sie in ein Bad reisen würden, oder ob die Intrigue in Leipzig abgesponnen werden müßte. Gegen meine Schwägerin hatte ich mich nämlich höchlichst erfreut gestellt, und lebhaft von ihr mir ein Rendezvous mit meiner Jugendliebe erbeten. Ich erfuhr daß und wann Sie nach Carlsbad gehen würden, und bestellte sie dahin. Zu rechter Zeit war ich in Leipzig und stieg mit Ihnen auf den Postwagen; eine Stunde vorher hatte ich noch von meinem Bruder die Nachricht erhalten, das Mädchen,

das mir seine Frau in Carlsbad vorstellen würde, sei nicht Ihr blondes Wesen, welches Sie ein Quinquennium angebetet, sondern eines Professors Tochter, ein loses Kind, mit welcher meine Schwägerin im Briefwechsel stünde. Der Professor habe bereits die Einwilligung zur Hochzeit mit mir gegeben. Das Mädchen wollte sich aber erst den Bräutigam ansehen. In Zwickau trat die Novelle ins Leben, in Carlsbad ist sie vor wenig Stunden zu End' gegangen. Maria wollte heut Morgen trotz des Regens nach dem Heilingsfelsen fahren, meine Schwägerin und der Professor, denen Sie, lieber Doctor, im Wege waren, wollten nichts von der Partie wissen. Es gab eine häusliche Scene, da ich mich dem zukünftigen Schwiegervater anschloß, und Maria erklärte, daß sie mich nimmermehr heiraten wolle. Darauf zog ich lachend den Schleier von der Geschichte, und theilte unter Anderm meiner Frau Schwägerin mit, daß ich schon lange verheiratet sei.

Sie wollte mir die Augen auskratzen, der Professor war sehr ärgerlich, und erinnerte sich, daß Sie sehr schöne antiquarische Kenntnisse besäßen, Maria lachte ohne Aufhören, und schickte nach Postpferden, damit ich Ihnen nacheilen und Mancherlei sagen könne, z. B. daß man sie im September in Wien erwarte, und dort im Erzherzog Carl wohnen werde. Ich hatte aber die Pferde sogleich selbst bestellt, als ich Ihre Abreise erfuhr — und nicht wahr, Sie nehmen die Novelle nicht übel?"

Der Erzherzog Carl war mir immer der liebste Oesterreicher, ich fragte nur noch nach dem Harfenmädchen.

„Die brauchte ich nur zum Recognosciren", erwiderte er, „und zu einer andern Novelle, die ich Ihnen in Wien erzählen werde."

Dabei umarmte er mich, sagte „Maria ist ein schönes Mädchen", und ging und verschwand.

Das war der Mann mit der seidenen Weste. Der Starost ging schlafen, ich aber rannte hinaus bis zu jenen Kreuzen, und sah ins Land, über welches der Mond zuweilen mit flüchtigem

Blicke hinweglief. Es regnete noch sanft, und immer sanfter sprach mein Herz „Maria ist ein schönes Mädchen".

Mit denselben Worten erwachte ich am andern Morgen. Der Staroſt war schon reisefertig und ging sehr bewegt im Zimmer auf und nieder. Neben mir, sagte er, habe ein junges, rothes Mädchen aus Baiern geschlafen, das heut Morgens ebenfalls nach Eger und so weiter reisen werde, er habe eben auf dem Vorsaale ihre Bekanntschaft gemacht und ihr gesagt, daß wir auch sogleich nach Eger fahren würden, und darauf habe sie erwidert, das sollten wir nur thun. Er rieb sich sehr vergnügt die Hände und trieb mich zur Abreise. Es war noch grau draußen über Marienbad, die Fenster des Himmels waren noch geöffnet, dieser Brunnenort wollte durchaus katholisch in meinem Gedächtniß zurückbleiben. Zwei Reisewagen standen vor der Thür, wir wollten langsam vorausfahren, damit uns die kleine Baierin zum Mittagsessen in Franzensbrunn oder Eger nicht entging.

Unser Wagen schleppte sich am Brunnen, da schlug Musik herauf an unser Ohr, süße, überschwenglich süße Jessondastimmen an einem erst aufwachenden aschgrauen regnerischen Morgen. Der Kutscher mußte halten. O, sie lockten so indisch in der Morgenstille die unerfahrenen Liebestöne: „Lass' uns dahin, dahin ziehen, wo die Herzen höher schlagen". Ich sprang aus dem Wagen und eilte hinunter; in dem Augenblicke flog die Chaise mit dem bairischen Mädchen vorüber, tödtliche Unruhe, sie möchte ihm entfliehen, bemächtigte sich des Staroſten, er bat, er flehte hinter mir her, diese fabelhaften indianischen Herzen zum Teufel schlagen zu lassen, da uns darüber ein reelles bairisches zum Teufel fahre — umsonst — in jenen hüpfenden Flöten: „Dahin — dahin" hört' ich Marias lockende Stimme, in jenem jubelnden Ensemble alle die zarten Stimmen, welche mir jemals gesagt hatten, daß sie Herzen besäßen. Es klang daher wie Liebesandacht durch den schweigenden grauen Morgen. Grollend folgte mir der Staroſt. Man tritt in den langen

Brunnensaal, wie in ein Klosterrefectorium, reizlos und wüst sieht er aus. Schwere Mäntel und Ueberschuhe schleppten die Leute, welche so früh an ihre Gesundheit und die Vergeistigung des Unterleibs gedacht hatten, auf und nieder. Sonst betete man in einer so frühen Stunde nur für das Wohl der Seele, jetzt und hier betete man für das Wohl des Unterleibs, für eine gesegnete Leibesöffnung. Statt der Gebetbücher und Rosenkränze verkaufte ein stiller Mann in einer Fensterbrüstung weiche Quartblätter sanften Druckpapiers, und lächelte dabei still und innerlich, als ich mir ein Blatt kaufte und lesen wollte. Nicht zu so gemeinen Zwecken waren die Blätter bestimmt.

Aber wer war jener große Mann mit dem großen, weitläufigen Gesichte, welcher entblößten Hauptes in einem Winkel lehnte! Die Züge schienen mir so bekannt, wie die Melodien der Jessonda mit ihren sehnsüchtig einherziehenden Rhythmen, und diese Melodien schwebten in gebahnten Geleisen auf und nieder durch des Mannes große heroische Züge, die Melodien schienen alle in dem Gesichte zu Haus zu sein. Und wenn der Rhythmus wechselte, da lenkte er ihn mit den Augenlidern, welche sich fest auf die weiten lyrischen blauen Augen drückten. Er bemerkte es nicht, daß ich vor ihm stehen blieb, und ihn anstarrte, als fände ich einen alten Bekannten. Selbst ein Mädchen, das sich an ihn lehnte, und mit eben solchen musikalischen Augen schwelgend an ihm hinauffah, beachtete nichts als ihn. Sie schien ihn eben so zu lieben wie jene Musik, und die keusche Liebe, mit der sie ihn ansah, deutete darauf, daß sie seine Tochter sei. Als jenes schöne Liebesduett dem Ende zueilte, da schlug er die Arme unter der Brust zusammen, und das Haupt, das so groß und so rund war, wie man's den Halbgöttern giebt, nickte schneller und triumphirender. Alle Halbgötter haben nämlich volle, runde Schläfe, während die der gewöhnlichen Menschenkinder eingedrückt sind von irdischen Sorgen. Man erkennt an diesem Zeichen antike Köpfe, ich erkannte auch den meinen daran, es störte mich nicht, daß nur dünne, glatte braunblonde Haare ihn

spärlich bedeckten. — Es war Jessondas Vater — es war Spohr. Alle Formen an ihm sind kolossal, und man sollte glauben, er müsse schon der Proportion halber statt der Geige wenigstens ein Violoncell in den Arm nehmen und an das breite übernapoleonische Kinn drücken. Trüge er nicht unter dem bloßen Halse eine altmodische Busenkrause, man hielte ihn für einen alten romantischen Recken, der wiedergekommen wäre, um Nibelungenstücke zu geigen und zu componiren, und der nur immer noch nicht den rechten Stoff gefunden hätte. Alle Züge seines Gesichts sind schweigsam, aber musikalische Titanenworte ruhen in diesem Schweigen, und in seiner Musik ist Alles keusch und von der Erde Regungen ist nur die Verwandtschaft mit den Göttern wiedergegeben.

Der Starost bat mich flehentlich von dannen zu fahren, Spohr's Gesicht entging uns nicht, aber wol das bairische Mädchen.

„Herr", sprach ich, „haben Sie Erbarmen gehabt mit meinem Faible für Maria, haben Sie nicht selbst das bis ins zehnte Glied rachsüchtige Judenthum in Schutz genommen? Was ist so ein bairisches Mädchen, das Bier trinkt, gegen Maria, die von Aether und Sonnenschein lebt! Aber ich will sie beschämen — Adieu Spohr, ich will nichts von Marienbad sehen, als dich."

Und wir fuhren weiter. Der Wagen mit dem bairischen Mädchen war nicht mehr zu sehen, der Starost war sehr unruhig, und versprach immer höheres Trinkgeld. Die Gegend blieb wüst und unordentlich wie vor Marienbad; jenseits der Waldberge lag das Schloß Hohenwart, wo Metternich mit seiner jungen schönen Frau ausruhte von der Regierung des conservativen Europa's. Die Diplomaten seiner Partei kommen tausend Meilen weit her in das wilde, abgestorbene Böhmen, um ihn zu befragen über die Maßregeln gegen das unbändige neue Geschlecht. Er spricht französisch mit seiner schönen Frau beim Lever, und beim Souper sagt er mit eben den französischen Worten den Diplomaten, wie die Freiheit zu besiegen sei. Es ist

nur andere Interpunktion dazwischen, und seine junge schöne Frau lächelt des Abends dazu, wie sie des Morgens gelächelt hat. Dort drüben hält man die Flitterwochen des Congresses zu Münchengrätz.

Endlich kamen wir nach Eger, wo man den Wallenstein ermordet hat. Es sieht unordentlich in und bei der Stadt aus, wie bei einer armen schmutzigen Familie. Es muß sich sogar fatal hier sterben. Auch die alten Trümmer sind nordisch heidnisch, unerfreulich. So wie das nordische Heidenthum mit seinen Nebelgestalten und erfrorenen Augen ein unerquicklich Gebräu ist. Wenigstens hat es seit Ossian keinen interessanten Dichter gefunden, denn die matten, frierenden Darstellungen Oehlenschläger's, Fouqué's, und ähnlicher mittelmäßiger Poeten wecken kein Interesse. Es existirt in Skandinavien nur Auctoritätspoesie; je langweiliger die Sachen sind, für desto besser gelten sie. Ossian warf wenigstens Eisgebirge, und man erstarrte vor der entsetzlichen Natur und den ungeheuren Menschen; wenn Fingal den Mund öffnete, so bebten die schottischen Ufer; aber was mich hier in Eger an den Norden erinnerte, war augloses, heidnisches Gerüll. Steingebröckel ohne Grün. Es ist ärgerlich, daß Wallenstein in solch einem Loch zu Grunde gehen mußte — Wallenstein, ein Name, der immer wie Stahl in meinen Ohren klingt, Wallenstein, eine Tragödie, die ich dem Schiller nie vergeben hätte, wäre sie nicht seine schönste, wäre nicht jede Zeile darin schön. Denn die ganze Anlage ist doch verdeutscht, deutsch unthätig, deutsch träumerisch, wie's nur irgend geschehen konnte, sie ist ein Traumbild von jenem schneidend thätigen, gespenstisch wagenden, wie der Blitz hin und her fahrenden Friedland, von jenem eiskalt verständigen Manne, dem der Kampf um Glaubensdinge Kinderspiel, dem die Macht, die Macht — o die Macht Alles, Alles war. Jener Wallenstein mit dem Dolchauge, mit dem grausam kurzhaarigen röthlichen Schopfe, dem höhnischen irreligiösen Kinn, mit der zermalmenden, eckigen, langen Knochengestalt, jener Wallenstein mit der Ahnung

Napoleonischer Kraft, wo ist er hingekommen?! Ist er nicht ein Professor geworden? O, Friedrich Schiller war viel zu tugendhaft, um eine große historische Tragödie zu schreiben, er hätte aus dem Napoleon einen Ideologen gemacht, ihn kümmerte nicht die Handlung, sondern der Grund der Handlung, nicht die That, sondern ihre Beschreibung, er war zu weich, zu gut, und saß zu viel in der Stube.

Da gedacht' ich William Shakespeare's, als ich in den Kirchhof Wallenstein's, ins alte Eger hineinfuhr, welch einen Feuergeist hättest du aus jenem dolchaugigen Friedland gemacht! Wie viel größer waren seines Herzens frevelhafte Wünsche als die deines dritten Richard, und was hast du aus ihm geschaffen! Ein historischer Tragöde muß kein befangenes Auge haben, auch kein durch die Tugend befangenes, er muß kühn und ohne Zucken hinsehen können, wenn auch das Blutigste geschieht. Solch ein Auge hat Shakespeare so groß gezogen.

Man hat neuerdings den Wallenstein wieder ehrlich gemacht, und Beweise aufgefunden, daß er ein legitimer Mann und kein Empörer gewesen sei. Wo irgend eine historische Albernheit geschieht, da ist auch Friedrich Förster thätig, er ist immer thätig bei den Beweisen, daß es wahre Dummheiten giebt, um nicht zu sagen, dumme Wahrheiten. Sie werden über Kurz oder Lang auch sicher noch auffinden, daß Napoleon eigentlich ein sehr guter Christ und ein rechtschaffener Mann gewesen sei. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, die frommen Raupen kröchen auch da hinauf, und machten uns den Himmel tugendhaft.

Wallenstein soll sich auch viel mit constitutionellen Einrichtungen befaßt haben, das sieht ihm just so ähnlich wie die Gründung einer Bibelgesellschaft, er ist auch wahrscheinlich ein sehr guter Ehemann gewesen, und hat seine Frau immer erst um Erlaubniß gebeten, wenn er einmal hat spazieren gehen wollen.

Kurz, das garstige Eger und jene klugen Leute störten meine Wallenstein-Illusionen auf das Aergste. Da das bairische

Mädchen solche Gefühle mit mir getheilt haben mochte, und auch sogleich weiter gefahren war, so eilten auch wir stracks von dannen. Der Staroſt war sehr bewegt, und erleichterte sein Herz durch ein leises Fluchen. Des Anstands halber ersuchte ich ihn, seinen Gefühlen russisch Luft zu machen, und diesen Gefallen erwies er mir.

14.

Franzensbrunn.

Ueber eine belebte Fläche ging's nach dem eine kleine Stunde entfernten Franzensbrunn. Das ist ein kleiner sauberer Ort mit lauter massiven, hübschen Gebäuden. Es sieht so ausgekehrt und zierlich aufgeräumt aus, als käme man in eine alte Jungfern-Stube. Jenen Bildern von französischen Lustschlössern gleicht es; Klein- und Groß-Trianon und dergleichen fielen mir ein. Französisch munter ist der Ort ohne Humor und Wärme und ohne Schatten.

Unsere Aufgabe war aber nicht gering, das Mädchen aufzufinden, da wir nicht den kleinsten Anhaltspunkt wußten. Aber der Staroſt war fest entschlossen, sie zu finden. Wir fingen also unsere Untersuchung beim ersten Hause an, und unsere löbliche Absicht erstreckte sich auf ganz Franzensbrunn. Es ist ein Novellenstoff, welchen ich hiemit sehr empfehle, zwanzig bis dreißig verschiedene Wohnungen hintereinander zu betreten: hier wird geschlafen, dort geweint, hier geliebt und dort geprügelt, und die Novelle geht wie ein verbindender Gedanke hindurch.

Wir traten in ein halbdunkles Vorzimmer; nach dem Lichte zu waren zwei große Glasthüren mit dünnem Flor verhangen, welcher die Durchsicht wenig hemmte. Vor dem hohen Spiegel sahen wir ein Mädchen stehen; sie war nur mit einem blendend weißen Unterröckchen bekleidet, und flocht sich mit vollen, frischen

Armen die schwarzen Flechten des Haares. Ihr Kopf nach vornhin niedergebeugt, ein voller Nacken und feiste Schultern sahen uns lachend und keck in die Augen. Lautlos standen wir, mit halber Stimme sang sie vor sich hin:

So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Grüße send' ich dir!

Jetzt wendete sie sich nach einem Seitentisch, um etwas an sich zu nehmen, wir sahen das Profil — es war unser bairisches Mädchen. Der Starost drückte mir krampfhaft die Hand. Das hieß so viel, als bleibe zurück. Ich ließ mich still auf einen Stuhl nieder. Er schlich leise hin, öffnete die Thür, und trat ein — sie erblickt ihn im Spiegel, ruft seinen Namen, und schreit laut auf. Der Starost hält einen Augenblick inne, und das verwunderte mich — sie spricht französisch, das verwunderte mich noch mehr. Jetzt eilt er zu ihr, ergreift ihre Hand, und küßt sie lebhaft, ich seh' noch einmal ihr volles Gesicht, aber es ist ein anderes, es ist nicht das des bairischen Mädchens, inniges Bitten liegt darauf, ich höre deutlich die Worte, daß sie jeden Augenblick ihren Gemal erwarte. Wirklich kommen hastige Schritte die Treppe herauf, der Thür des Vorzimmers zu — hastig rufe ich: „Er kommt", setze meinen Stuhl dicht vor die Thür, und mich auf meinen Stuhl. — Stürmisch rennt der Eintretende an mich und meine Verschanzung, ich springe auf, um ihm die Aussicht zu benehmen, er fragt entrüstet, wer ich sei. Pantomimisch suche ich ihm begreiflich zu machen, daß ich stumm wäre, und hier auf Jemand warte. Er stößt mich bei Seite und eilt nach dem Zimmer, in welchem Niemand mehr zu sehen war. Diesen Moment aber benutze ich zum Entschlüpfen. Als ich auf die Straße komme, tritt eben aus dem Nachbarhause der Starost. Ohne zu wissen wohin, gehen wir eine Strecke fort, und er erzählt mir, daß die Dame eine alte Bekanntschaft aus Teplitz sei,

und er in großer Eil durch Seitenzimmer, welche sich bis in das anstoßende Haus erstreckten, entkommen wäre.

Ich mahnte ihn daran, daß ich es durchaus nicht für gerathen hielt, dem Herrn Gemal noch einmal zu begegnen, da meine stumme Rolle einige Unannehmlichkeiten mit sich bringen könne, daß ich es also für besser erachtete, die Bairin aufzugeben, und nach Eger zurückzufahren. Aber er war durchaus nicht dahin zu bewegen, und zog mich in den Cursaal, wo eben gespeist wurde. Wir setzten uns an die Tafel — neben uns saß das bairische Mädchen mit ihrer dicken, harthörigen Mutter.

Der Staroſt erneuerte mit Feuer die Bekanntschaft, und überschüttete das gesunde, natürliche Kind mit Liebeserklärungen. Sie kam nicht aus dem Rothwerden heraus, und beide Theile versäumten das schlechte Mittagessen. Nach aufgehobener Tafel ging man im Saale auf und nieder; ich nahm mich der harthörigen, bairischen Mutter an, und ließ mich angelegentlichst in alle Mysterien ihrer gestörten Verdauung einweihen, um welcher willen sie Ferdinandsbrunnen trinke. Sie liebte wie all solche Figuren das Leben über Alles, und ich konnte nichts Besseres thun, als ihr mit rationellen, physikalischen und kabbalistischen Gründen zu beweisen, daß sie sehr, sehr alt werden müsse. Der Staroſt war mit der Tochter in ein Seitenzimmer getreten, ich stellte mich vor die halb offene Thür, und verhinderte durch lebhafte Unterhaltung die Mutter am Eintreten, und damit sie nicht hineinsehen könne, deutete ich auf einen erkältenden Zug, der aus dem Zimmer dränge. Sie trippelte auf die Seite, und ich ersuchte sie nun um eine vollständige Geschichte ihrer Krankheit, damit ich ungestört nach der Scene in der Stube horchen könne.

Das Gespräch in jener Stube aber ward immer weicher, und stockte zuweilen; als ich mich einmal schnell umwendete, sah ich, daß der Staroſt seinen Arm um die Taille des Mädchens geschlungen hatte, daß die Tochter der dicken Mutter nur

nachgiebig wehrte. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn sie kehrte mir den Rücken zu. Kaum zu meiner Magenstörung zurückgekehrt, sah ich jenen Herrn Gemal mit seiner Frau in den Saal treten, und, Plätze suchend, langsam auf uns zu kommen. Ich stand auf Kohlen, denn meine stumme Rolle konnte arge Unannehmlichkeiten bringen. In diesem Augenblicke schrie das Mädchen im Nebenzimmer laut auf, und stürzte heraus in die Arme ihrer Mutter. Ich hörte nur noch ihre leise klagenden Worte: „Ach Gott, Mutter, er ist ein Jude!“

Der Herr Gemal kam direct auf mich los, ich zog mich eiligst ins Nebenzimmer zurück, Hut und Ueberrock im Stich lassend. „Fort, fort“, rief ich dem Starost zu, „der Gemal kommt.“ Wir eilten ins nächste Zimmer, ins dritte, die Schritte kamen hinter uns; die Zimmer waren zu Ende, der Ausgang verschlossen. Im Hui sprangen wir durch die offenen Fenster; der Saal und die Zimmer waren auf ebener Erde. Entblößten Hauptes kamen wir Beide zu unserem auf der Straße haltenden Postillon, und sprangen in den Wagen. Ich nahm dem Hansel die Zügel ab, mit einigen Zwanzigkreuzern bewehrt, wurde er abgeschickt, um das im Stich gelassene Material durch einen Kellner zu gewinnen. Ich fuhr uns eiligst aus der Schußweite bis vor das Städtchen.

Hansel ging lachend, und nach einer Viertelstunde kam er lachend wieder, und brachte Rock, Mantel und Mütze. Nur mein Hut fehlte; ich hatte den Kopf verloren, und barhäuptig kam ich nach Eger zurück.

Dort ging eben eine Post ab, ich requirirte eiligst eine Mütze, und fort ging's nach Baiern.

Ich dankte es meinem Vater innig, daß ich kein Jude sei.

15.

Baiern.

Ich saß stumm im Postwagen, eine verschleierte Dame lehnte still in der andern Ecke, der Starost mit noch einem Passagier saß draußen im Cabriolet. Es war stumm und still in mir; das leere bunte Leben ohne Halt und Ziel, das frivole Spiel mit Liebe und Liebesdingen, all das flüchtige Reisegenießen, wobei die Seele hie und da gestreichelt, wobei ihr innerster Kern niemals betheiligt wird, ging wackelnd und kopfschüttelnd gleich putzigen Carnevalsfiguren an meinem halboffenen Auge vorüber. Vielleicht war Baiern daran Schuld, Baiern macht heutigen Tages viel zu denken, trotzdem, daß in Baiern nach wie vor so unglaublich viel Bier getrunken wird, vielleicht auch namentlich darum, daß doch noch immer so unglaublich viel Bier getrunken wird.

Grüne Gefilde rannten am schnell rollenden Wagen vorüber, und die bairische Grenze ist nicht zu verkennen: es beginnen die Hopfenstangen, die süße Symbolik des schönen bittern Bieres, und die Hopfenstangen verlassen Einen nicht, sie rennen wie Gespenster mit fliegendem Haar neben dem Wagen her bis hinab an die salzburgische Grenze. Nur drüben auf der Westseite sollen sie hie und da durch Reben abgelöst werden. Sie sind die stehende Poesie und ein süßer Augentrost des Baiers.

Es war ein gar trüber, melancholischer Tag, graue Wolkennebel lagen auf den niedrigen böhmischen Grenzbergen, überall auf dem grünen Rasen perlten die feinen Wassertropfen. Man vergaß, daß es eine Sonne gebe, und meine jungen schlesischen Gedanken, welche an der Heimath verzweifelt waren, und das Glück und die Schönheit suchen wollten in der Weite, sie schüttelten verneinend ihre Locken in mir, daß es mahnend klang wie

die Memnons-Säule, wenn die Sonne untergeht hinter der Wüste im unabsehbaren öden Meere.

Die Naturforscher haben uns die Poesie der Memnons-Säule genommen, wir wissen jetzt, daß es kein geistiger Ton ist, den sehnende Liebe oder träumerische Geschichte aushaucht, wir wissen, daß er von materiellen Dingen, von Wärme oder Kälte herkommt, welche die Steine afficirt — die Reise hatte auch meine Hoffnungen klüger aber nicht glücklicher gemacht. Die Tage flatterten oder krochen vorüber, das Auge sah bald dies, bald jenes, das Herz hüpfte wol einmal hier oder da, aber in all dem Gebraus sah ich sehnsüchtig zurück nach jener stillen schlesischen Stube, wo einst die tausendjährige Blume der Liebe aufging in meinem Herzen an einem milden Sommerabende, wo ich in häuslicher Beschränktheit alle Reiche der Erde besaß. Ach, was ist die Liebesspielerei gegen die Liebe. Jenes kleine Stübchen mit der kleinen Fußbank, auf welcher ich saß und ihr in die sehnsüchtigen Augen blickte, die auf- und niedergingen in unendlicher Liebe zu mir, wo find' ich sie wieder! Ich fürchte, sie sind nicht mehr an der Heerstraße zu finden, wo die Post-stationen vorüber gehen.

Es ist gut, die Welt mit tausend Liebesaugen auszuschmücken, aber es ist besser, nur zweier zu bedürfen, zweier Augen, die Himmel und Erde in unser Herz spiegeln. Es ist gut, das Glück zu suchen früh und spät und im Ost und West, aber es ist besser, seiner Herr zu sein in einem kleinen Stübchen, wo nicht Regen noch Wind hinein schlägt, wo ein treuer Ofen und ein treuer Busen wärmt, wo im Wandschrank ruhige Bücher stehen, welche angefüllt sind mit Weisheit.

Solchergestalt strich mir der schlesische Philister mit der Hand über das Antlitz, und ich hielt still auf dem Postwagen zwischen Eger und Amberg, und vor jedem geschlossenen Auge stand mir eine Thräne, auf meinem Munde aber lächelte etwas, was ich selbst nicht erklären konnte. Ich fühlte etwas von Ironie, von inniger Wehmuth, edel herber Wahrheit, was in

diesem Lächeln sich ausprägen müsse, aber ich konnte es leider nicht sehen.

Wenn die Welt so recht groß und lebendig werden wird, dann gehen gewiß recht viel kleine Gefühle verloren, die das Lebensglück so bescheiden, aber so sicher machen. Das fühlt man auf den flüchtigen Reisen unserer Tage. Ich bin auch mehr für große Dinge, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß die stillen unscheinbaren Güter nicht ganz vergessen würden, es wäre doch schlimm, denn es begiebt sich zuweilen, daß das Herz seine schwachen Stunden hat, und sich nicht mehr recht ausdehnen will für alle die weltgeschichtlichen Forderungen, da thun ihm die kleinen häuslichen Glückseligkeiten so unaussprechlich wohl. Ach, und wenn sie dann einmal gar nicht mehr existiren sollten, da müßte man mit zusammengepreßtem Herzen eines schmerzhaften, lieblosen Todes sterben, und das kann manchem von unsern Aposteln begegnen.

Es ward mir plötzlich sehr kalt, und ich mußte mich dicht in meinen Ueberrock hüllen.

Und wenn ein kühner Seemann Reisen durch tausend und abertausend weite Meere antritt, so sorgt er doch vorher für eine kleine stille Heimat in einem Winkel des vaterländischen Strandes, dort läßt er seine Liebe in einem kleinen Häuschen, als könnte er morgen wiederkehren, und sie ist, die Liebe im kleinen Häuschen ist sein Compaß in weiter Ferne, und wenn er untergeht, so geht er unter in ihrem Anblick. Es ist gar zu schlimm, allein zu sterben. Die fremden bunten Länder ersetzen nicht das eine schlichte Menschenkind, das um uns weint.

Ich war schon lang von der Heimat fort und zwischen Eger und Amberg war ich recht reisemüde.

Est-ce que vous parlez français? lispelte die Dame schüchtern neben mir. Sie schien sehr verlassen zu sein, und als sie nach einigen aufmunternden Redensarten von meiner Seite ihren Schleier zurückschlug, sah ich just solch ein wehmüthig historisches Gesicht, als es eben meine Gedanken dargestellt

hatten. Das that mir wohl, sehr wohl. Es war ein feines, französisches Antlitz, dessen Herrin etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen mochte. Weiche braune Haare schlossen sich in wenigen, halb aufgelösten Locken an ein kleines Häubchen, eine leichte, kleine Kummerfalte lief zuweilen flüchtig über eine weiße, hohe Stirn und über gutmüthige braune fränkische Augen, denen man ansah, daß sie früher viel gelacht hatten. Fein und griechisch war die Nase, aber die vollen Lippen sahen so schmerzlich aus, in den Mundwinkeln lag viel inniger geschichtlicher Kummer, die feine Röthe des lieben, wenn auch nicht schönen Angesichts sah auch nach manchen Thränen aus. Ihre Kleidung war aus unscheinbaren Stoffen, aber sehr modisch geschnitten, sie glich einem arm gewordenen Stolze, einzelne Stücke, wie ein prächtiger Reisebeutel contrastirten arg mit den übrigen, fast weniger als schlichten Dingen. Der Ausdruck ihres Gesichts war so liebsanft-unglücklich. Eine unglückliche Französin ist äußerst angenehm, denn sie verfällt nie in die deutsche Weinerlichkeit, das heitere Naturell lauscht immer hinter den Augen, ob nicht ein Moment zum Hervorspringen kommen wird. An ihrem Accent und ihren ceremoniellen feinen Wendungen bei Frage und Antwort erkannte ich bald den Faubourg Saint-Germain. Sie kam aus Prag; ich sprach ihr Muth zu; mit ein paar kleinen schnell weggescheuchten Thränen erfuhr ich, daß sie in der ersten Hälfte des Juli 1830 noch in den Tuilerien gewohnt habe, in der Nähe der Herzogin von Angoulême, später habe sie in Schottland logirt, und jetzt komme sie von Prag. Und sie klagte namentlich darüber, daß man in all den Gegenden nicht französisch spreche. Also eine schlanke, liebenswürdige Carlistin. Ich hatte das Bourbonen-Unglück nie in der Nähe gesehen, und ich dachte mir's immer mit den harten, unduldsamen Emigrantenzügen; jetzt erschien mir's plötzlich so weich und sanft. Die kleine hilflose Frau reiste allein auf der ordinären Post durch Deutschland nach Italien, wie sie sagte, nach Paris, wie ich bald merkte. Ich hätte die Carlisten bedauern mögen ob

dieser verlassenen, hübschen Stellvertreterin. Dies gutmüthige Wesen sollte vielleicht intriguiren für seine Partei, ach, wie zerbrochen, wie altersschwach kam mir in diesem Augenblicke der Carlismus vor, wie eine verarmte Familie, welche die jüngste, mäßig hübsche Tochter in die Residenz schickt, daß sie mit ihren anmuthigen verweinten Augen und dem liebenswürdig bittenden Munde alte Freunde erweiche.

Ich sagte es ihr recht innig, wie ich sie bedauerte, obwol ich ihre Partei gar nicht liebte, ich sagte es ihr so schonend wie möglich, daß schwerlich jemals eine Aenderung eintreten dürfte. Da kamen ihr große Thränen in die Augen, und sie seufzte so tief, wie eine Französin nur seufzen kann, und meinte, auch *sie* hoffe sehr wenig. Aber in Prag schelte man, wenn sie so spräche, und in Prag müßte man's doch wol besser verstehen. Die Hauptsache sei aber, wenn sie nur wieder alle offen nach Frankreich dürften, und da fragte und bat sie mich so herzlich, ob ich ihr das nicht versprechen könnte.

Ich konnte mir nicht helfen, und versprach's ihr feierlichst. Nun wurde sie munterer, und erzählte Dies und Jenes, vom kleinen Heinrich dem Fünften und von der Dauphine und von ihrer großen Verwunderung, daß sie in Deutschland alle armen Leute Kaffee trinken sähe.

„Und in dem Lande, wo wir jetzt sind", sagte ich, „trinken die Leute alle Bier."

Das machte ihr sehr viel Spaß, und wir waren ans erste bairische Städtchen gekommen, wir wußten selbst nicht wie.

Hier mußten wir aussteigen, um unsere Päße und unser Aeußeres untersuchen zu lassen. Es war in diesem Jahre zu Frankfurt ein Attentat auf den Bundestag geschehen, und das mußten die Reisenden in Deutschland entgelten, namentlich hatte es Baiern sehr übel genommen, und verhielt sich wie in Belagerungsstand erklärt. Man besichtigte uns, und vier bis fünf wohlgesättigte Baiern entschieden, ob unsere sonstigen Geberden dem Charakter angemessen seien, welcher im Paß verzeichnet stand.

Diese feierliche Handlung wurde durch einen leidenschaftlichen Zwischenvorfall zerstört. Wie schon bemerkt, hatte noch ein Passagier mit dem Starost im Cabriolet gesessen. Der war noch nicht in der Stube erschienen, und es lief ein beunruhigendes Geräusch durch die wachthabenden Baiern, warum der nicht erscheinen möchte. Das Geräusch wuchs, als der Reisende noch länger zögerte, es ward ein Subaltern nach ihm gesendet, der Same des Mißtrauens, den jeder Passagier in Baiern erzeugt, schoß schnell in die Höhe, wir wurden noch einmal inquirirt, ich mußte noch einmal den Dollmetscher für meine ängstlich dreinsehende Französin machen. Sie war sehr liebenswürdig dabei. Glücklicherweise hieß sie Madame le Duc, und kam von Prag; ich raunte einem Beamten die respectvolle Bemerkung zu, es sei gewiß ein wichtiges Incognito, ich hätte so gewisse verlorne Worte gehört, daß sie den König von Baiern besuchen wolle, Madame le Duc — sei ein verfänglicher Name, wer könne Madame le Duc heißen, der Name schicke sich gar nicht für eine Privatperson; er werde sich aus den Zeitungen erinnern, welch eine wichtige Person am französischen Hofe die Madame Madame sei, und le Duc heiße der Herzog, man müßte vernagelt sein, wenn man nicht einsehe, daß die Dame die verkleidete Herzogin von Berry wäre.

Er prallte zurück, und machte der Französin ein tiefes Compliment. Der Starost raunte mir ins Ohr, der noch fehlende Passagier sei ein Vicomte, ein Franc Carlist, der aus Asien komme, ein Stück mit Lamartine gereist, und ein sehr unterrichteter Mann sei.

In diesem Augenblicke trat er ein. So wie er seine Landsmännin erblickte, stürzte er vor Freude und Verwunderung strahlend auf sie zu, oh, Madame, rufend, und will ihre Hand küssen. Sie tritt erschrocken zurück, und flüstert mit unsicherer Stimme — Monsieur le Vicomte — —

Es befand sich aber unter den Beamten ein rücksichtsloser Biertrinker, der weder von den Vermuthungen über Madame,

noch von dem Herrn Vicomte die mindeste Notiz nahm, und den letzteren mit unzweifelhafter Grobheit zur Rede stellte, wo er sich herumtreibe, und wo sein Paß wäre. Der Vicomte verstand so ziemlich die deutsche Sprache, ihre Grobheiten aber erst unvollkommen. Er überreichte einen gewaltig großen und sehr zerlesenen Paß, und wendete sich mit dem größten Antheil sogleich wieder zu Madame. Die übrigen Beamten waren durch die vorhergehende Scene, durch „Madame", und „Vicomte" vollkommen überzeugt, daß hier ein legitimes Incognito auf der ordinären Post reise, sie schaarten sich um den Rücksichtslosen, der sich nicht beruhigen wollte, und von unverständlichen französischen Pässen murmelte, die nicht nach Deutschland gehörten. Ich sah auf der andern Seite deutlich, daß Madame nur mit großer Mühe ihrer Verlegenheit dem Vicomte gegenüber Herr wurde, ich hörte es, wie sie ihn leise bat, noch nicht in den Wagen zu kommen, sondern im Cabriolet zu bleiben, ich hörte, wie sie's ihm bestimmt untersagte, als er drängte.

Dahinter mußte eine Novelle stecken. Ich betrachtete aufmerksam den carlistischen Vicomte. Aus jeder Bewegung sah der adelige Stolz und der Bourbonen-Hof heraus. Nur wenn er mit der Dame sprach, nahm er seinen schäbigen Hut ab, und bückte sich und sprach verbindlich. Mit den Beamten verfuhr er kurz, hochfahrend, gebieterisch. Er trug einen abgetragenen und von Regen und Sonne ausgebleichten Mantel von Merino, wie man die sogenannten griechischen Mäntel in Venedig kauft. An manchen Stellen war der Zeug schon gebrochen und zeigte lange Ritze. Darunter hatte er einen vergänglichen braunen Rock bis an die Cravatte zugeknöpft, blau und weiß gestreifte Vatermörder und Manschetten beschatteten kleine von dürftigen Handschuhen bedeckte Hände, und ein von der Witterung unregelmäßig geröthetes Gesicht. Der Ausdruck dieses letzteren war nicht ohne Härte, und doch wieder nicht ohne eine gewisse glatte Feinheit, die Formen desselben waren regelmäßig, um den Mund lag eine wegwerfende Medisance. Dünne Haare lagen schlicht

um sein Haupt, er sah ärmlich, aber vornehm sauber aus, und ein gewisser schweigender Stolz hielt Alles von ihm in Entfernung. Es war nicht eine demokratische Linie an ihm zu entdecken.

Der Rücksichtslose erhob sich von seinem Schreibtische, und sagte ihm, es fänden sich Unregelmäßigkeiten in seinem Passe, er müsse dableiben. Aber er war noch nicht zu Ende mit seiner langsamen Rede, als auch schon ein stürzender Giesbach französischer Worte des Vicomte ihn betäubte; wie Dolche schleuderte er ihm zwanzig kleine Sätze ins Angesicht, riß ihm den Paß aus der Hand, nahm einen andern Beamten; drängte ihn auf einen Stuhl und sagte: Schreiben Sie, daß ich will reisen nach Münnich; —

Alles war in Verwirrung, der Rücksichtslose stand wie verwirrt von dieser Dreistigkeit, und wenn er den Mund öffnen wollte, so fuhr ihm stets der Vicomte mit einer neuen Parade tödtlich entschlossener, französischer Worte dazwischen, einige seiner Collegen suchten ihn zu beschwichtigen, die andern arbeiteten am Passe, mitten in dieser Verwirrung saß Madame le Duc auf dem alten Lehnstuhle, den man ihr präsentirt hatte, und blickte mit unruhig, besorgt forschenden Mienen in die stürmische Scene. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, die Wangen hatten sich geröthet, sie sah charmant aus in der niedern Zollstube unter den dunkeln Biergesichtern.

Der Rücksichtslose rief plötzlich mit einer Löwenstimme nach den Gensd'armes, die Dame fuhr erschrocken vom Stuhle auf, als sie das Wort hörte; ihr Mantel blieb auf dem Stuhle, ich sah, wie fein französisch sie gewachsen war, sie trug ein eng anschließendes, verschossenes seidenes Kleid. Die Gensd'armes traten ein; des Vicomtes Paß war unterdeß visirt, er ging stolz hinaus, wir folgten ihm; es geschah nichts.

Wie in sicherer Heimat fühlten wir uns, als wir wieder im Postwagen waren, dieses quälende Verdachts- und Inquisitionssystem, welchem man bei jeder Station ausgesetzt ist,

peinigt mehr als die Furcht vor Unsicherheit der Straßen. Der Vicomte war gehorsam ins Cabriolet gestiegen, ich war mit meiner liebenswürdigen Dame allein; es fing an dunkel zu werden, und ich hätte gar zu gern jene Novelle gewußt.

16.

Die Carlisten.

Die Herzogin von Angoulême hat sich eines jungen Mädchens angenommen, welches aus einer alten, aber verarmten adeligen Familie war. Die Eltern des Mädchens waren gestorben, und hatten sich sammt ihren Vorfahren durch treue Dienste ausgezeichnet: einer der letzteren war sogar einmal Ceremonienmeister in den Tuilerien gewesen. Das Mädchen hieß Angelique und war sehr hübsch. Es war indeß nicht eine hervorstechende Schönheit, welche sie auszeichnete, sondern mehr ein unbefangenes, einnehmendes Wesen. Sie hatte ein liebes Gesicht, in welchem sich alle Eindrücke schnell und angenehm, ja einschmeichelnd abspiegelten; die Züge desselben waren weich und fein, sie hatte ein Antlitz wie ein Gedicht, und eine überaus schöne sanfte Stimme. Die Herzogin von Angoulême gab sie nach St. Cloud zu einer ältlichen Dame, welche mehrere Mädchen zu ihrer Erziehung bei sich hatte. Wegen ihrer angenehmen Stimme war sie aber oft nach Paris gefahren, um der Herzogin vorzulesen. Es waren immer ernsthafte, moralische Bücher, welche ihr zu diesem Zwecke gegeben wurden, und die tugendhaften Grundsätze, welche darin ausgedrückt waren, prägten sich während des Lesens treu und schön in Angeliques Gesicht aus. Die Herzogin von Angoulême, eine hohe Frau mit einem Gesicht wie von Marmor und Tugend, saß gewöhnlich auf einem Tabouret in einer Ecke des Zimmers, ihre Hände ruhten still auf ihrem Schooße, weit ringsum in allen Gemächern war es

todtenstill, und wenn ein Abschnitt zu Ende war, so winkte sie die Leserin zu sich. Angelique kniete vor ihr nieder, die Herzogin küßte sie auf die Stirn, und entließ sie dann wie eine Mutter mit einigen wohlgemeinten guten Lehren.

Wenn Angelique nach Hause fuhr, so machte sie gewöhnlich ein Glasfenster der großen Kutsche auf, obwol die sie begleitende ältere Dame immer viel dagegen einzuwenden hatte. Mehrere Male begegnete ihr nicht weit von der Barrière ein Reiter auf einem stolzen großen Rappen, hinter welchem ein sehr reich gallonirter Bedienter ritt. Der Reiter hatte ein sehr vornehmes Ansehen, und sah dreist, und wie es schien sehr aufmerksam in den Wagen hinein; später waren seine Blicke sehr freundlich, und er grüßte jedesmal. Eine der Hofdamen, welche allmälig die regelmäßige Begleiterin Angeliques geworden war, kannte ihn, und sagte, es sei der Vicomte v. B., ein sehr wohlgelittener Chevalier bei der Suite der Herzogin von Berry.

Eines Nachmittags, als Angelique nach Hause fuhr, war er eine Strecke neben dem Wagen hergeritten, und hatte mit ihr gesprochen. Sie kam ein wenig erregt nach Hause, und eilte schnell nach ihrem Zimmer, um sich umzukleiden, als Madame Berrault, ihre Erzieherin eintrat, und ihr ankündigt, daß ihr „der Herzog" seine Aufwartung machen würde.

„Welcher Herzog?"

Madame Berrault legte den Finger auf den Mund, umarmte Angelique und sagte ihr, sie sei ein glückliches Mädchen. „Der Herzog" war ein lang gewachsener, junger Mann mit einem sehr gutmüthigen, regelmäßigen Gesicht und einer sehr liebenswürdigen guten Laune. Er schwatzte mit Angelique das drolligste Zeug, sie lachte herzlich mit ihm, und er kam alle Tage wieder. Madame Berrault hatte ihr verboten, der Herzogin etwas davon zu sagen.

Als Angelique eines Tages eben mitten in ihrer Vorlesung war, entstand Geräusch in den Nebenzimmern, die Thür flog auf, und die Herzogin von Berry flog ins Zimmer, küßte die

Angoulême flüchtig, setzte sich neben sie, und winkte Angelique, ruhig fortzufahren. Man habe ihr gesagt, daß sie so schön lese, und sie wolle sich davon überzeugen. Angelique las, es dauerte aber nicht lange, so sprang die Berry wieder auf, sagte: „Schön, charmant", strich dem erröthenden Mädchen die Haare aus der Stirn und küßte sie aufs Auge. Darauf erbat sie sich von der Angoulême die Erlaubniß, Angelique morgen und je zuweilen bei sich lesen zu lassen. Die Herzogin von Angoulême zögerte mit der Einwilligung, die Berry aber streichelte ihr die Wangen und versicherte: wenn wir auch nicht ganz so ernsthafte Dinge lesen, so sollen sie doch nicht viel weniger ernsthaft sein. Und sie eilte davon.

Angelique ward mit vielen guten Lehren entlassen, die sie zur Hälfte verstand, wenn sie an den nebenher reitenden Vicomte und den sie erwartenden „Herzog" dachte. Dieser pflegte sich nämlich immer einzufinden, wenn der Abend kam.

Heut war er munterer als je, und setzte sich auf eine Fußbank neben ihre Füße, und nahm zum ersten Mal ihre Hand und küßte sie, und trommelte ihr leise mit den Fingern auf den kleinen Füßen herum. Angelique schlug ihn auf die Finger, aber als sie sich dabei ein wenig bückte, faßte er sie mit beiden Händen beim Kopfe, und küßte sie munter und herzhaft. Angelique wollte sehr böse werden, aber er setzte sich neben sie, und streichelte ihr die Wangen. —

Am andern Tage war sie bei der Herzogin von Berry. Sie befanden sich in einem sehr großen prächtigen Zimmer, die Herzogin war eben von einem Spazierritt gekommen, und saß noch im Reitanzuge, oder lag vielmehr in einem Divan, den Reithut mit den hohen Federn in die Kissen drückend, so daß er sich ihr vorn tief in die Stirn drängte, und das muntere, neapolitanische Gesicht beschattete.

Man mußte genau hinsehen, ob die schlanke Figur mit den scharfen Gesichtszügen ohne Schönheit ein Männlein oder ein Fräulein sei. Mit der Reitgerte spielte sie auf dem Tische, vor

welchem Angelique ihren Platz hatte, und ihr eine bunte, ausgelassene Novelle las. Mehrere Herren und Damen saßen im Zimmer zerstreut, und flüsterten leise mit einander. Nicht weit von ihr in einer Fensterwölbung stand ein einzelner Herr, Angelique wagte nicht, genau hinzusehen, es schien ihr aber, als sei es der Vicomte. Die Herzogin sprach zuweilen einige Worte in italienischer Sprache zu ihm, welche Angelique nicht genau verstand, da sie der Sprache nicht völlig mächtig war. Allmälig ward die Herzogin still, Angelique las und las bis es dunkel ward, da bemerkte sie erst, daß jene eingeschlafen sei. Sie hielt einen Augenblick inne, die Stimme aus der Fensterwölbung sagte leise: „Continuez", — da fuhr die Herzogin in die Höhe, und sagte leise in sich hinein: „Perche no — si, perche no" — darauf sich ermunternd, rief sie dem Vicomte in der Fensterwölbung, er möge das Fräulein begleiten, reichte ihr die Hand zum Küssen, klopfte sie leise auf die Wange und ging in ein anderes Gemach.

Eh' sich Angelique besinnen konnte, hing sie am Arme des Vicomte, fühlte sich sanft gedrückt, hörte sie seidenweiche Worte, war sie in den Wagen gehoben — und der Vicomte saß neben ihr.

Er war ein feiner, aber feuriger Mann, der schnell und eiligst siegen wollte. Das erschreckte Angelique, es erbitterte sie, daß sie umsonst versuchte, ihre Hand aus der seinigen zu befreien, sie drohte ihm, sein Betragen „dem Herzoge" mitzutheilen. Man sagte am andern Tage im Salon der Herzogin von Berry: „Der Vicomte reussirte nicht", und man verwunderte sich.

In der ersten Bestürzung hatte Angelique dem sie erwartenden „Herzog" Alles erzählt; er hatte sie fest in seine Arme geschlossen, und sie hatte sich zum ersten Male wie schutzbedürftig seiner Umarmung hingegeben.

Am andern Tage erschien auf Angeliques Zimmer Madame Berrault, ein Priester, ein ihr unbekannter Mann als Zeuge und „der Herzog". Angelique hatte ein schönes weißseidenes Kleid bekommen, das trug sie heut, und die fliegenden

Haare hatte man ihr künstlich in die Höhe und in einen Orangenzweig hineingeflochten, und sie zeigte zum ersten Male ihre weiße Brust und die weißen Schultern halb entblößt und sah schamroth aber bezaubernd dazu aus. Der Priester aber hielt eine kurze Rede, und erklärte, daß er berufen sei, das Fräulein mit dem Herrn „Herzog" zu copuliren. Er war noch mitten im Sprechen, da hörte man Reiter und Wagen eilig in dem Hofe ankommen, stürmische, klirrende Tritte kamen die Treppe herauf, — der Priester hielt inne. Madame Berrault ging an die Thür und schob den Riegel vor, dann faltete sie von Neuem die Hände und ersuchte den Priester, die heilige Handlung zu vollenden. Der Priester zögerte; es wurde an der Thür gerüttelt, man hörte eine donnernde Stimme: Im Namen des Königs öffnet, es geschieht ein Betrug — Angelique erkannte mit Beben diese Stimme, sie bat mit flehendem Auge den Priester, zu endigen, und in halber Zerstreuung vollendete dieser den Actus, mit seinen geist-weltlichen Augen in den bittenden Angeliques ruhend. Neuer Sturm an der Thür, welche gesprengt wird, Madame Berrault wirft Angelique einen Mantel über, „der Herzog" nimmt sie bei der Hand und entweicht mit ihr durch ein Nebenzimmer, das er innen verschließt. Darauf öffnet die Berrault die eben weichende Thür, und fragt den mit Bewaffneten hereinstürmenden Vicomte, was ihm zu Dienst sei.

„„Wo ist der sogenannte Herzog?""

„Mein Herr Vicomte, Sie lästern die Todten: mein erster Gatte liegt auf dem Père la Chaise, und hieß vor aller Welt mit seinem rechtmäßigen Namen Monsieur le Duc."

Angelique lebte in der Gegend von Orleans, beinahe ein Jahr lang still und ruhig mit ihrem Gatten auf einem einsamen Landhause. Da fragte sie ihn eines Tages, ob denn der Vicomte noch immer in Paris sei, und ob der Herr Herzog nicht bald nach Hofe zurückkehren werden. Ihr Gatte entgegnete, das solle in nächster Woche geschehen, der Vicomte sei nach Griechenland gegangen, und seine, des Gatten, Mutter habe ihm eine

angenehme Stellung im Dienste der Herzogin von Angoulême verschafft.

In den Tuilerien erfuhr die sanfte Angelique, daß sie Madame le Duc, aber nicht Madame la Ducheſſe sei, und da sie gar nicht ehrgeizig war, so wunderte sie sich nicht lange, aber sie fing an, öfters und weniger furchtsam an den Vicomte zu denken, als man ihr erzählte, er habe aus unglücklicher Liebe zu ihr Frankreich verlassen. Wie man Frankreich verlassen könne, war ihr lange unbegreiflich; je länger sie darüber nachdachte, desto stiller wurde sie.

Einst ging sie gegen Abend mit mehreren Hofdamen spazieren, und eine der Damen erzählte, daß der Vicomte in Athen lebe, und alle Abende zwischen den Säulen eines alten Tempels mit einer wunderschönen Griechin sitze, welche ihm oft die Hand küsse. Der Vicomte stünde zu wiederholten Malen auf, lehnte sein Haupt tief in den Lorbeer, welcher sich an einer hohen Marmorsäule emporranke, sehe nach Norden und seufze. Darauf stehe auch die Griechin auf, streichle ihm liebkosend die Wangen, und führe ihn still in das Oelbaumgehölz, das in der Nähe sei.

Die Herzogin von Angoulême, welcher Angelique jetzt wieder vorlas, fragte sie oft, warum ihre Augen so trüb seien, ihr Herzog mache sie ja doch nicht weinen. Angelique küßte ihr heiß die Hand, und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen.

Um jene Zeit ward es sehr unruhig in den Tuilerien, und ein paar Tage darauf waren in Paris die drei Farben wieder Mode, Angelique aber floh mit der königlichen Familie aus Frankreich, und erfuhr erst in Schottland, daß ihr stiller „Herzog" im Louvre erschossen worden sei.

Es war auf der Deligence zwischen Eger und Amberg Nacht geworden, und als wir auf die Station kamen, hatte Alles Hunger und Durst; Madame le Duc wollte verschmachten. Der Vicomte war untröstlich, daß im Posthause, einer gewöhn-

lichen Kneipe, Alles schlief. Eigenhändig weckten wir eine mit bairischem Bier festschlafende Magd, und auf dem Kaminherde ward ein großes Feuer gemacht. Da saß die liebenswürdige Französin, und wärmte sich, der Staroſt mit dem dunkeln asiatischen Gesicht stand nicht weit von ihr im hellen Scheine des Feuers, der Vicomte stand in ihrem Anschauen verloren vor ihr, und seine ganze wilde Carlistenseele lag in seinem Auge, und mit dem Auge auf den Blicken der holden Angelique, die sinnend ins Feuer fielen. Als ihre Hände warm geworden waren, reichte sie die eine dem Vicomte, und sah ihn mit jenem mädchenhaft, sanft fragenden Blicke aus St. Cloud an, und fragte nach der schönen Griechin. O, wie betheuerte er, — und ich freute mich, endlich daran glauben zu dürfen, daß sie eine Französin sei, denn sie seufzte nicht, sondern gab ihm einen leichten Backenstreich.

Es war gegen Mitternacht; dennoch trat ein Soldat ein, und verlangte unsere Päſſe. Da er nur mit Mühe die deutschen entzifferte, so hatte er nicht übel Luſt, die ihm stockfremden französischen bis zum Morgen zurückzubehalten, obwol die Post in einer halben Stunde weiter ging. Mit solider Entschlossenheit nur brachten wir ihn von diesem polizeigemäßen Vorsatze ab; denn er behauptete steif und fest, Deutschland, und besonders Baiern sei nicht recht in Ordnung, und Niemand als die Franzosen seien Schuld daran.

In einem gut bairischen Wirthshause ist nichts als Bier zu haben, die schläfrige Magd kochte uns also brummend ein Warmbier, und wir aßen schwarzes, trockenes Brot dazu.

Jetzt ward der Vicomte ins Innere des Wagens gelassen, und er erzählte und sprach noch mehrere Stunden, es war Niemand schläfrig, und er war artig wie ein seidener Handschuh gegen seine wiedergefundene Herzogin, die glücklich befreite Witwe des Sohnes der Madame Berrault.

Er war viel gereist und erzählte von den fremden Sprachen, wie von wunderlichen fremden Mädchen, aber das Neugriechische mit dem melancholischen i war immer die Favorite. Madame

machte ihm das lebhaft zum Vorwurfe. Wer weiß es, wie die Römer und Griechen ihre Worte ausgesprochen haben, und man sollte eigentlich glauben, die romanischen Völker sollten namentlich das Römische am richtigsten aussprechen, aber die Subjectivität der französischen Aussprache geht bis ins Lächerliche. Wir Deutsche sprechen die klassischen Sprachen zwar auch deutsch, aber unsere Pronunciation ist an und für sich einfacher, ich behauptete darum, wir sprächen am richtigsten Latein und die Engländer am richtigsten Griechisch, denn das th und die Vorliebe für halbe Vocale theilen auch die jetzigen Griechen mit den Briten, und der Engländer wird mit seinem Altgriechischen am Ersten von den jetzigen Hellenen verstanden. Das erhitzte den Vicomte sehr, und ich mußte den Herrn Professor Zumpt in Berlin vielfach gegen ihn zu Hilfe rufen. Es ist aber wirklich nothwendig gewesen, das Verdienst Ludwigs XIV., das Französische zur allgemein verständlichen Weltsprache zu machen, denn das französische und englische Latein und Griechisch ist ein uns völlig unverständliches Idiom. Der Vicomte behauptete übrigens, die europäischen Sprachen wären alle durch eine engere oder weitläufigere Verwandtschaft verbunden, nur die Ungarn und Finnen gehörten gar nicht zu dieser Familie. Finnland war meine schwache Seite, ich erwiderte nur, die Franzosen brächten durch ihr leidenschaftliches Classificiren viel Uebersicht, aber auch viel Irrthum in die Wissenschaft. Es kommt ihnen auf einen kleinen Fehler nicht an, wenn der Ausspruch nur rund und imposant klingt. Sie sind die Rhetoriker in der Weltgeschichte.

Durch die wechselvollen Schicksale Frankreichs sind alle Parteien genöthigt worden, unter fremde Leute zu gehen, und ihrer Vernunft haben sich viel kosmopolitische Begriffe aufgedrängt, aber das Herz eines Carlisten ist altfranzösisch geblieben mit allem äußeren, geschmeidigen Wohlwollen und aller brutalen Eitelkeit eines Altfranzosen. Er hält seine kurze, fertige Sprache, die einen einzigen, glänzenden, purpurverbrämten Anzug hat, diese arme Sprache, welche nicht einmal doppelte

Leibwäsche besitzt, die Jahrzehnt um Jahrzehnt mit demselben verblichenen Purpur, denselben abgegriffenen Fransen coquettiren muß, er hält diese unglückliche Präsentirteller-Sprache für die schönste, er spricht vom Corneille noch heute: Oh, si noble, nennt den Shakespeare einen trivialen Barbaren, Fenelon und Bossuet Muster für Politiker, die Sprache des neuen Frankreich, Victor Hugo's und seiner Genossen vandalisch.

Es giebt sehr viel hergebrachte Begriffe in der Charakteristik von Ländern, Völkern, Classen, die wie Buchstaben von Einem zum Andern übergehen, Schema werden. Sie ändern sich nicht, auch wenn sich die Dinge geändert haben. Ich glaubte, dahin gehöre auch die Schilderung eines Carlisten, und ich war überzeugt, die nachlässige neue Partei übertreibe bei Darstellung des Alten. Aber der Vicomte, ein noch junger, sehr erfahrener, unterrichteter Mann, war bis ins innerste Herz ein alter Carlist, und wenn man ihn reizte und solchergestalt einen seiner schwachen Momente herbeiführte, so kam die ganze, alte frank-royalistische Bestialität zum Vorschein. Er hätte in Paris die Schriften der Romantiker verboten, damit das Altfranzösische nicht darunter litte, er war voll Muth bis aufs Blut zu kämpfen, für seinen Glauben zornig zu sterben, aber er hatte nicht den kleinsten Muth, etwas gründlich Neues zu denken, er war streng aus dem unfruchtbar gewordenen Leibe der gebärmüden trojanischen Hekuba.

In ganz Frankreich haßte er Niemand mehr als Ludwig Philipp, die Republikaner behandelte er wie Engel neben jenem. Wer allen Leuten das Geld abgewinnt, den hassen alle Spieler.

Es ist merkwürdig, welch ein Faible die Carlisten für den Napoleon-Journalisten, für Armand Carrel, den Redacteur des „National", haben. Sie verehren in ihm den gefährlichsten Feind des jetzigen Königs, und den Sprößling einer nobeln Carlistischen Erziehung. Carrel ist nämlich unter der Fürsorge eines Grafen Chasel in der Provence aufgezogen worden, und alle Carlisten nehmen darum ein großes Interesse an ihm.

Seine feinen Manieren, seine delicate, edle Schreibart, sein von aller Sansculotterie entfernter Republikanismus, sein durchdringender, gebietender Seigneur-Verstand, Alles das, was ihn den Parteien so gefürchtet macht, nennen sie carlistischen Ursprungs, und als ich den Vicomte fragte, ob Carrel vielleicht gar ein versteckter kluger Carlist sei, schwieg er hartnäckig still.

Diese Idee ist ungefähr so geistreich wie die Vermuthung eines Berliner Polizeiraths, daß Caspar Hauser ein Betrüger sei. Ein Herr von Lang hat diese Idee so glänzend ausgebildet, daß er die Meinung drucken ließ, Caspar Hauser habe sich am Ende selbst todtgestochen, um seinen Betrug recht auffallend glaublich zu machen. Es war in diesem Baierlande, wo jener romanhaft unglückliche Knabe ans Licht des Tages kam —; jetzt, da ich dies schreibe, laufen erschreckliche Gerüchte wie heulende, blutdürstige Thiere der Wüste im Lande herum, und je mehr man sie zu unterdrücken trachtet, zu desto wilderen Volksmärchen werden sie ausarten, und ein gut Theil der annoch bestehenden Religion verschlingen. Die Geschichte hat ein Einsehen, und will dem armen Caspar wenigstens einen historischen Namen sichern für sein fabelhaftes Unglück.

Auch Carrel hat sich einen scharfen, kalten Carlistendegen in den Leib stoßen lassen, um seine Rolle wahrscheinlich zu machen, der feine, geistreiche Mann, der nicht nur ein Herz voll Muth, sondern auch einen Kopf voll Muth besitzt, siecht dahin unter einer altfranzösischen Wunde, und wenn sein Leib verkümmern, und am Ende das muthige edle Herz brechen wird von jener carlistischen nackten Zudringlichkeit, so werden sie sein Andenken noch beflecken mit der plumpen Verläumdung, er sei ein versteckter Carlist gewesen.

Denn sie werden es noch lange nicht begreifen, daß man ein demokratisches Herz und doch aristokratische Augen und glatte, reine Hände und Sitte und Grazie in Worten und Gliedmaßen haben könne. Solche Dinge sagte ich dem Vicomte, und ich sagte ihm, daß sie Frankreichs neuestem Edelmann und

der Adelsschönheiten letztem Retter und dem jüngsten Napoleon in Armand Carrel, dem Redacteur des „National", den Degen in den Leib gerannt hätten, und daß ihre Heldenthaten dumme Streiche seien.

Er ward sehr heftig trotz Angeliques Beschwichtigungen, denn die Politik geht dem Franzosen auch über die Liebe; aber Angelique war sehr liebenswürdig dabei. Sie war Carlistin, weil sie als solche aufgewachsen sei, der Carlismus war ihr Vater und Mutter, sie liebte ihn, ohne zu fragen, wie er aussähe. Daß ich Recht haben könnte, stellte sie gar nicht in Abrede, sie habe aber auch Recht, obwol sie nicht wüßte, warum.

Allmälig machte der Schlaf seine Rechte geltend, und all die Dinge, welche die Menschen trennen, sanken in Staub und Asche vor der Menschlichkeit. Als wir erwachten, hielt der Wagen zu Amberg auf dem Markte, und Alles um uns war Baiern. Es ist unglaublich, wie dieses Völkchen in sich abgeschlossen und fertig und beschränkt ist; wenn sie was sprechen, so betrifft es immer Baiern, und sie sind eigentlich ganz verwundert, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Sie sind eine strengbairische Nation, und ihr Nationalheiligthum, ihr vaterländischer Mittelpunkt ist das Bier. Wenn der Baier in Bengalen das Heimweh empfindet, so ist das nichts als Durst, Durst nach bairischem Biere. Dieses Bier hat allen kosmopolitischen Fortschritt aufgehalten, alle Welt ist ihnen gleichgültig, denn sie sind durstige Materialisten, und der Durst ist ihnen die erste und letzte Aeußerung der Cultur. Wenn die Studenten und mit ihnen die letzten Reste des alten Germanenthums, die Trinkgelage, von denen Tacitus erzählt, zu Grunde gehen, so wird immer noch Baierland die letzte Studentenkneipe repräsentiren, wo man trinkt, absolut trinkt, an sich trinkt, wo man trinkt, blos um zu trinken ohne störende Nebenzwecke.

Dieser Materialismus liegt wie das mecklenburgische Wappen mit untergestützten Armen faul und feist auf den Gesichtern, er glänzt von den fetten Backen, den wohl genährten

Backenbärten, er liegt wie ein dämmernder Schlaf auf den Bewohnern. Es ist ein gutes, starkes Volk mit starken Knochen und vollen Herzen, aber es hat seine höheren Thätigkeiten abgestumpft, jede Begeisterung ist abgedämpft und äußert sich höchstens noch als Grobheit, die Zunge und die Wünsche sind schwer und träg und schleppend geworden, das Land ist fleischig, und seine Sehnen sind dick und stark, aber die elastische Geschmeidigkeit, welche schnellt und schafft, sie ist nicht mehr zu finden, die Frische, die Jugend, das Grün, der Frühling — Alles ist mit Bier überfluthet. Man ist nicht mehr keusch nüchtern, ein steter Dämmer webt um die gläsernen Augen, und die frischen, thauigen nüchternen Morgenstunden sind's, in denen die Völker ihre historischen Gedanken und Vorsätze empfangen.

Ich bemerke hierbei für viele andere Fälle, daß auf dergleichen Charakteristiken nicht mehr zu geben ist, als man auf Anschauungen zu geben pflegt. Man muß die Einseitigkeit des Individuums dabei nicht vergessen. Es geht in solchen Dingen wie in der Medicin, wo einzelne Fälle leider nur zu oft ein ganzes Verfahren, ein Gesetz erzeugen. Nationen sind reich an Millionen von Richtungen, der Beobachter experimentirt, einen Durchmesser dieser Richtungen zu finden, und er hat doch nur zwei Augen, und er hat doch nur eine Auffassungsgabe, nämlich die seine. Man muß also auf solche Worte sich eben so wenig verlassen, als man sich auf den zärtlichen Blick einer Coquette verlassen darf, ein Reisebeschreiber muß aber mit den Gegenständen coquettiren, da er nicht immer und Alles wirklich lieben kann, da einem Liebesblicke sich mehr öffnet als einem gleichgültigen.

An der Westgrenze Baierns hinab äußert sich auch diese Nation schon ganz anders, da wächst schon die Rebe statt des charakterlosen langgereckten Hopfens, und aus dem Weine steigen die Geister, aus dem Biere die Gnomen.

Wir saßen in einem großen Zimmer am Markte zu Amberg, und frühstückten. Draußen ritten bairische Reiter zum

Exerciren vorüber, innen ging Carlismus und Politik im warmen Kaffee unter, wir waren nicht kriegslustig, sondern hungrig und es war Alles sehr schön in der Welt.

Da schlug plötzlich die Nachricht wie ein Donnerwetter ein, daß die Tour Angeliques hier von Amberg abginge gen Nürnberg, nun war die Verwirrung der Gefühle groß, keiner wußte, wie viel er davon entfesseln sollte. Auch Angelique hatte die Unbefangenheit verloren, ich glaube, das verwitwete Mädchen wußte es jetzt noch nicht genau, wie sie gesinnt sei gegen den Vicomte. Und der Vicomte wußte erst gar nicht, wo hinaus; er faßte hastig an alle Taschen, an Kopf und Hals, an Kragen und Flügel seines Rockes, als suche er das, was Noth thue. Ich sah's ihm an, die carlistische Pflicht rief ihn nach München, und er dachte selbst an keine Rettung. Bei solchen Gelegenheiten beschäftigt man sich in der Angst des Scheidens am ersten mit den unbedeutenderen Personen: Angelique nahm weitläufigen Abschied vom Starost und von mir. Aus ihrem großen Pompadour zog sie eine grün und weiße Carlisten-Cravatte, die schenkte sie mir zum Andenken, ich zog als Erwiderung ein Buch aus der Manteltasche des Staroften, und bat sie, selbiges von mir anzunehmen, und es in Paris übersetzen zu lassen, es würde die Bourbonen wieder glücklich machen. Erst später bemerkte der Staroft, daß ihm ein Band von Börne's Briefen fehlte. Und nun versprachen wir einander noch, nämlich Angelique und ich, wir wollten einander schreiben, aber ganz gewiß und recht viel. Als sie fort war, fiel mir der Uebelstand ein, daß sie meinen Namen nicht wußte; und daß wir unsere beiderseitigen Reiserouten und die späteren wahrscheinlichen Aufenthaltsorte nicht kannten.

Sie hatte mir die Hand gegeben, und dann hatte sie der Vicomte hinausgeführt an den Nürnberger Postwagen. Zum Sprechen war nicht mehr viel Zeit übrig geblieben, und sie hatten gewiß das Beste vergessen; ich habe nie erfahren, was sie damals mit einander gesprochen haben, ob über auswärtige oder innere Angelegenheiten.

Aber es war mir wehmüthig und leer zu Muthe, als der große Wagen mit Angelique um die Ecke fuhr, und verschwand. Gleich neben dem Gasthause in Amberg ist die Kirche — da ging ich hin, um auf andere Gedanken zu kommen. Es gelang mir wol auch, denn es beteten lauter alte Weiber, die nicht mehr zum Sündigen taugten, und es hingen die Bilder von lauter geschundenen, gerösteten und gesottenen Heiligen an den Wänden. So kam ich auf andere, wenn auch nicht bessere Gedanken. Für Kunstkenner, welche ihren Kenntnissen zu Liebe reisen, bemerke ich, daß der heilige Sebastian auf dem Altarblatte in den Reisebeschreibungen und bei den Ambergern ein großes Renommée hat. Es passirte ihm und mir das Unangenehme, daß wir uns nicht für einander interessirten. In Leipzig und Magdeburg würde übrigens solch ein nackter Sebastian wegen der Keuschheit und Moralität nicht geduldet: es müßten ihm wenigstens ein Paar Pantalons angezogen werden. Die nackten Bilder in den katholischen Kirchen sind übrigens sehr wichtig geworden für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, solch ein heiliger Sebastian hat manches illegitime Genie Ambergs zu vertreten. Ich fühle immer ein tiefes Mitleid, wenn ich solche Bilder in Nonnenklöstern sehe und an die unglücklichen Augen der armen Nonnen denke.

Die Bilder in den katholischen Kirchen sind sehr wichtig für die Cultur- und Literaturgeschichte; es gäb' auch viel weniger Romane ohne sie.

17.

Regensburg.

Der Weg geht durch flache Thäler und stumpfe steinige Berge fort; das Land sieht indifferent aus, ohne besonderen Fleiß, die Leute geben sich nicht viel damit ab, sondern halten

sich mehr in den Bierstuben auf. Auch der niedrige Böhmerwald bildet nur einen matten Seitengrund. Aber man merkt es, daß man mehr nach dem eigentlichen alten deutschen Reiche kommt, hier und da erblickt man ein verfallen Schloß, und die Dörfer werden immer seltener, die Einwohner haben sich zum Schutze vor den straßenräuberischen Edelleuten, hinter die Mauern kleiner Städte gezogen; von da aus treiben sie auch den Ackerbau. Der Trotz gegen das Feudalthum beginnt.

So wie man an den Regen, einen artigen Fluß, kommt, gewinnt das Land ein etwas weicheres Ansehen. Der Regen soll ein alter Bojoarier gewesen sein, welcher sich weit umher das Land unterworfen hat. Als er weiter vorgedrungen ist, hat man ihn überredet, sich taufen zu lassen, und zum Gedächtniß an diesen Actus hat er das Städtchen Regenstauf erbauet, durch welches wir passirten. Er ist aber noch weiter hineingezogen ins Land und hat sich eine große Residenz angelegt, und hat sie nach seinem Namen Regensburg genannt. Der Name ist geblieben, aber seine Herrschaft ist verschlungen worden von einem größeren Eroberer, der von Süden her gekommen ist. Dieser hat von des Regens stolzer Burg gehört, und ist mit all seinen Mannen ein Stück nördlich gezogen, obwohl er sonst den Norden nicht geliebt, hat sich den Regen sammt seiner Herrschaft unterworfen, und sich dann stolz wieder nach Süden gewendet. Dieser Herrscher aus Süden hieß aber Danubius. Als die Römer ins Land kamen, gab es in Deutschland sehr viel Regenwetter, und als später der heilige Bonifacius mit dem Christenthume kam, da wurde überall getauft, und das Wasser wurde mächtig, so sind allmälig alle die alten Herrscher in Flüsse verwandelt worden, und man hat ihre Macht durch Ufer und Eisböcke und Brücken und Wehre gebrochen. Nur wenn der Frühling und der Sommer kommt, da schwillt ihnen in der warmen Sonne gewöhnlich das Herz noch einmal auf von ihrer alten starken Herrlichkeit, und sie sprengen die Ufer und Brücken und versuchen eine Emeute, zu einer Revolution können sie es aber nicht mehr bringen.

Solch eine Emeute war eben im Beginn, als wir bei Regensburg an den Danubius kamen, dessen Zorn man mit dem weichen Vocalnamen Donau zu beschwichtigen gesucht hat. Grimmig schlug er seine grünen Locken an die Pfeiler der massiven Brücke, aber der alte Held ist der Kinder Spott geworden. Ein bairischer Minister fuhr rasch mit vier Pferden drüber hin, und ignorirte ihn völlig.

Wie ein auf einander gethürmter Haufe von Häusern und Thürmen sieht die alte Reichsstadt aus, und als ich in die engen, winkeligen Straßen fuhr, da dacht' ich an die Einzüge der Fürsten und Herren zu den Reichstagen, an ihre Fähnlein und ihre Schnurrbärte, und an die ganze mediatisirte Herrlichkeit, deren breiter Wahlplatz das westliche und südliche Deutschland ist. Da die Reaction vom Jahre 1833 so glücklich von Statten gegangen ist, so haben diese alten Reichsperücken auch wieder zu wackeln angefangen, und sie singen wieder ihre schlecht stilisirten verschollenen reichsfreiherrlichen Unkenlieder in der „Allgemeinen Zeitung", und wollen privatim Gesandte zu den Congressen schicken. Aber sie sind ein kläglich Fahrzeug zwischen der Scylla und Charybdis, nicht das Volk, nicht die Fürsten wollen die Herrschaft mit ihnen theilen. Seit Ludwig XIV. haben die Fürsten jene unbequemen Vasallenrechte in Vergessenheit gebracht, und die Mediatisirung der kleinen Souveräne auf dem Wiener Congresse war nicht der kleinste Sieg der größeren Souveräne. Seit der Herrentragischen vierten Augustnacht zu Paris sind sie auch bei der andern Partei mit der Todesstrafe belegt — sie sind der einzige unglückliche Punkt, über dessen Begräbniß die Fürsten und Völker eines Sinnes bleiben.

Es war schon gegen Abend, als ich nach Regensburg kam, und ich eilte gleich von dem Postwagen nach dem Dome, der jetzt die größte Merkwürdigkeit von Regensburg ist. Reell sah er mich an mit seinen hohen steinernen Mauern und Pfeilern. Man kommt sich ärgerlich klein vor im Angesichte eines solchen mittelalterlichen schweigenden Gebäudes. Echt christlich, zur

Demuth niederbeugend, ist der Anblick der alten Dome. Sie sind so breit und massiv und ohne alle moderne Renommisterei, daß man ihre lastende, gebieterische Größe und Gewalt erst empfindet, wenn man dicht vor ihnen steht. Lauter kleine Einschnitte und Vertiefungen strecken sich unendlich lang an der Façade in die Höhe, und in kleinen Nischen unter zierlichen gezackten Schutzdächern stehen putzige Könige und Frauen und Bischöfe, die in der Nähe ganz artig groß sein mögen. Krauser als die Wellen des Meeres laufen die mannigfachen steinernen Schnörkel bis an den Giebel hinauf, wie die tausend kleinen Gesetze und Verbote des Christenthums — man sieht solch einem Dome die ganze Muße des Mittelalters an, wo ein einziger Mensch sein halbes Leben an solch einem kleinen steinernen Bischofe, an solch einer Reihe Schnörkel arbeiten mochte, die man beide niemals in der Nähe sah.

Drinnen im Dome war es schon mittelalterlich dunkel, und ich glaubte die langen und langweiligen Gesichter und Gestalten der alten Reichstage in den Seitengängen hin- und herziehen zu sehen. Die blau und roth gemalten Fenster fielen wie matter, romantischer Karfunkel in das hohe Schiff der Kirche, ich dachte an des Ofterdingen's „blaue Blume" und setzte mich auf eine steinerne Stufe. Es muß doch auch schön gewesen sein damals, wo man nichts zu denken brauchte, sondern so träumerisch vor sich hin lebte, und sanfte Mädchen mit niedergeschlagenen Augen küßte, und schwermüthige, wellenweiche Lieder summte, und wo es keine Polizei und keine Recensenten gab. Wenn Einem die Poesie ausging, da trat er in solch einen Dom, denn solch ein hoher Dom ist ein himmelhoher poetischer Gedanke, vor dem man sich beugt, wenn man bedenkt, daß die Menschen oft ein halb Jahrhundert diesen einen, einzigen Gedanken haben mußten, um ihn fertig zu bauen. Welche Erhabenheit in dieser Armuth — und in diesen Worten liegt ein Mittelalter. Neben mir war ein unermeßlich tiefer Brunnen, grundlos tief wie die Gnade; der enthielt lauter

heiliges Wasser. Hier konnten, gleich einer ganzen Heerde, die Sünden abgeschwemmt werden. Die guten Schäflein; man möchte lächeln, wenn es die Rührung zuließe. Alles ringsum war Stein — und wenn draußen an der Donau der Eine dem Andern den Schädel eingeschlagen, und wenn er den nun unnützen Körper ins Wasser gestoßen hatte, so ging er hierher in den Dom, und nach einigen steinernen Stoßgebeten war's so gut, als ob nichts geschehen sei. Wahrlich, die katholische Religion ist die größte Künstlerin, ihre Theater, das sind die Dome, sind an Effect noch unübertroffen.

Ich setzte mich auf eine Altarstufe und stützte mein Haupt in die Hand, und ließ es weben und schweben und träumen und fliegen in mir mit blau, roth und gelben Farben in der geheimnißvollen steinernen Stille. Der Starost ging sporenklirrend scheußlich modern an mir vorüber, und warf die entsetzliche Aeußerung hin, es ennuyire ihn, daß er hier keine Cigarre rauchen dürfe. Der Mensch kam mir wie ein Druckfehler vor; es ist ein Vergehen, in einem Dome das Wort „ennuyiren" auszusprechen, es ist ein Verbrechen, nach einer sündhaften Cigarre zu verlangen. Ich verabscheute den Heiden und ging weiter, und versank immer tiefer und tiefer in das Dunkelblau des Ritterthums, aus welchem geheimnißvoll die blanken Rüstungen glänzten, und die langen weißen mysteriösen Frauengewänder schimmerten; ich hörte hoch in der Luft die ernste, heilige Glocke summen — Maria, o lateinische Maria, wo bleibst du, sagte ich halb singend vor mich hin.

Da fühlte ich wirklich eine weiche Hand auf meinem Haupte, und hörte die Worte: Stehen Sie auf vom Altar, der Vater läutet die Vesperglocke.

Bist Du's wirklich, Maria — „Ja", sprach das Echo.

Es war ganz dunkel im Dom, ich faßte ihre Hand, und mein Herz segelte im Schiff der Kirche mit Liebesgedanken umher.

„Bitte, stehen Sie auf", sagte Maria, „die Leute kommen zur Vesper." — Warum, entgegnete ich, warum, Maria,

sprichst Du in solch feierlichem Augenblicke nicht „Du" zu mir?

Ach, darauf erwiderte mir das katholische Mädchen, sie heiße gar nicht Maria, sondern Veronica, und sie kenne mich nicht, deshalb dürfe sie mich nicht dutzen.

O, Novalis mit der „blauen Blume"; es war ein ordinäres Mädchen, das ein Trinkgeld dafür haben wollte, daß sie mich statt des Küsters geweckt hatte, das mich in aller Eile darauf aufmerksam machte, daß die Orgel von Holz sei, und die gemalten Fenster zum Theil ganz neu von München gekommen wären.

Dieses Mädchen kostete mich ein Trinkgeld und eine Stunde Mittelalter, und jetzt sagte ich selbst zum Starost: Lassen Sie uns eine heidnische Cigarre rauchen, das Mittelalter ist undankbar.

Wir suchten uns das Rathhaus, wo die Reichstage gehalten worden sind. Durch schiefe, kleine Gassen, eng wie Corridore, kommt man hin, und wenn man vorm Rathhause steht, so fragt man einen Vorübergehenden, wo das Rathhaus sei, in welchem die großen Reichstage gehalten worden sind. Es ist nämlich ein kleines verschobenes Gebäude mit grämlich verzogenen Fenstern. Die Alten brauchten wenig Raum zum Reden, ein Wort und drei Thaten, und das nennt man thatsächlich, jetzt heißt's: drei Worte und noch keine That, und das nennt man civilisirt. Die rohe That tritt allerdings immer mehr zurück bei der Civilisation. Aber es ist die Sorge, welche den Schriftstellern obliegt, daß die schnelle, schöne, frische That nicht vergessen werde.

Uebrigens denkt man sich die Römer und die Ritter und die alten Städte so ungeheuer, und irrt sehr. Weil sie weit entfernt sind, vergrößert man sie ungebührlich, denn die Entfernung der Zeit wirkt entgegengesetzt von der Entfernung des Raumes: eine entfernte Zeit macht groß, ein entfernter Raum klein. Die großen Rüstungen, welche man der Rarität halber aufbewahrt

hat, die Heldengedichte und die Romanschreiber haben auch das Ihrige gethan.

Man klagt jetzt darüber, daß wir keine Heldengedichte haben, Heldengedichte hat nur eine uncivilisirte oder halbcivilisirte Nation. Mit den ausgebildeten Fähigkeiten schwinden die Wunder. Eine beginnende Poesie bedarf aber der großen Massen, der kolossalen Formen, der Uebertreibung; daher haben wir so thurmhohe Vorfahren erhalten, und den Romanschreibern ist alles Excentrische willkommen: je größer der Ruprecht, desto mehr erschrecken die Kinder. So sind wir zu der Idee von riesenhaften Menschen gekommen, welche vor uns gelebt haben.

Ein breit geharnischter, kolossaler Ritter, wie er uns geschildert wird, kann wahrlich manche Straße Regensburgs gar nicht passiren.

Indeß darf das Abläugnen jener großen Körper nicht allzu weit getrieben werden: Wie wir den Geist pflegen, so pflegten sie damals den Körper, und Dummheit macht groß und stark, der Leib ist ein Feind des Geistes, lehrt schon das Christenthum; wer wenig denkt, ißt viel.

Ferner lebten die Leute einfacher, und aßen keine complicirten Speisen voll Gewürz und Erschlaffung. Roland wäre nicht Roland geworden, hätte er viel Gänselebern von Straßburg verspeist.

Ein altes Hautrelief am Regensburger Rathhause wird allen Fremden gewiesen. Ein ungarischer Ritter und ein verurtheilter Bürger werden dargestellt. Der Ritter ist geharnischt, und der Bürger nur mit einer Keule bewehrt, schlägt aber den Ritter todt. Das Gebilde versinnlicht den alten Reichsbürgerstolz, welcher der erste Kämpe war gegen den Adel.

In der Regens-Burg ließen wir auch den Regen gefangen zurück, und bei einer schimmernd hereinbrechenden Nacht fuhren wir hinauf gen Landshut und München. Die Straße gilt nicht für ganz sicher, und ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat setzte sich auf den Vordersitz neben den Conducteur. Es waren

aber im Innern nur zwei schmale Plätze, und der Vicomte mußte sich auf uns setzen. Nicht der revolutionärste Lärm erschütterte den Conducteur, einen gleichmüthigen Baier. Es war eine Höllenstation, und ich betete inbrünstig den Herrn von Nagler an. Der Vicomte klapperte vor Grimm und Kälte, und wünschte nichts als einen französischen Degen. Als der Conducteur bei der nächsten Station abstieg, nahm der Vicomte seinen Platz ein, und sagte dem opponirenden Conducteur, er werde ihm den Schädel einschlagen, sonst sagte er aber nichts, wie viel auch jener sprach. Nun ward der Soldat oben aufs Verdeck postirt, und dort nahm er sich gut chinesisch aus. Die knirschenden Feinde saßen aber jetzt nebeneinander, und haßten sich schweigend; ja sie schliefen voll Haß nebeneinander.

Es war ein schöner Morgen, als wir nach Landshut kamen, und der mädchenschlanke, himmelhohe Thurm mit dem pfeilhoch fliegenden Dome unter sich lachte uns weiß und roth in der Morgensonne entgegen wie eine luftige Himmelsfee. Das ist der Dom einer schönen Religion, schlank wie weiße Mädchenarme streckt er seine hohen, hohen Pfeiler zum Himmel auf, der Tag flog wie ein Freudengedicht im hüpfenden Sonnenscheine von der kühnen, graziösen Kuppel herab auf die Menschengesichter, die ganze freie, luftige Kirche athmete Muth, lustige Kühnheit, fröhlichen Flug nach dem blauen Himmel, wo das Glück und die Schönheit wohnt. Dies auffliegende Haus, diesen himmelan rennenden Thurm hat ein fröhlicher Christ erbaut.

Es ist einer der höchsten Thürme und Dome in Deutschland, und im gegenüberliegenden Gasthofe, wo ich ihn im Auge hatte, schmeckte mir das Frühstück vortrefflich. Solch eine Baukunst erzeugt Courage, man sieht's an diesem Wagniß, daß wir kleine Götter sein können, und daß wir mit dieser Kunst dem schaffenden Gotte am nächsten kommen. Mit dem babylonischen Thurme haben die Heiden sicherlich einen Weg in den Himmel erbauen wollen, der Egoismus nur, der Vater des Zankes und

des Krieges, hat das Unternehmen gestört; sonst wären wir vielleicht jetzt schon bis zu einem hohen Sterne vorgedrungen. —

Der Lärm, der von München herunterkam, als wir weiter fuhren, wurde immer größer und tobender, die Isar war aus ihrem Bett gesprungen, und sprang über die Felder und Landstraßen. Todtes und halbtodtes Wild kam dahergeschwommen, rasche Hirsche, furchtsame Hasen, sogar schlaue Füchse in Menge. Es war, als bräche die Sündfluth über die bairischen Biersünden und sonstigen Sünden herein. Wir fuhren immer tief im Wasser, und mußten endlich auf die Augsburger Straße ablenken. Wie das Gericht erwartend erhob sich hinten am Horizonte München mit seinen stumpfen, plumpen Thürmen, ein Anblick einfach und reizlos.

Die Straße führt über eine stille Ebene, auf welcher bald hier, bald dort ein kleiner Forst lief. Neugierig stand an der Waldecke ein Reh, und sah sich um, friedlich weiß leuchtend schaute tief aus einem geraden Waldwege Schloß Schleißheim herüber, und lud uns ein zu den schönen Gemälden, welche es birgt. Ein kühler Wind strich über die Fläche, München liegt auf einem hohen Plateau, fast so hoch wie der Harz über der Meeresfläche. Mich fror immer mehr, je näher wir kamen.

18.

München.

Diese Residenz ist gegen alles Fremde in fortwährendem Vertheidigungszustande: schon ein weites Stück vor den Thoren harren mit Soldaten gefüllte Wachthäuser der Ankommenden, und beginnen das erste Examen, sobald man aber die Stadt betritt, da wehen Einem mit frischer Kühle die klarsten architektonischen Gedanken entgegen, es empfängt einen die breite Ludwigsstraße, und wie stumme Götteraugen ruhen links und

rechts alle die neuen sauberen Gebäude von klarster Schönheit. Es ist ein Entrée, das die alten Gedanken an Athen und Florenz aufweckt in der staunenden Brust. Und selbst die Gebäude, welche nicht fertig sind, erfrischen und stärken das Auge durch die Sauberkeit ihres Negligées. Die Ziegel ordnen sich wie gemalt, die Gerüste und Apparate sind mit Delicatesse eingerichtet, es hat Alles ein so appetitliches Ansehen, als wären es lauter Meisterstücke, wo wirkliche Künstler die Steine auf einander gelegt hätten, an welche keines faulen, kalkschmierigen Maurers unreine Hand gekommen wäre.

Es ist nicht zu läugnen: reifer, geläuterter Geschmack baut in München. Nicht jene plumpe antiquarische Kenntniß, welche die Schönheit der Dinge auf Auctorität annimmt, nicht jene plumpe historische Pietät ist's, welche in Baiern eine Residenz Griechenlands baut, es ist ein feiner, gebildeter Schönheitssinn.

Wir fuhren Schritt für Schritt durch diese kühl und vornehm stolze Ludwigsstraße, als würden die indifferenten Postgäule eingeschüchtert durch die still harrenden Paläste und ihre marmornen Augen. Das sauber Thatsächliche lächelt dem raffinirtesten Ideologen ins Gesicht.

Der Max-Palast, die Ludwigskirche und noch neuere Bauten stehen da in ungeschminkter Grazie wie Statuen mit tadellosem Mantelwurf, und doch so fein, daß man süße Taillen in ihnen zu erblicken meint. Wie eine räthselhafte Sphynx ruht das Theater auf schweren, gewichtigen Säulen, keine seiner schweigsamen, klassischen Mienen verräth, ob Ernst oder Scherz hinter den stolzen Brauen wohne.

Ich mußte sogleich von der Post zurücklaufen, um all das noch einmal zu sehen; ich glaubte, in einer griechischen Kirche gewesen zu sein, wo ringsum Schönheit war, und doch nichts den Himmel und die sonnige Hoffnung verbarg. Still waren die Straßen, ich glaubte, in Pompeji oder Herkulanum, oder sonst einer unterirdischen Stadt zu sein. Die still an den Häusern hinschleichenden Bewohner glichen Fremden, die alle verschiedene

Sprachen redeten, und darum keinen Versuch machten, sich miteinander zu verständigen. Oder sie waren aus Irrthum oder Neugier hergerathen, und sie wagten es noch nicht, in der tiefen, todten Stadt laut zu sprechen. Wahrlich, mir war's, als befände ich mich in dem prächtigen Palaste Belsazar's, und es sei eine Sonnennacht, und Alles schlüge die Augen nieder, weil man in jedem Augenblicke die gespenstische Hand erwartete, welche ein unglücklich Wort an die dunkle Decke schreiben werde. Es ängstigte mich unter all der Schönheit das unheimliche Gefühl, als sei nicht nur ein großes Unglück geschehen, sondern, als erwartete man mit Bangen jeden Augenblick ein noch größeres.

Es war Krankheit, werden die Objectiven sagen — ja, ja Krankheit, schwere Krankheit, Münchner Krankheit. Ich wollte sie von der Stirn und von den Augen streichen, ich nahm die Mütze ab, und fuhr mit der Hand über die Haare, um die bösen Dämonen in die Luft zu scheuchen, aber es kamen immer nur die Worte der unglücklichen Königin Elisabeth auf meine Lippen: „Man ist sehr ruhig in Madrid".

Mit Mühe erfuhr ich von den gleich Schattenbildern Vorübereilenden, daß im englischen Garten Concert sei. Obwol hie und da ein Häuflein Menschen hinging, so hörte man doch kaum ein Geräusch, kein Bursche sang, kein Gassenbube pfiff, kein Mädchen lachte, der Hofgarten, welcher an die alte Residenz anstößt, war höchst anständig ruhig, obwol es ein schöner Sommerabend, und noch dazu ein Sonnabend war, wo die Handwerker am Feierabende die Sorgen der sechs Wochentage abschütteln. Nicht einmal ein Vogel sang, und man hat mir später erzählt, daß nach München keine Nachtigallen kämen, weil es zu kalt sei. Arme Stadt, wo keine Nachtigallen singen! Was helfen dir deine schönen kalten Häuser, was hilft die Schönheit ohne die Liebe, und die Stimme der Nachtigall, das ist die Liebe, sie ist das Herz der Luft und der Bäume. Armer Hofgarten ohne Herz!

An zwei Seiten desselben ziehen sich die sogenannten Arkaden hin, Säulengänge, an deren Wänden Frescogemälde angebracht sind, meist italienische Landschaften. Aber die kalte Münchner Luft grollt den heißen Farben, und Italien wird unter den Arkaden täglich ärmer. Gegen diese arkadische Idee läßt sich nichts einwenden, es kommen Einem so hübsche hesperische Träume, wenn man daneben hinwandelt, auf fremde Bäume sieht, und eine Münchnerin mit ihrem goldenen Riegelhäubchen vorüberhuscht.

Wir gingen tiefer in den Park, wir suchten das Concert, die Isar brauste und tobte, und drohte in einer finstern Nacht die ganze Einsamkeit mit Todesvergessen zu überziehen. Schweigsam kam die vornehme schöne Welt von dem Concerte gefahren; man sagt mit Recht die schöne: die Weiber in München sind eben so schön wie die neuen marmornen Häuser. Ja, sie sahen an jenem Abende auch eben so klassisch aus: die Züge stumm und steinern, ich habe keinen Affect wahrgenommen, und nach vielen Stunden waren die Kleider noch eben so unverändert wohl gefaltet, als ob sie eben aus dem Garderobenzimmer kämen.

Später versicherte man mir indeß, hinter den steinernen Mauern brenne mitunter die heißeste Liebesfreude, und auch die vornehmsten schönen Münchnerinnen hätten heiße Herzen, und es kämen späte Stunden, wo die glatten Gewänder ihre Gewissenhaftigkeit verlören zum Aerger der Kammerzofen, wo der Marmor des Busens und Leibes heiß werde unter Pygmalion's Munde. —

Das hat mich innig getröstet. Und es ist ein sehr schöner Irrthum, den solcher Trost berichtiget.

Ich ging hin, um den „Archivarius des Königs" zu suchen, nicht des Königs Ludwig, sondern sonst eines Königs. Dieser Archivarius, ein Doctor der Philosophie, hatte ein Buch über die Narrheit unserer Tage geschrieben, obwol er selbst aus Berlin war; er las übrigens alle Zeitungen, und war somit das beste Intelligenzblatt; er wollte mich auf meiner weiteren Reise

begleiten, und hier in München wollten wir einander zum ersten Male sehen. Ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er noch nicht vierundzwanzig Jahr, mäßig blond, kurzsichtig und ein leidenschaftlicher Verehrer Wolfgang Menzel's und der griechischen Partikeln sei, ja für letztere einst ernsthaft und häuslich geschwärmt habe. Vor jedem halbblonden jungen Manne blieb ich stehen, und sah ihn an, und fragte mit den Augen, ob er der Archivarius sei, und mich gefälligst erkennen und umarmen wolle. Es machte aber keiner dazu Anstalt, der Instinct schwieg, und ich kam wirklich auf dem gewöhnlichen Wege, den gewöhnlichen Treppen zur Wohnung und Bekanntschaft des brieflichen Archivarius.

Wir besprachen mit einander, was wir für berühmte Leute werden würden, wenn das so fortginge mit unseren sich entfaltenden Geistern, und dann gingen wir ins Theater. Hier bewaffnete er seine Augen bis an die Brauen, und wies mir in einer kleinen Loge ein schönes Mädchen mit glänzend schwarzem Haar und einem Freudenauge, das kein Geheimniß machte aus dem Glücke, dem es entgegensah. Denn es war alles Uebrige tadellos schön an dem Mädchen.

Der Archivarius beklagte sich bitter, daß er mit dem Mädchen nicht zusammenkommen könne, eine kurzsichtige Tante beaufsichtige sie; aber das Mädchen sei gewiß nicht kalt. Gewiß nicht. — Er ging im zweiten Acte von dannen, um die neu angekommenen Journale eiligst zu lesen; vor dem Schlusse versprach er, wieder einzutreffen. Das Mädchen sah lustig wie ein glänzender See herunter, und ich hatte also Recht, daß der Doctor nicht blos ein Doctor, sondern „der Archivarius des Königs" sei, dem das Lesen noch wichtiger ist, als das Lieben. Ich bat ihn um sein selbst willen, bei dieser Gelegenheit einen rasenden, liebes- und todesentschlossenen Brief an das Mädchen aufzusetzen, er werde sie heute sprechen, aber vielleicht nicht lang genug sprechen, um des Briefes zu entbehren. Er ging kopfschüttelnd.

Das Innere des Münchner Theaters ist weit, hoch, reich, golden, prächtig, überprächtig, überladen. Die rastlos aufsteigenden Logenreihen überfallen und überfüllen das Auge, die massiven Farben schüchtern es ein. Aber es ist ein Vorhang im Münchner Hause, wo von einem grünen, überaus grünen Hügel ein schönes Frauenzimmer hinabfliegt ins Land mit den Klängen und der Schönheit und sonstigen Dingen, dieser Vorhang ist voll wohlthuender poetischer Verheißung.

Das Theater ging zu Ende, der Archivarius kam wieder, der Staroſt ward ins Complott gezogen, wir warteten an den Thüren. In den weichen Sommermantel gehüllt, kam das schöne Kind mit der kurzsichtigen Tante. Der Bediente hob beide in den Wagen, schlug den Schlag zu. In diesem Momente flog auch sein Hut vom Kopfe, er war von mir und dem Staroſt vom Wagen fort und ins Gedräng gedrückt, dem Archivarius saß der Tressenhut auf dem Kopfe, er sprang hintenauf, ich rief: „fort“, und der Wagen donnerte von dannen.

Der Bediente suchte seinen Hut; ich sagte ihm, ein Polizeidiener habe ihn aufgehoben, hierhin, dorthin sei er gegangen. Ich beneidete übrigens den Archivarius, wenn er das schöne Mädchen aus dem Wagen heben werde.

Wir gingen in den „Hirsch“, und sprachen mit Baiern und Fremden, und aßen Fleisch, und tranken Bier. Es giebt ein altes Lied vom bairischen Himmel, das murmelte mir ohne Aufhören zwischen den Zähnen. Es verspricht lauter reelles Vergnügen im Himmel und wohl ausgekochte Klöße und trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier von der ersten Sorte, dies Lied ist von ergreifender Wahrheit. Der Moslem erwartet die schönsten Huris und die schnellsten, gelenksten Pferde und den kühlsten Schatten, und der Baier erwartet trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier und noch einmal Bier, und wenn er von Allahs eigener Seligkeit träumt, Bocksbier im Himmel.

Was kann ein Volk für solchen bockledernen Himmel thun, was kann man von solchem Volke erwarten, das so bockleder

Wünsche hat. Oh, sie sehen so wohlgenährt aus, und tragen alle Bärte, wenigstens einen Henri-quatre, und sehen höchst energisch hinter dem Glase aus, und sprechen, wenn sie erst anfingen, da schmissen sie die Erde in den Mond und noch weiter, aber sie fangen nicht an. Wie bei den Römern „Brot und circensische Spiele", so heißt's bei den Baiern „Bier und Schnurrbärte". Da ruht ihr Leben; so lange das unangetastet bleibt, so lange hat's gute Wege in Altbaiern. Dies dumpfe, theilnahmslose Volk ist allerdings auch in neuerer Zeit reger, frischer geworden, und hat sich um dies und jenes bekümmert; aber man muß ja nicht an die wirbelnden, lang aufgeschossenen romanesken Rheinbaiern mit dem Blute voll Wein und dem Herzen voll moderner Menschenrechte und poetischen, mauthfeindlichen Theorien dabei denken. Diese Völker sind jetzt so verschieden als Wein und Bier. Der Wein regt die überirdischen verborgenen Kräfte des Menschen auf, das Bier die unterirdischen, der Wein die rosenrothen Feen und die himmelblauen Zauberer, das Bier die speichelbleichen Gnomen. Nach dem Weine tanzen die Gedanken, nach dem Biere prügeln sie einander so lange, bis der bleierne Schlaf sie bewältigt. Der Bierrausch ist ein Alpdruck, ein Volk, das leidenschaftlich Bier trinkt, hat keinen energischen Willen. Die Renommisten auf der Universität sind auch immer die besten Biersäufer.

Nur in einem Theile Frankens, von wo aus man den alten, würdigen Bürgermeister Behr auf die Frohnveste nach München holte, von wo Schönlein, der geistreiche Mediciner, abzog, um nach Zürich zu pilgern, und den Staub Baierns von seinen Füßen zu schütteln, nur um Würzburg ꝛc., wo wiederum Wein wächst, muß man strebende Baiern suchen.

„Hurrah, es lebe das bairische Bier", rief eine Gesellschaft tüchtiger Baiern unten im „Hirsch" bei Herrn Havard in der Schwabinger Gasse. Ich ging eiligst schlafen.

19.

Fortsetzung.

Als ich in München erwachte, lag schon ein heißer, zudringlicher Sommertag über dem Baierlande. Ich ging mit dem Vicomte durch die Straßen, welche sich neu hinausstrecken in die harte Ebene. Er war voll Neid und lachte höhnisch, daß der König von Frankreich nicht so viel Herrlichkeit habe verwenden können, und den vielen Betteljungen, die uns begegneten, gab er reichlich, und „Baiern liegt doch noch ziemlich weit von Frankreich", murmelte er, und der Czar von München hat doch keine Bergwerke.

Wir waren aufs Freie gekommen, aber die Sonnenstrahlen trieben uns zurück. Mit Sehnsucht flogen zwei eilige Blicke nach dem blauen Höhenrauch am südlichen Horizonte, wo die Alpen standen und lockten. Da hinten, hinter jenen Bergen, da wird die Erde dunkelgrün und der Himmel dunkelblau, und da kommt das eben so dunkle mittelländische Meer und das fabelhafte Afrika mit den weißen Maurinnen und den glänzenden Negermädchen, da hinten, hinter den Bergen leuchten lauter glühende Liebesblicke, und stockfremd aussehende Häuser und Städte, da ist Alles neu und wunderlich, ach, da wird man die alten, quälenden einförmigen Gedanken los über Aristokratie und Jacobiner, und Bockbier und Stallfütterung, und da braucht man keinen Paß.

Heiß von Sehnsucht und Sonne kamen wir vor der Glyptothek an. Sie ist das Gebäude, in welchem die Denkmäler der alten und neuen plastischen Kunst aufgestellt sind. Leo Klenze, der Hauptbaumeister in München, hat es gebaut.

Augenlos, stumm, aber großartig ruhig wie eine Statue liegt das Gebäude von außen da, man sieht keine Fenster, denn diese gehen alle nach dem innern Hofe, nur aus Nischen, den

Augenhöhlen sehen die Statuen des Phidias, Perikles und Anderer. Die spätere Geschwätzigkeit des Tages und der Geschichte verstummt vor dieser steinernen Ruhe. Es ist in Form eines Quadrats gebaut, und enthält zehn Säle, in welchen die plastischen Kunstwerke von ihrem ägyptischen Anfange auf, die schöne griechische Zeit, die verhallende römische vorüber, bis zu der neuen, wieder schön gewordenen Aera Canova's und Thorwaldsen's aufgestellt sind. Nur der Eingang ist ein gleichgültiges, unbewohntes Herz zwischen der altägyptischen und der feinen, schönen, modernen Zeit. Die Bauart der Säle ist bestmöglichst den Statuen und ihrer Entstehungszeit angepaßt. Die Glyptothek ist ein plastischer Auszug der plastischen Kunstgeschichte.

Es war uns beiden, die wir aus den trocken-heißen Sonnenstrahlen Münchens kamen, wie ein Trunk aus frischer Quelle, als wir in die kühlen Säle traten. Es ist ein wollüstiges Kunst-Heiligthum dieser steinerne Tempel. Die Ruhe der Weltgeschichte, in welcher sie Steine gemeißelt hat, flog mir wie ein erquickender weicher Wind, der aus einem Palmenwalde kommt, um die Schläfe, ich sah die schattige Werkstatt aller Nationen. Alles ist marmorglatt, marmorkühl, frisch, heiter, antik; denn Alles ist Marmor.

Das Licht kommt wie bei den römischen Bädern durch hochliegende, halbrunde Fenster, alle einfache Pracht der Bildnerei ist auch bei diesen hohen Decken aufgeboten, und die nach der nordöstlichen Fronte zu liegenden Gesellschaftssäle, welche Cornelius gemalt hat, vollenden den freien, griechischen Eindruck, den das ganze macht. Im großartigsten Stile schreitet dort das Geschick der Götter und Helden Griechenlands vorüber. Die großen Leiber, die ehernen Glieder, die ewigen Augen, der unsterbliche Zorn — Alles tritt wie ein nackter, klassischer Gedanke aus dem Pinsel des griechischen Deutschen mit dem römischen Namen Cornelius.

Es sind große Fibelbilder zu den Büchern des Homer und der griechischen Tragiker.

Ein Paar Baiern sahen sich das Alles mit an, und als sie von Gesellschaftssälen hörten, da stieß einer den andern, und flüsterte ihm zu, daß der nächste „Bock“ hier gefeiert werden solle. Der andere aber schwieg, und sein Auge sah fragend zum alten Priamus hin, auf dessen Gesicht der ganze trojanische Schmerz sich geflüchtet hatte. Starr und steif sah er ohne Aufhören hin, und schüttelte endlich das Haupt: es ward ihm nicht deutlich, was für eine Sorte Bier der alte Mann getrunken haben müsse, um solches Uebelbefinden zu erleiden. Aus den Taschen der beiden reisenden Baiern sahen zwei naive Tabakspfeifen, je eine aus der Tasche eines Jeden.

Das ist die Lehre von der Ironie. Ein bairischer Pfeifenstummel erhält erst seine Bedeutung in der Glyptothek.

Ein enthusiastischer Fremder rief: Man ist in Hellas! und die hellenischen Pfeifenstummel stießen sich wieder an, und lächelten und strichen sich die Bärte.

Sonst haben sich die Münchner selbst im Allgemeinen schon glatt und fein gesehen: man hört sehr gebildete Urtheile über Kunst und Schönheit. Der Glyptothek machen sie den Vorwurf, daß sie keinen einzigen vollkommenen Saal enthalte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß man diesen Vorwurf bei dem einmal klar ausgeprägten historischen Zwecke machen dürfe.

Ich möchte alle Wochen einmal in diesen marmornen Sälen, unter diesen steinernen Gestalten erwachen. Das würde mein Schönheitsherz erfrischen wie ein blitzend frischer Trunk im Morgenlande. Es bedarf einer Anstrengung, alle die knickrigen Sorgengesichter zu verarbeiten, welche man auf den deutschen Promenaden sieht, man muß das Schönheitsgefühl sogar gegen die täglichen Eindrücke vertheidigen, und ich gehe nur auf Bälle, um geputzte, sorglose Leute zu sehen, und den täglichen ästhetischen Befehdungen einmal einen Ruhetag zu gewähren. Hier aber hat es nicht zu kämpfen, sondern zu empfangen, zu genießen. Die Schönheit fällt wie Tageslicht auf die glücklichen Augenlider.

Die deutschen schöngeistigen Schriftsteller, welche mit zwei oder drei Ausnahmen alle lyrisch-rhetorisch, formanfänglich sind, sollten die Glyptothek wie einen Gesundbrunnen besuchen, und Gestalten trinken.

Unweit davon ragt höher und mannigfacher das Gemäldehaus, die Pinakothek, dem Auge entgegen. Die bunten Farben künden sich schon durch diese Mannigfaltigkeit, durch die zahlreichen hohen Fenster an. Noch ist das Innere nicht fertig, und ich habe es nicht gesehen. Eben so habe ich nur wenig schauen können von Schnorr's großen Bildern in der „neuen Residenz", die nach dem Pitti'schen Palaste in Florenz erbaut ist. Dort weben die langen romantischen Gestalten aus den Nibelungen mit ihren langen Leidenschaften und langen Reden. Wenn in Baiern für Alles so gesorgt würde, wie für diese Theile der Kunst: man fände kein Ende des Lobes. Wenn man aber diese Sachen gesehen hat, muß man abreisen, einen längeren Aufenthalt gestattet die Censur nicht.

In der Glyptothek saß ein blasses Mädchen aus England mit unparteiischen großen blauen Augen. Sie trug ein langes, schwarzes Sammtkleid, und nur das Sammtkleid hinderte mich, sie auch für eine Statue zu halten. Man erzählte mir, sie sei sehr reich und sehr unglücklich. Das verwunderte mich sehr, denn wenn man die Schönheit liebt, und viel Geld hat, so kann man eigentlich nicht unglücklich sein. Der Zorn kann uns entflammen bis zum Wahnsinn, wenn wir die „Münchner Zeitung" lesen, aber der Zorn ist kein Unglück; Achill hat tödtlich gezürnt, aber unglücklich war er nicht. Des Mädchens Geliebter sei auf einem Dampfschiffe nach Oporto gefahren, und eine Kugel habe ihn bei der Einfahrt in den Duero geworfen. Als das Mädchen eines Morgens dies in den „Times" gelesen, habe sie lange ganz still geschwiegen, und sich nicht geregt; dann aber stumm das Blatt der „Times" zusammengefaltet, es in ihren Koffer gepackt und sei auf das erste Schiff gestiegen, das aus der Themse gelaufen.

Man wußte nicht, ob ihr Schmerz darum so groß sei, daß ihr Geliebter für die Freiheit gestorben, oder darum, daß er nur gestorben sei und nicht gekämpft habe. Seit dem Tage, wo sie das erfahren, haßt sie die Freiheit, und will sich so lange in München aufhalten, bis Don Miguel in Portugal gesiegt hat. Dann wird sie hingehen und im Anschauen seiner Thaten leben. In München liest sie zu ihrem Troste nichts als bairische Zeitungen, und in der Glyptothek sitzt sie immer da, wo ich sie gesehen, nämlich im römischen Saale, wo man fast lauter Kaiser und Tyrannenköpfe sieht. Die Tyrannen haben alle kurze, dicke Hälse, und der römische Saal liegt etwas tiefer als die übrigen, und ist der größte.

Ich kann nicht an die Glyptothek denken, ohne das blasse Mädchen mit dem schwarzen Sammtkleide und dem großen, starren Statuenauge zu sehen, das unter der Büste Nero's saß.

Dies Auge hat mich eigentlich aus München vertrieben, denn es sah aus wie freiheitsmörderischer Marmor-Despotismus, wie ein überschwelgtes Kunstauge, das die Menschen nicht mehr kennt. Ich will meine abergläubige Furcht offen gestehen: so lange ich in München war, donnerte mir fortwährend Heinrich Kleist's „Erdbeben von Lissabon" im Kopfe herum, ich setzte unsicher die Füße auf die Erde, und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde es losgehen und die groben Thürme der Frauenkirche würden zuerst über uns zusammenstürzen. Der Gedanke verließ mich nicht, ich sei in Lissabon, und noch heute denke ich immer an den Thurm Belem, wenn ich von der Frohnveste in München lese, und noch heute kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es werde in München einmal ein fürchterliches Erdbeben die guten und bösen Menschen verschlingen, und wenn ich meine düstern Bilder wegscheuchen will mit der kühlen, glatten Glyptothek, da seh' ich das unglückliche reiche Mädchen aus England unter dem Nero sitzen mit dem schwarzsammtenen Grabkleide und den todesliederlichen Augen.

Ich athmete tief auf, als der Postwagen aus der Isarvorstadt ins Freie rollte, denn ich meinte, einem Gefängniß entronnen zu sein, und die frische Morgenluft und die Triller der Lerchen, ach ich sog sie so wollüstig ein, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet. Licht und Luft hatte ich wieder; Licht und Luft sind aber die Hauptsache.

20.

Fortsetzung.

Erst in dieser Freiheit des Postwagens wagte ich nachzuholen, was ich wol sonst noch gesehen in München. Da gedachte ich dein, unglücklicher sogenannter Intendanzrath, der du berufen bist, von schlechten und guten Witzen zu leben, und an ihnen zu sterben, dein gedacht' ich, o Berliner Saphir, der du jetzt wie Ovid in Tomi zu München Tristia fabricirest!

Es war um die zwölfte Stunde des Mittags, als er in den Saal der philharmonischen Gesellschaft plötzlich eintrat wie ein verdrießlicher, aber entmannter Löwe. Seine Maske paßte gut zu seinen Schriften: man denkt, er verstellt sich, und macht nur einen physiognomischen Witz: es ist viel dreistes Hunnenthum, nutzlose Courage, säuerliches Vergnügen, das selbst keinen Spaß vom Spaße hat, und — wunderbar genug — eine tiefe liebenswürdige Gutmüthigkeit in dem Gesichte dieses deutschen Schalksnarren. Der Intendanzrath scheint ihm schlecht zu bekommen, oder er hat unruhige Nächte oder zudringliche Besuche — er sah so gewiß jämmerlich malcontent aus. Seine Unzufriedenheit hat keine Courage, sie ist wie ein kleiner Straßenköter, der auf alles Vorübergehende losfährt, als wollte er's zerreißen; man weiß aber schon, er thut nichts, es ist nur blinder Lärm, man sieht sich kaum noch nach dem Kleinen um.

Saphir ist ein Beispiel, wie ein charmantes Talent ohne Charakter eben so gut Bankerott macht als ein begüterter Kaufmann ohne Ordnung. Zum Eulenspiegel berufen, hat er sich zum Hofnarren oder gar nur zu dessen Intendanz erniedrigt, und ist dann wie jeder besoldete Spaßmacher zum Hanswurst herabgesunken. Saphir wird nie majorenn, er hätte immer einen Vormund neben sich haben sollen, eine Privatcensur; Saphir ist nicht seines Witzes Herr, sondern der Witz ist sein Herr, er muß alle dummen Streiche machen, die seinem Witze einfallen. So wie Lord Byron den Mazeppa auf ein wildes Pferd binden ließ, und dies in die Wälder unter die anderen wilden Pferde, unter die hungrigen Wölfe jagte, so hat sich Saphir auf den lüsternen Esel seines Witzes gebunden, und er muß nun all das Uebel tragen, das dieser anrichtet, wenn er unanständig schreit, ausschlägt und dergleichen Dinge macht.

Saphir ist nicht zurechnungsfähig. Ein guter Freund von mir sagt immer von ihm: er ist ein liebenswürdiger Lump, aber er thut ihm Unrecht; sein Witz ist ein Lump, und zwar ein rachsüchtiger, eitler, vorlauter Lump, aber Saphir selbst ist ein guter, ja ein lieber Narr, dem man nicht zürnen kann. Ich seh' es kommen, daß er noch für eine Kleinigkeit feil ist; denn

„Du fängst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn Dich erst ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt!"

Man wird Pasquille von allen Seiten bei ihm bestellen können. Seine Jungfräulichkeit ist hin, man hat ihn sogar um den Einsatz betrogen, und ein geprellter Narr läuft Carrière — Gott weiß, wo er noch hinkommt. Es that mir in der Seele weh, als ich dies zerbrochene Gesicht sah. Der Mißmuth rauchte schlechten Tabak in seinen Zügen, und das Gelächter, das zuweilen aus den Winkeln seines Gesichts vorüberschob, bedeckte sich mit krampfhaften Händen die Augen. Seine starken

semmelblonden Locken liegen wie Erynnienwitze undurchdringlich dicht auf seinem Haupte, und dräuen herab auf die zwinkernden schlechten Gewissens-Aeuglein, und auf die ausschweifende Nase und das große Maul, das jeder Scandal-Schriftsteller haben muß. Und doch liegt der Nebel eines guten, ja poetischen Herzens über diesem unorthographischen Antlitze; ich habe Saphir lieb, wie ich manches gefällige Mädchen lieb habe, das unter bunter, vielfacher, täglicher und nächtlicher Liebe ein gefühlvoll Herz bewahrt; er ist ein guter Mensch, der nicht dafür kann, wenn er schlechte Streiche macht. Ich weiß auch, daß er nicht deshalb weinerlich aussieht: die schlechten Streiche würde er sich vergeben, aber die dummen Streiche nagen ihm am Innersten.

Es liegt tiefe Weisheit in Staberl's Worten: „Wann i nur wos davon hätt'!" das weiß Saphir, der Journalisten-Staberl sehr wohl.

Aber die Natur trat uns in einem hoffnungsreichen Morgenkleide entgegen, entschlossene blaue Berge flogen trotzig an unseren Blicken vorüber, und hoch drüben sah tief aus den Bairischen und Tiroler Alpen in der Sonne glänzend der blendende Schnee in die grüne Ebene herunter. Bald waren wir hineingeschoben in die Salzburgischen Voralpen, neue Bergformen entwickelten sich.

Der Vicomte war mir unter den Residenzen in München verschwunden, er hatte Geschäfte mit dem bairischen Kaiserthume, der Archivarius saß schweigend neben mir, und dachte an das Freudenauge, das er aus dem Wagen gehoben, zwei sanfte Reisende lasen mit stiller Andacht Rinaldo Rinaldini, der Starost saß im Cabriolet und pfiff.

Frisch grün wie junges Gras kam bei Wasserburg der Inn geschossen, immer steiler wurden die Berge, und ihre Wasser von Regen geschwellt, schäumten lärmend durch die Thäler. Es hieß, die Salza habe die Thäler zerrissen, und wir müßten einen weiten Umweg durch die Schluchten machen.

Die Nacht breitete sich früh zwischen diesen hohen Wänden aus, während hoch oben und weit draußen der Tag noch spielte.

Auf allen Stationen war große Geschäftigkeit, die langen Bauerboten kamen von allen Seiten herbei und erzählten von den Unthaten der Wasser, und schilderten Gefahren und warnten vor der Weiterreise. In solchen tiefen Bergen hat die nächtliche Gefahr etwas Unheimliches, sie kann aus jeder Krümmung, aus jedem Hinterhalt thurmhoch herabstürzen, klafterntief mit dem Opfer in die Erde fallen.

Ein paar katholisch ernsthafte Salzburger ritten mit Laternen bewaffnet vor dem Wagen her, und die Lichter flogen scheu über die schwarzen Bergmassen, und plötzlich über einen schweigsamen mysteriösen See, der still und ruhig schlief. Von der Spannung erschöpft, schlief ich ein; ein dumpfes Donnern weckte mich wieder; der schwere Postwagen rollte durch das hohe Festungsthor von Salzburg, der weiße österreichische Grenadier nahm die Pässe ab, durch abgestorbene Straßen donnerte unheimlich der Wagen, ein großes Thor ging knarrend auf; es war mir, als ging's in die Vorhöfe der heiligen Inquisition.

Einen Gasthof suchend schritten wir über die Salzabrücke: die hohe Festung, die steilen Berge sahen wie alte Verstorbene auf uns herab — der Mond war leise aufgegangen, das ganze wunderliche Salzburg glich einer steilen katholischen Kirche mit hohen und niedrigen Altären von schwarzem Marmor, die einzelnen halb italienischen Häuser am Flusse hin waren die kleinen Betaltäre und der Mond goß Segen und Licht und Musik und den Glanz der bischöflichen Gewänder vom Hochaltare.

Nur die Salza, welche dicht unter der Brücke die vollen hohen Wellen warf, störte die Todtenstille.

Wir waren wieder in Oesterreich. In diesem österreichisch-katholischen Gebiete ist Alles todt und still, und eine blöde Schlaffsucht, eine stupide Pönitenz liegt mit knöchernen Armen über dem Lande. Die moderne Bildung ist unbekannt und verboten, nur Fremde, die damit behaftet sind, betreten die Salzabrücke —

Es bedünkte mich, wir kämen in eine Stadt, welche seit zwei Jahrhunderten vergessen worden sei hinter den hohen Bergen. Der Staroſt donnerte an die Hausthür eines Gasthofes; wir erschraken vor dem Lärmen, den dies Pochen in der hohlen, schlafenden Gebirgsstadt machte. Er pochte wieder und wieder; es regte sich Niemand, man schläft fest und katholisch in Salzburg; leise fing es an zu regnen, wir waren ausgeschüttelt vom Postwagen; es begann ein leises Fluchen. Da öffnete eine blinzelnde Köchin mit salzburgischen ausgespannten, leeren Zügen und einem salzburgischen Kröpflein.

Wir konnten nichts Besseres thun, als schlafen.

21.

Salzburg.

Diese Stadt steht in dem Rufe exorbitanter Schönheit, und verdient ihn nicht ganz. Als wir aufwachten regnete es so innig und gemüthlich, wie das nur in einem kurzen, gottvergessenen norddeutschen Städtchen passiren kann. Es giebt Städte und Zeiten, in denen ich es sehr gern mag, wenn ein ununterbrochener Regen „eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier" an die Fenster schlägt, manche Städte gewinnen dabei an düsterem Interesse, zum Beispiel das trocken lutherische Wittenberg, das eigentlich bei Sonnenschein gar nicht existiren sollte. Aber für Salzburg schickte sich das gar nicht, das war ohnedies schon römisch-katholisch genug, schwermüthig und düster. — Der Staroſt, der Archivarius des Königs und ich bewohnten zusammen ein Salzburgisches Zimmer, in welchem drei himmelhohe Betten, vier große Tische und einige kleinere, ein Dutzend altfränkische Stühle und viel sonstige Meubles aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges standen. Es schickte sich nicht, in diesem Zimmer zu lachen, oder philosophische Gespräche zu führen.

Wir hatten einen sehr richtigen Tact, und erzählten einander Vormittags Gespenstergeschichten und katholische Legenden.

Wir wohnten dicht an der Brücke, und die umstehenden hohen Häuser ließen uns eine Spalte offen, um über die vom Regen gepeischte Salza nach einem der bewehrten Berge zu sehen. Der Archivarius erzählte lauter traurige Dinge vom Herrn Abälard, und seinem unnatürlichen, priesterlichen Unglück, und beschrieb die schöne Heloise, und sagte, sie hätte glänzend schwarzes Haar, und Augen so dunkelblau wie Kornblumen gehabt, ihre Hand sei aber weich und warm und schneeweiß gewesen, und diese schneeweiße Hand hätte eben den Abälard so unglücklich gemacht.

Ich lehnte mit der Stirn an der Fensterscheibe, und sah durch die Spalte nach der Festung hinüber, auf dem dunklen Hintergrunde spielte der geschäftige Regen, und aus den spielenden Tropfen sah mich das bleiche, verkümmerte Gesicht Abälard's an, das einst so schön gewesen sein mußte, seine blassen Lippen öffneten, seine gebrochenen großen braunen Augen schlossen sich, und der Regenwind peitschte seine Worte an die Fenster, welche der Archivarius hinter mir wiederholte: „O, die Salzburgischen Pfaffen!"

Nachmittags kam die Sonne einer wärmenden Aufklärung, und wir fuhren aus. Aber die protestantische Aufklärung führte viel unerquickliche Kälte mit sich: schon auf der Brücke überraschte uns ein Prasseln des eiskalten Schlossenwetters voll fataler Vernunft. Aber der Kampf sah schön aus. Wie eine schwarze fliegende Nacht stürzte sich links die Wolke kopfüber in die Salza; und umfing mit den dunkeln kalten Armen einen Theil der Stadt und der Berge, und auf der andern Seite lachte die Sonne auf den weißen italienischen Häusern. Ueber die Burg und die steinigen Berge zuckte ein stolzes Lächeln ob dem Wüthen der Wetter. —

Salzburg liegt an beiden Ufern der Salza an den Bergen in die Höhe. Die Berge selbst stürzen sich in und um die Stadt

unordentlich durch die Augen, verrennen sich den Weg und die Aussicht. Es ist vollkommen originell in dieser Unordnung, aber nur aufregend, nirgends wohlthuend, das Auge wird gehetzt, man kommt in ein fremdes Theater, ist noch vom Lampenlicht geblendet, hört Worte, aber keine Rede, sieht Figuren, aber keine Charaktere. Der Blick findet manche Schönheiten, keine Harmonie. Die Berge liegen rings um die Stadt, als ob der Herrgott mit einem Sack voll Gebirgen über die Gegend geflogen sei und einzelne Bergstücke hätte fallen lassen. In all ihrer Lage ist kein nothwendiger Zusammenhang, sie erheben sich nicht allmälig aus der Erde, sondern stehen auf plattem horizontalem Boden, als könnte man sie wegschieben.

Wir fuhren zwischen den Bergen herum und waren ganz verwirrt. Am Untersberge ließ der Führer still halten und erzählte eine lange Geschichte. In diesem Berge sitze der Kaiser Carl, den man auch Barbarossa nenne, und lasse seinen Bart wachsen, und sammle fünfmalhunderttausend Mann. Wenn aber sein rother Bart fünfmal um die Tafel reichen werde, an welcher er mit seinen Paladinen zecht und täglich zehn Flaschen Johannisberger trinkt, dann komme er heraus und nach Deutschland. Im Jahre 1830 sei großer Spectakel gewesen, und die Salzburger hätten gefürchtet, der rothbärtige Kaiser werde mit seinen fünfmalhunderttausend Mann zum Vorschein kommen, und das österreichische Militär hätte alle Tage scharfe Patronen gehabt, denn der alte deutsche Kaiser sei ein Demagoge und Jacobiner. Aber der gnädige Herr Barbarossa hätte wol nur große Revue abgehalten, denn es sei später wieder ganz still geworden. Uebrigens wäre es ein sehr schlimmer Berg, den die Regierung nicht genug im Auge haben könne, ein Bäcker, ein Fleischer und ein Weinhändler seien hintereinander darin verschwunden. Ueberhaupt müsse der Herr Kaiser im Untersberge dergleichen Geschäftsleute brauchen, denn namentlich seit Salzburg wieder an Oesterreich gekommen sei, und Handel und Wandel dadurch sehr gelitten hätten, da wäre es mit dem Untersberge gar nicht

mehr auszuhalten, seit der Zeit fehlte es ihm gar zu sehr an Geschäftsleuten, und wenn diese Leute immer so verschwänden, so litten doch die Zahlungen, und durch die Zahlungen die Mitbürger.

Merkwürdig genug führt wirklich die Chronik das Jahr 1830 an, in welchem der Kaiser mit seiner großen Armee herauskommen werde. Der Archivarius meinte, der Ausgang sei eng, der Kaiser könne nur langsam seine Kräfte entwickeln, man könne nicht wissen — — darauf erwiderte der Führer, das Gouvernement wisse Alles.

Der Berg selbst sieht muskulös und starknervig aus. Neben ihm ist der Stauffen hingestülpt wie eine phrygische Mütze, ein Rest der großen jacobinischen Erdrevolution, die man ringsum hier so deutlich sieht. Die andern Berge sind Harnische und sonstige Waffen, und wie eine glänzende Riesenrüstung sieht der zehntausend Fuß hohe Watzmann mit seinem schneeweißen Haupte über die niedrigen hinweg nach Salzburg herab. Die ganze Gegend ist ein Bergwirthshaus. Die Feste zu Salzburg ist der Wirth. Die tiefe Nachmittagssonne legte sich eben golden über sie hin.

Vorübergehende sagten uns, oben bei Hallein sei eben ein Berg ins Thal gestürzt. Das durften wir nicht versäumen, die stummen Berge handeln so selten, vielleicht war's ein Vorposten von Barbarossa's Heer. Wir fuhren hin, und fanden wirklich ein kleines Erdschlachtfeld. Die Straße nach Hallein war von einem auseinandergefallenen Berge gesperrt, wie verarmte einzelne Personen und Familien steckten hier und da ein Baum, ein umgestülptes Haus Hand und Arm aus dem Erdschutte. Der Sturz war ohne romantischen Eclat langsam und nach vielem vorhergehenden Geseufze und Gestöhne und Auflösung verkündendem Bröckeln eingetreten. So war kein Mensch verunglückt, aber die armen Leute, welche jetzt bei hereinbrechendem Abend erst merkten, daß sie keine Schlafstelle mehr hätten, sahen recht traurig aus, wie sie mit verstörten Gesichtern die Erde

anstarrten. Der Eine hatte eine Axt, die Zweite einen Topf, die Dritte ein Spinnrad gerettet, und sie trieften vom Regen, denn sie hatten schon ein paar Stunden da gestanden, und warteten, bis die Häuser wieder aufstehen würden.

Dergleichen kann oft in diesen Gegenden vorfallen, denn der Typus der Bergformationen ist steil und senkrecht, und an diese Urknochen hat sich das weiche Fleisch der späteren Erdschichten gelegt. Bei einem regnerischen Sommer löst sich leicht solch eine Schicht von der compacten Bergmasse.

Durch die stillen Dörfer, in denen hohe Mastbäume in Menge aufgerichtet standen, fuhren wir zurück. An den hohen, glattgeschälten Bäumen flatterten bunte Bänder, und die Buben und Burschen klettern daran des Sonntags in die Höhe, und die Mädchen klatschen bei dem in die Hände, der am höchsten klettert. Jetzt lag das Abendroth auf der Feste Salzburg, und sie sah jetzt umgewandelt, stolz und prächtig wie ein Sieger aus, und schlug sich den rothen Himmel wie den Purpur um die Schultern, und sah höhnend auf das kleine Geschlecht mit seinen kleinen Sorgen herunter, das sich abquält in Schweiß und Angst mit den Fragen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?

Als der letzte Sonnenstrahl auf der glänzenden Festung zuckte, da las ich auf ihrem stolzen Antlitze, was sie dachte über das Menschenpack tief unten: Ihr habt keinen Geist, ihr braucht keine Freiheit, die Nacht will ich über euch werfen.

Und die Nacht flog herunter, und wir kamen im Finstern durch die bergige Stadt bis an unsern Gasthof, ließen uns Thee kochen, und tranken ihn aus blaugemalten kleinen Tassen, und sprachen über Dies und Jenes.

22.

Marc Sittich, der Bischof.

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen, und er ließ sie alle in seine Wirthschaft hineinwachsen. Nur der Eine war ein Tischler geworden, und war des Vaters Liebling, weil er ein stilles, fleißiges und geschicktes Wesen hatte. Der jüngste Bube war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über dessen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burschen. Wenn der kleine blitzäugige Bube am Vater vorüberging, so lachte er immer schelmisch, und knallte mit seiner Peitsche, der Vater aber drohte ihm stets mit dem Finger, konnte sich aber doch auch bei seinem Anblick eines gewissen wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren. Die Mutter strich ihm immer, wenn er Abends das Vieh eintrieb, das kurze, krause Haar von der Stirn, trocknete ihm den Schweiß vom kleinen, braunen Gesicht, und steckte ihm ein paar Aepfel oder gekochte Eier in die Tasche. Wenn es der Vater sah, so schalt er sehr, und sagte zu seiner Katharina, sie würde den Buben verhätscheln.

Als der Jüngste mußte er bei Tische das Gebet und den Segen sprechen, und da er eine klare, tüchtige Stimme hatte, so that er das selbst zur Zufriedenheit des strengen Vaters. Dies war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Das Gehöfte und die Aecker waren in Ordnung, die Getreidepreise waren in den letzten Jahren ziemlich hoch gewesen, das schwarzbraune Wandschränkchen hinter dem Himmelbette mit den breitblätterigen Schnörkeln war nicht leer, der kleine Marcus durfte nicht ohne Zubuße bleiben. Und wenn der Alte sagte, es würde den andern Söhnen zu viel entzogen, da erwiderte die Mutter, der Marcus sei ja auch der letzte von ihrer Ehe, und es koste ja doch im Kloster eigentlich nur hie

und da ein hübsch Geschenk aus der Wirthschaft: dafür lerne der Marcus lateinisch und die heiligen Verrichtungen, und es brächte doch auch der ganzen Familie Ehre, und das sei am Ende doch die Hauptsache. Man könnte doch nichts Hübscheres und Rührenderes zu Stande bringen, als wenn ein Glied der Familie dem Herrgott diene, es brächte Segen ins ganze Haus, der Marcus habe ein freies, klares Gesicht, er werde besser aussehen als mancher andere im ehrwürdigen Ornate, und er sei ein anstelliger, aufgeweckter Junge, man könne nicht wissen, wie weit er's bringe.

Der Alte war ein paar Minuten still, und langte dann den von Fliegen heimgesuchten Kalender von der Wand herunter, sah nach dem Quartember, und trug der Frau auf, sie möge ihn heute Abend an die große braune steirische Kuh erinnern, sie habe heute gekalbt, und Marcus sollte es aufschreiben. Dann zog er sich die Manchesterjacke an, und sagte zu seinem Weibe, ob sie sich einmal die Saat mit ansehen wollte draußen hinter dem Erlenholze, es hätte heute Nacht so hübsch geregnet, und der Marcus hüte das kleine Vieh in der Nähe, man könnte sich Mancherlei dabei überlegen. Und die Alte sagte hurtig „Ja", denn sie kannte ihre Ehehälfte, und sie gingen.

Draußen lag Marcus an der Erde auf einer Hügellehne, und hatte frische, saftige Weidenstöcke um sich liegen, und schnitt sich Pfeifen. Nur hier und da warf er einen schnellen Blick auf das Vieh, und wenn es sich zu weit nach der Saat hin richtete, so jagte er wie ein kleiner Feldherr seinen großen schwarzen Spitz nach der bedrohten Seite, daß er das Vieh herüber belle, und lenkte ihn mit wenigen laut geschrienen Worten. Er selbst aber ließ sich nicht stören, und pfiff und jodelte in die Luft hinein. Vater und Mutter waren unterdeß in seine Nähe gekommen; aber obgleich er sie nicht zu bemerken schien, so ward er doch gar nicht überrascht, sondern rief ihnen zu, eh' sie dachten, daß er sie gesehen.

Der Vater sagte zur Mutter: Wenn ich nur gleich an seine Stelle einen Buben für das kleine Vieh hätte, denn der Junge

hütet aufs Beste, stört das Vieh nicht unnöthig im Fressen und läßt's doch nicht aus dem Auge — sieh nur, wie rund und glatt es aussieht. Aber die Mutter wußte immer Rath: Nachbars Anton sei ein geschickter Junge.

Und so kündigte denn der Vater dem Marcus an, er sollte nach der Kirchmeß drüben ins Kloster kommen, um geistlich zu werden. Marcus sah ihn mit neugierigen Augen an, und als ihm die Mutter sagte, daß er dort alle Tage Honigschnitte kriegen würde, da nickte er mit dem Kopfe, und probirte seine eben fertig gewordene Pfeife.

Marcus war schon mehrere Jahre im Kloster, als er eines Tages am Klostergarten ein frisches, schönes Bauernmädchen vorübergehen sah. Sie gefiel ihm sehr, und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offenes Fenster, das Wenige kannten, weil es ganz mit Epheu verwachsen war. Dort pflegte Marcus oft zu sitzen, um Menschen vorübergehen zu sehen, denn er liebte Fleisch und Blut.

Das Mädchen stand still, und als sie mit Mühe erkundet, woher der Ruf käme, und daß es ein Geistlicher sei, der zu ihr gesprochen, trat sie näher. Sie erkannte Marcus und ward roth. Er erkannte sie auch, denn es war die kleine Clara aus seinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Gespräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Marcus die Clara, ihre Geschäfte so einzurichten, daß sie Abends nach der Vesper vorüberginge. Und Clara richtete ihre Geschäfte so ein; denn des Marcus Augen waren noch immer so munter als da er einst das kleine Vieh hütete, und mit ihr beim Brunnen Wasser schöpfte. Sie hatte auch nichts dawider, als er eines Abends die Epheuranken auseinanderschob, den Kopf und einen Arm herausstreckte, und sie küßte; denn das Küssen gefiel ihr.

In müßigen Stunden verfertigte Marcus im Schatten des Klostergartens eine kleine Leiter, und weil das Küssen durch das Fenster hinab so unbequem sei, bat er das Mädchen, heraufzusteigen, im Schatten des Klostergartens sei weicher schöner Rasen, da sitze sich's sehr schön. Und Clara stieg herüber, und sie setzten sich auf den Rasen, und es kamen schöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege sich freut. Marcus und Clara fanden die Klosterstille sehr angenehm. —

Der Prior des Klosters war ein sanfter und gelehrter Mann. Er liebte den Marcus, weil er Alles sehr schnell gelernt hatte. Namentlich schätzte er an ihm einen unbefangenen Scharfsinn, welcher bei schwierigen Stellen der Klassiker stets schnell und leicht ein klares, einfaches Verständniß auffand.

In einer der schönen Sommernächte las der Prior in den Homilien des heiligen Chrysostomus, und stieß auf eine ihm dunkle Stelle — im Eifer des Studiums vergaß er die Nachtzeit und eilte über den mondhellen Corridor nach des Bruders Marcus' Zelle, um ihn zu befragen. Die Zelle war leer, und nun besann sich der Prior, daß es Nacht und sehr auffallend sei, wenn Bruder Marcus sich jetzt nicht in seiner Zelle befinde. Er wußte indeß, daß Marcus ein junges frisches Gefallen an der Natur fand, und vermuthete, daß er sich bei der schönen Nacht im Klostergarten ergehen werde. Dies denkend stieg er in den Garten hinab. Marcus, der mit Clara im Dunkeln saß, und dessen gesunde Hirtensinne noch scharf und aufmerksam waren, hörte den leisen Schritt des Priors, und horchte. Da rief dieser mit lauter Stimme: „Bruder Marcus!" und Clara, heftigst erschreckend, stieß einen gellenden Schrei aus.

Marcus hatte es der nachsichtigen Liebe des Priors zu danken, daß er in eine große Stadt versetzt wurde. Dort machte er viel Glück und war ein gesuchter Beichtvater: er sprach

salbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommirter Geistlicher und stieg von Stufe zu Stufe. Auf der Kanzel war er der Abgott der Frauen, denn sein Auge war immer noch frisch und schön, seine Stimme klang frei wie auf dem Felde, und die Tonsur stand ganz vortrefflich zu seinem muthigen krausen Haar.

An einem schönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verschleierte Dame bitten, ihre Beichte anzuhören. Sie sprach viel von der Erregbarkeit ihres Herzens, und daß sie unwiderstehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Marcus versicherte ihr natürlich, das sei ganz in der christlichen Ordnung, und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte sie, ihre Neigung richte sich dahin, wo Gott allein Ansprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menschenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menschen, Alles zu lieben, und verlange in seiner grundlosen Gnade keine Privilegien. Auf diese demokratische Aeußerung erhob sich die Dame seufzend, und ging. Aus Versehen ließ sie ihr Taschentuch auf dem braunen Brett am Beichtstuhl liegen. Der Prälat war von der wunderlichen Scene überrascht, denn er war gar nicht zur eigentlichen Sünde, noch auch zum Absolviren gekommen, und in Gedanken griff er nach dem Taschentuche. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schooß, darauf stand: „Heiliger Marcus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des bischöflichen Gartens".

Marcus war ein kluger Mann, und in einen Mantel gehüllt stand er um elf Uhr an der Gartenpforte, und sagte der verhüllten Gestalt, sie habe ihr Taschentuch heut im Beichtstuhl vergessen, und wenn sie's nicht übel nehme, so möchte er ihr selbiges einhändigen. Sie flüsterte ihm zu, daß sie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine, warme, pulsirende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des bischöflichen Palastes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Theile die Mäntel ab, und lachten sehr. Es war aber unter dem andern Mantel eine weibliche hohe Gestalt gewesen, die

große Aehnlichkeit mit der Dame hatte, welche denselben Morgen am Beichtstuhle gewesen war.

Der heilige Marcus küßte ihr lächelnd die leitende Hand und sie setzten sich nieder.

Selbige Dame war die Nichte des regierenden Bischofs, und wenn sie Mittags dem Onkel einen Fasanflügel zerlegte, so erzählte sie immer eine rührende gottesfürchtige Geschichte vom Prälat Marcus, wie er die Familie des Bischofs leidenschaftlich verehre, und die christliche Liebe bis aufs Aeußerste treibe.

Prälat Marcus wurde immer öfter zu Tische gebeten, und wenn der Bischof, ein alter, schwacher Mann sich zurückzog, so promenirte er noch mit der menschenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern herum, und erzählte ihr, wie er in seiner Jugend Rohrpfeifen geschnitzt und die Honigschnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Bischofs galt im Stillen für dessen Tochter, und hatte die weißeste bischöfliche Haut, ein römisches Blut und Feuer und zwei große alleinseligmachende päpstliche Augen, des Prälaten Geschichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer ins Stocken, obwol er sonst immer gut zu reden wußte. Er sagte immer, sein bischöfliches Beichtkind sei daran schuld, die Kirche habe ihm aber, Gott sei Dank, die Macht gelassen, zu absolviren. Und Marcus war in jener Zeit reich an nachsichtiger Liebe und Absolution.

Durch den guten Onkel der noch besseren Nichte war Marcus Bischof von Salzburg geworden. Der Onkel war todt, und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne sie ihren großen Schmerz besser verbergen. Einen starken Schleuderschuß von Salzburg, in einem der vielen umherliegenden Thäler baute ihr Marcus aus zarter Erkenntlichkeit ein schönes Lustschloß, und erschöpfte sich dabei in den herrlichsten Anlagen, namentlich mußte das Wasser allerlei Kunststücke

machen, und das Schloß wurde deshalb Hellbrunn genannt. Bischof Marcus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der bischöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn.

Eines Tages trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauernmädchen an, als er aus dem Wagen stieg. Man sah es, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein müsse, und der Bischof schien genau zu wissen, wie lange das her sei; er war sehr herablassend, obwol die Dirne sehr trotzig that. Sie erhielt eine Anstellung in des Bischofs Wirthschaft, und spielte eine ziemlich trotzige Rolle in seinem Hause; ja diese Clara galt bei Vielen für die Hauptperson in der Diöcese, und die jungen Geistlichen wendeten sich meist an sie, denn der Bischof war immer sehr verlegen, wenn sie ihn um etwas bat.

Einst hatte er ihr etwas abgeschlagen, und sie polterte Unglück verheißend im Hause herum. Es war schöne, warme Sommerzeit, der Herr Erzbischof befand sich eben zum Besuch in Salzburg, und der sonst so freundliche Mann ward nach einigen Tagen seines Aufenthaltes sehr ernst und wortkarg. An der Tafel beim Bischof Marcus sprach er fortwährend von einem enthaltsamen, nüchternen Lebenswandel, wies die besten Schüsseln und Flaschen von sich, und klagte bitterlich, wie das Fleisch in der Kirche immer dreister würde. Bischof Marcus war sehr verstimmt, und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der stillen Nichte wieder auf andere Gedanken zu kommen. Bald nach ihm stieg der Erzbischof auch in seinen Wagen, und auch Clara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen spannen lassen, und beide fuhren ebenfalls nach Hellbrunn zu.

Bischof Marcus pflegte an warmen Sommerabenden mit der stillen Nichte in den schönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen, schwellenden Moosbänken, in welche sie sich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergessen. Die Nichte ging wegen der Wärme

nur sehr leicht angekleidet, und der Bischof, für ihre Gesundheit besorgt, streichelte ihr den weißen römischen Nacken und Busen, und legte ihren vollen Arm in sein Gewand, damit sie sich nicht erkälte. Diese Besorgniß steigerte sich, je länger sie in der Grotte saßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden sie durch ein rauschendes Wasserbrausen aufgeschreckt. Marcus war von Jugend auf anstellig und schlau gewesen. Er begriff schnell, was das Wassergeräusch bedeute, warf sein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder, und drückte seine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Wasserstrahlen nach allen Seiten am Eingange der Grotte hervorzuspringen, und den Zugang brausend zu sperren, das Geräusch wurde immer lauter.

Mitten im Garten aber standen der Erzbischof und Clara, und aus allen Wasserspiegeln, aus dem Munde aller Statuen, aus allen Steinen brausten die Wasserströme über das Paar. Heftig versuchte es Clara, den Erzbischof weiter fortzuziehen, und deutete auf die wasserschäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbischof versuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knieenden Bischofs inne wurde, schüttete eine kolossale Steinfigur eine breite Wasserfluth über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, so schnell es seine Kräfte erlaubten, zurück, und erhob ein klägliches Geschrei über Hexen- und Zauberkünste. Clara, fortwährend hinter ihm, beschwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umsonst. Am Eingange des Gartens fiel er halbtodt seinen Dienern in die Arme, und konnte kaum noch lallend den Befehl ertheilen, Clara als eine Hexe zu verhaften.

Am andern Tage starb er in Folge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Bischof Marcus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten, und seine Frömmigkeit in Augenblicken der Versuchung den Anwesenden zu empfehlen.

Clara ward den geistlichen Gerichten überantwortet und wegen Verleumdung einer geheiligten Person und wegen zauberischer Künste im Inn ersäuft. Der Bischof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche selbst über teuflische Hexenversuche den Sieg davontrage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den sittigen Marcus.

So hat die Kirchengeschichte seinen Namen als Marc Sittich überkommen.

All seine Wasserkünste in Hellbrunn, welches die Salzburger Hellabrunn nennen, sind noch wohl erhalten, und der Vorfall mit der stillen Nichte kann noch alle Tage passiren.

Unser Führer hat uns all diese Attrapen gewiesen und erklärt, und er machte sich das schlechte Vergnügen, einige Handwerksbursche, von denen kein Trinkgeld zu erwarten war, wie jenen Erzbischof zu taufen, obgleich in der Grotte nichts zu verstecken war, als ein scheußlich steinernes Weibsbild.

Für den Novellenschreiber hat es etwas Betrübliches, daß alle die lüsternen Pfaffengeheimnisse jetzt von prosaischen Lohnbedienten für wenige Kreuzer enthüllt werden.

Man fährt durch eine schöne Allee von Hellbrunn nach Salzburg. Die Sonne schien so schön wie damals, als Marc Sittig diesen Weg passirte, und wir waren alle einstimmig betrübt, daß die schönen Gemächer des bischöflichen Freudenschlosses jetzt so leer stünden. Der Starost meinte, etwas Sünde und viel Freude sei doch besser, als verödete Tugend, und der Archivarius konnte den römischen Nacken und die alleinseligmachenden Augen gar nicht vergessen, und fragte den Lohnbedienten nach manchem Detail.

Der Lohnbediente lächelte, und that, als wüßte er noch viel. Er war aber ein dummer Teufel, und wußte nichts mehr.

23.

Tirol.

Es war eine recht kindische Freude, die ich empfand, als der Postwagen ins Tiroler Thal hineinfuhr: ich glaubte, noch einmal in ein Stück meiner Kindheit selbst hinein zu rollen, und ich sang wie ich als Bube gesungen hatte: Jo, io, Tiroler machen's so! Die Tiroler hatten mich nämlich in früher Jugend beispiellos amüsirt, sie gingen immer in Sonntagskleidern, sie waren immer lustig, sie sagten zu allen Leuten „Du", sie trugen grüne Hüte und wunderschöne Hosenträger, sie hatten sammtene Jacken, und Blumen und Bänder flatterten an ihnen, und mein Vater sagte mir, daß sie alle mit ihrem kurzen Stutz vortrefflich schießen könnten. Ich dachte, das Land, wo solche Leute wohnen, muß gar zu charmant sein, da ist gewiß alle Tage Sonntag, und die Leute haben gar nichts zu thun, sie verkaufen blos einander ihre bunten Decken, denn Müßiggang schien mir eine Hauptsache fürs Wohlbefinden zu sein. Und in Tirol dacht' ich, da ist's immer grün und warm, und Jeder kann wunderschön singen, und Jedermann lacht und klug sind sie alle, denn sie haben alle so große, klare, frische Augen. Aber entsetzlich weit dacht' ich mir das Land, weit drunten hinter Spanien, und das war eben so schön, daß es weit entfernt lag.

Ich habe viel Jugendirrthümer berichtigen müssen im Lande Tirol, aber meine Freude ist mir nicht genommen worden: dies merkwürdige Ländchen hat mir gefallen vom Anfang bis zu Ende. Es hat ein klares, zweifelloses Gesicht, nicht so viel Klugheit, als ich erwartet hatte, aber einen Charakter ganz und gar. Das ganze Land ist ein Mensch, das ist ein wenig langweilig, aber sicher und behaglich.

Wenn man das Wort Tirol hört, so muß man an lange schmale Thäler denken, die sich kaum auf einige Stunden Breite

erweitern, sehr oft aber zur Schmale eines Gebirgspasses verengen. Ganz Tirol besteht aus drei Hauptthälern, und ist nicht viel größer als die Hälfte der Schweiz. Das Hauptthal läuft von Norden nach Süden in die Lombardei hinein, und ist der letzte Träger des deutschen Dialekts, der dort dem südlichsten Tiroler, dem deutschen Welschen ausgeliefert wird, welcher ein schlechtes Italienisch spricht. Botzen ist sein Mittelpunkt. Dies Hauptthal senkt sich jenseits des Brenners bis Roveredo und den Garda hinab. Die andern beiden laufen von Westen nach Osten, das Etschthal jenseits der Berge, das Innthal diesseits. Außer diesen giebt es freilich noch mehrere kleinere Thäler, wie das Ziller-, das Puster-Thal und andere, sie münden aber alle als Nebenflüsse in diese Hauptströme. Das ganze übrige Land ist steinernes Urgebirge, ein hoher Alpenrücken, nur für Gemsen, Adler und Jäger zugänglich.

Wir fuhren ins Innthal hinein, das sich von Ost nach West über Innsbruck hinaufschlängelt bis Graubünden. Entschlossenheit, Entschiedenheit der Natur trat uns auf beiden Seiten des Weges in stolzen Felsen entgegen, die ihre nackten magern Arme zum Himmel emporstreckten, als forderten sie ihn fragend heraus, warum hast du die Welt nicht weicher und schöner gemacht, da du doch sonst so viel Talent an den Tag gelegt hast, warum Krankheiten und Unfruchtbarkeit und Tugenden aus Unterlassung, warum der am glücklichsten, der am wenigsten thut.

Und da sah ich sie wieder, die bunten Tiroler meiner Jugend mit der melancholischen Heiterkeit, dem Abglanz ihres Landes. Kühn sind die Felsen, aber arm, golden und weich ist der Sonnenschein, aber das Land ist hoch, er wärmt wenig, der Boden ist hart, er zeitigt wenig. Es ist ein armes Land dies Nord-Tirol, kärglich sproßt ein wenig Getreide, aus dem Süden haben sie sich eine demokratische Frucht, den Mais, holen müssen, um sich zu sättigen. Nicht einmal die Schweizer Triften und Matten sind ihnen gewährt, die Berge sind steinig und harter,

unersprießlicher Laune, auch die Viehzucht findet keine Nahrung. Das Alles steht von den Urältervätern her auf den Tiroler Gesichtern, sie sind von Haus ein Volk mit gesunder Leber und Milz, sie lächeln aus der Armuth heraus, aber die Armuth lächelt mit, sie sind ein sauberes Volk. Es ist unbegreiflich, woher sie ihre hübschen Hüte, ihre glatten Jacken, ihre zierlichen Hosenträger nehmen. Sie sind ordentlich und doch keine Philister, sind munter und doch nicht leichtsinnig, sind beschränkt und doch nicht dumm, listig und doch nicht falsch, stolz und doch nicht übermüthig, ernst und doch nicht traurig, vorsichtig und doch voll Muth — sie sind unverfälschte Kinder ihrer klaren, scharf abgegrenzten Berge, sie haben ihr Land getroffen ganz und gar.

Man darf sich unter solchen Natur- und Lebensumständen auch nicht wundern, daß die sanftere Form und Schönheit des Weibes nicht gedeiht — dafür sind Berge und innere Verhältnisse zu rauh. Die Tirolerinnen sind gar nicht hübsch; das wissen sie wol am Ende auch, und das hat sie eingeschüchtert, denn auch ihr Geschmack ist mißrathen. Sie kleiden sich völlig unschön, verstopfen den Leib hinter dicke Ladungen wollener Röcke, und tragen Hüte wie die Männer. Wenn man blos Köpfe sieht, so kann man oft die Geschlechter nicht unterscheiden. Das rauhe unsanfte Bergleben hat auch die weiblichen Züge hart gemacht.

Alle diese Nachtheile kommen aber den Männern zu Gute. Ihre Gesichter sind gestählt und gesättigt mit frischer, scharfer Bergluft, aus den Augen springen die wetterscharfen Berge, von Wange und Lippe strotzt die gesunde, unverfälschte Atmosphäre, der ganze Körper ist geschmeidigt durch die Gefahr der schwindelnden, sich um Abgründe windenden Klippen, durch die Thätigkeit, welche der unebne Boden fortwährend in Anspruch nimmt. Der Tiroler gehört zu den schönsten Männern Europa's, und ich habe oft bei seinem Anblick an einen spanischen Brigand gedacht, der aus einer Schlucht der Sierra Morena herabsteigt und mit dem kernhaften schwarzen Auge umherspäht nach der

dunkeln Ebene, wo die reichen Klöster und Schlösser aus den schwarzgrünen südlichen Bäumen leuchten.

In der Nähe des Lofer Passes, wo die Thalwände sich zusammendrängen wie stolze Feinde, die einander das Weiße im Auge suchen, da trat ein Tiroler Schütz plötzlich um die Ecke, und blieb, die Hand auf seinen Stutz lehnend, stehen, um uns vorüberzulassen. Ich meinte, es sei eine fabelhafte Erscheinung, so grünfrisch-poetisch sah der Bursche aus, wie ein junger Alpenkönig, der eben aus den fliegenden Wolkenschichten trete; der Reif hing ihm um den bauschigen Knebelbart und die langen Augenwimpern, die Augen blitzten wie menschliche Gemsaugen hervor, an der Seite steckte das Messer, welches jeder Tiroler trägt, wenn er auch nur Brot damit schneidet, im Wetter gebleicht, fahlgrün war sein Hut und sein Wamms, unbefangen und kühl wie ein Gießbach sah er in unsern Wagen.

Am Lofer Paß hat es ein fürchterlich Franzosenmetzeln gegeben, nur verwitterte Steintrümmer waren übrig von der früheren Befestigung, der Schütz stand an einem klassischen Punkte, man sah's ihm an, seine Kugeln fehlten selten — er schaute aus wie ein moderner Ritter mit wenig Bildung, aber sicherer Waffe.

In diesen Tiroler Thälern mag die Redensart entstanden sein: die Welt ist mit Brettern vernagelt. Es giebt immer nur einen Weg, auf welchen man vorwärts oder rückwärts muß. Das Volk in diesem Lande muß auch nothwendig todestapfer oder feig werden, es giebt keinen juste oder triste milieu, keinen andern Ausweg, unzugänglich wie Kaufmannsherzen stehen links und rechts die himmelhohen kahlen Felsen, und verschließen die übrige Welt.

Solch eine meilenlange Wand trennt im Innthale Tirol nach Norden zu von Deutschland. Ganz Nord-Europa ist hier zu Ende, man ist für immer abgeschnitten von der Abendzeitung, vom Hofrath Böttiger und von seinen Recensionen — Deutschlands Stolz ist zu Ende.

Nur nach mehreren Stunden schlüpft einmal ein schmales Thal nach Süden hinein, um eine Flucht nach Italien zu suchen.

Es wurde dunkel, und hie und da kam ein Tiroler, und warnte uns gutmüthig vor den Wassern, welche die Wege sakkerisch zerrissen hätten.

Wenn man dem Tiroler das Wort sakkerisch verbietet, fängt er auch eine Revolution an.

In Kurzem war es undurchdringlich finster. Wir mußten aussteigen und einen Nebenweg suchen, die Straße war zerstört. Nur ein schmaler, für den schweren Wagen gefährlicher Aushilfsweg lief in dem engen Thale an den Felsenlehnen hin. Es wurden Leute mit Kienfackeln herbeigebracht, wir tappten unsicher bei dem flackernden Scheine durch die Nacht und die Berge hin.

Ein todtblasses Tirolermädchen ging stumm und gespensterhaft mit der Kienfackel neben mir her. Sie hatte ein wirres, unleserliches Auge, das Niemand ansah, und sprang mit unglaublicher Kraft über die höchsten Felsblöcke. Ich war mit ihr immer der übrigen Karawane voran, und die weit hinter uns einzeln schimmernden Fackeln, und das wüste Gesicht des Mädchens neben mir, regten unheimliche Geschichten meines Busens auf.

24.

Eine Tiroler Geschichte.

In diesem Lande müssen recht traurige Geschichten passiren können, dacht' ich in meinem stillen nächtlichen Sinn, und sah nach den schwarzen Felsmassen in die Höhe, die bei der Finsterniß kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich schmerzhaften Gesichte des Mädchens. Das arme Kind riß sich das Busentuch heraus, als ich so in die Höhe blickte, und trocknete sich

damit die Augen, obwol die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wol sagen, daß sie eigentlich weinen sollte, und sie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Busen sah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, das auf dem Grabe heiliger Todten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tirolerinnen sind keusch und schamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen sein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In diesem Lande passiren wirklich recht traurige Geschichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenschaft in Baumwolle gewickelt, sie äußern sich in baarer, wilder Naturkraft, und frei sind die Tiroler auch nicht, wenn sie sich auch so stellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich gewesen, sie hatte geliebt. War sie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt ihr es wol, ihr stumpf glücklichen Menschen, die ihr gedankenlos in der Fülle eures Behagens hinlebt, wißt ihr es wol, daß diese lachende goldene Sonne Menschen bescheint, welche niemals, ach, das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich gewesen sind, niemals nur den Mantelsaum des fliegenden Glückes gesehen haben!

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch Alles rauscht, was da ist, daß es wirklich Menschen giebt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es giebt solche Menschen! Machtest du sie über Nacht klug, sie liefen auf die Thürme, und stürzten sich herab, um die trostlose Brust zu zerschmettern. Und es sind das nicht immer blos alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur sich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es sind mitunter ganz anständige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf sie herabstürzen, wenn sie plötzlich ihr Unglück erführen. Es ist eine traurige, entsetzliche Poesie um einen Menschen, der da sieht, wie Alles überwältigend

die Liebe bei allen Menschen ist, und der niemals selbst etwas davon erfahren hat.

Ich meine, es sei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elsi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwol es gar nicht klein war.

Elsi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt, beim Hause war ein Gärtchen, im Stalle stand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meisten Tiroler Häusern angebracht ist, war erst vor sechs Jahren blank und fest ausgebessert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handschuhen nach Deutschland, im Herbste kam er wieder, und den Winter über hatten sie Holz genug, saßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Ersparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleisch zu essen.

Es ging der Elsi wirklich recht sauber, besonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr wenn sie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen saß, die ihr der Sepperl geschenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher sagte: Elsi, guten Abend. Denn der Sepperl war ein blitzhübscher Bube, er schoß die meisten Gemsen von allen Schützen im Dorfe, und hatte den schwärzesten schönsten Knebelbart. Als der Vater schon einen Monat fort war, hinaus ins Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein ins Haus, und schüttelte Elsis Mutter die Hand und der Elsi auch und setzte sich.

Elsis Mutter war unten aus Welsch-Tirol, und hatte stechende schwarze Augen, und Sepperl gefiel ihr, und wenn sie die Tochter hinausschickte, so streichelte sie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elsis Mutter noch eine rüstige, hübsche Frau war — Elsi war erst fünfzehn Jahr — so streichelte er sie wieder, er war jung, sie war aus Welsch-Tirol, sie wurden warm mit einander.

Die arme Elsi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burschen mit ihren verlobten Dirnen. Es that ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends so viel zu schicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind schon wieder rauh von Baiern her über die Berge herunterfiel, und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elsis Vater aus dem Reich zurück, und er wunderte sich, daß es noch dunkel in seinem Hause war, machte leise die Stubenthür auf und blieb stehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräusch, als wenn zwei Leute schön mit einander thäten, und sich küßten. Er schüttelte unwillig den Kopf, daß Elsi solchergestalt die Sitte hintansetze, kehrte flugs um, und ging zum Pfarrer, für seine Tochter die Hochzeit zu bestellen; denn er hatte es schon im Frühjahr gesehen, daß Sepperl ein Auge auf sein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauses aber begegnete ihm Elsi. Sie grüßte ihn schön und gab ihm die Hand; er fragte sie aber blos, wer denn eigentlich daheim in der Stube sei, und als Elsi antwortete: „Die Mutter und der Sepperl", da sagte er: Elsi, geh' zum Herrn Pfarr, und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen.

Sie ging, er kehrte um, und trat stumm in seine Stube. Das Weib saß mit entblößter Brust auf dem Bett, Sepperl sprang hastig auf die Seite. Elsis Vater trat an sein Weib heran, und fragte, ob sie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor, und fiel mit seinem blassen Schein über Beider Gesicht. Das Weib war todtenstill; er griff nach seinem Messer an der Seite und stach es ihr tief in die offene Brust. Sepperl schlich langsam aus der Stube; er sah's aber noch, wie das Blut emporsprang und das Weib aufs Bett zurückstürzte.

Es hatte Niemand ein Wort gesprochen, aber Sepperl mußte wol später geschwatzt haben, denn am andern Tage war die Geschichte ruchbar. Elsi hatte bis spät in den Abend im

Pfarrhause auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging sie heim, und da unten Alles finster und still war, dachte sie, die Eltern schliefen schon, und ging hinauf in ihre Kammer, und schlief bis an den frühen Morgen. Im Hause selbst schlief aber Niemand mit ihr als die todte Mutter.

Als Elsi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Messer mit seinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — — die Nachbarn erzählten ihr schonungslos, was sie wußten, und was sie nicht wußten.

Elsi war alt genug, ihr Unglück zu übersehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr sagen will: den Geliebten, und was noch mehr ist: die Liebe, und Alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verstand zu verlieren. Elsi verlor ihn auch.

Aber wer nie geliebt hat in seinem Leben, ist doch noch schlimmer dran.

Von Elsis Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müssen. Elsi saß still in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schooß, und sang die alten glücklichen Lieder; sie putzte sich sorgfältig, weil sie glaubte, der Mangel an Schönheit sei Schuld gewesen, daß sie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Essen, und sie aß mit großem Appetite, war still und sanft, und that Niemand etwas zu Leide.

Eines Abends saß sie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbetts, in welchem jetzt Niemand schlief; denn sie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrloste Dach hereindrang. Sie summte leise ein altes Lied, da ging die Thür auf, und Elsi sprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl". Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war Sepperl, der von Wien desertirt war; sie schien ganz vernünftig zu sein, so lange sie mit ihm redete. Er stellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein anderer Ausweg übrig sei, als aufs Gebirg zu fliehen, denn wenn man seiner

habhaft würde, erschösse man ihn. In diesem Augenblicke sei er halbtodt gehetzt, und bedürfe einer stärkenden Ruhe, im Gebirge sei's noch kalt und rauh, Elsi solle ihn vierundzwanzig Stunden beherbergen.

Elsi nickte mit dem Kopfe, er verschlang hungrig ein Stück Brot, das auf dem Fensterbret lag, dann fiel er todtmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geschehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf sank bleiern auf seine Augen. Elsi ging, und riegelte die Thüre zu, dann legte sie sich angekleidet neben ihn aufs Bett, und schlief nicht, sondern sah den Schläfer an mit offenen Augen, obwol sie wenig an ihm sah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, sah das Mädchen neben sich halb aufgerichtet sitzen, sah seine Lagerstätte, und fuhr entsetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elsi umklammerte seine Knie, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elsis Wahnsinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um sich einzurichten für seinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin, und brachte Elsi das Frühstück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elsi schob den kleinen Schieber am Fenster auf, und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl ist wieder da", sagte sie.

Sepperl erschrak des Todes in seinem Versteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt, sie vom Sepperl sprechen zu hören, achtete nicht darauf, sondern ging, sich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum ersten Male der Gedanke von ihrem Irrsinn, aber wenn sie sich zu ihm wendete, sprach sie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der schlimmen Stube zu Muthe; er machte sich indeß zu thun, suchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elsis Vater zusammen, putzte das Gewehr, und machte sich reisefertig. Der Elsi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, seinen Namen zu nennen; als sie aber kam,

sagte Elsi wiederum: Der Sepperl ist da, ich darfs aber nicht sagen.

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre schreckliche Lage; er sah auch, daß sie nichts that, und sich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angstvoll nach dem Abende, er schmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück lastete wie Verdammniß mit der niedrigen Stube auf seiner Brust.

Elsi war unterdeß lieb und zärtlich gegen ihn, und sprach kein thöricht Wort.

Es ward Abend, und er machte sich reisefertig. Elsi that's auch. Er fragte. Sie wolle ihn bis ans Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abschlagen wollte, weinte sie bitterlich.

Sepperl suchte sie zu beruhigen, und streichelte ihr zum ersten Mal die Wangen, und küßte sie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerstrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und sie preßte ihn küssend und wieder küssend, so heftig an sich, daß es ihn schmerzte.

Er steckte so viel Brot, als im Hause zu finden war, in die Jagdtasche, und sie gingen; was er mit ihr beginnen sollte, wußte er selbst noch nicht.

Es war Abend. Sie schlüpften zwischen Häusern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte, und kauerte sich hinter einen Zaun. Als Elsi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, schon da, und fragten sie, wohin sie bei so später Zeit noch gehe.

„Ich geh' mit dem Sepperl auf die Berge, sie wollen ihn todtschießen."

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren österreichische Militärs, die ihn verfolgten. Er huschte so leise als möglich auf der Erde hin, und fiel in eine Grube, duckte sich zusammen und regte sich nicht.

„Sie ist nicht klug", sagte ein Tiroler, welcher dabei war, aber Elsi setzte hinzu: Hier hinter dem Zaune sitzt er.

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte sich der Grube. Sepperl spannte seinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer".

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüsse knallen hinten drein, man setzt ihm nach, nur der Tiroler und Elsi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elsi ruft ängstlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Bursche und kannte alle Wege und Stege — erst ein paar Jahre nach diesem Vorfalle ist ihm oben auf dem höchsten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat sehr mager und alt ausgesehen, sein Haar ist grau gewesen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdeß gewachsen. Er lebt nur von Gemsenfleisch, und es sollen noch mehrere solche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Conscription entflohen sind. Sie wagen sich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement ist unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersschwach mit sechzig Jahren herabgekrochen sei, verhoffend, man habe sein vergessen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben gestraft. Wie bei den Türken und Persern existirt auch das Heimfallsrecht bei solchen Personen: jener Mann hat neunzigtausend Gulden besessen, welche dem Gouvernement verfallen sind. —

Der Tiroler, welcher mir die Geschichte mit Elsi und Sepperl erzählte, als er mich so betrübt und verwundert über ihren Anblick sah, setzte hinzu, man wisse nicht, ob sie mit dem Sepperl wol zusammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felsen gesehen, und hasche begierig nach Zunder, Pulver und Blei, womit sie wahrscheinlich den Geliebten versorge. Sie spreche übrigens kein Wort mehr, trockne sich aber immer die trocknen Augen, wenn sie hinauf nach den Bergen sehe.

Der Tiroler erzählte mir Alles in ihrer Gegenwart, sie hörte aber nichts, sondern leuchtete uns schweigsam wie ein

Marmorbild über die schmalen Balken, welche man in die brausenden Bergwasser geworfen hatte, um die Communication herzustellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verschwand sie plötzlich auf der Seite, wo die Felsen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu suchen.

25.

Innsbruck.

Als wir durch die Wasser hindurch waren, kehrten wir in einem Wirthshause ein, um zur Nacht zu essen. Die Leute waren so still geschäftig, melancholisch freundlich, wie man die Tiroler meist in ihrem Lande findet. Auf der Landstraße und in der Fremde sind sie am meisten gesprächsam und lustig. Witz und Humor haben sie niemals, dafür sind sie ein zu anfängliches Volk. Sie sind zufrieden, und diese Zufriedenheit gewährt ihnen eine ruhige Laune, in welcher sie die liebenswürdige Beschränktheit niemals irr werden läßt.

Nur die Intelligenz macht unzufrieden.

Die Tische waren sauber gedeckt, ein langes, sanftes Mädchen, das immer roth wurde, wenn sie Jemand von uns jungem Volk anredete, servirte uns ein ärmlich Essen. Die „Zeitung für Tirol und Vorarlberg" lag auf dem Tische, ich freute mich, daß das kleine Land doch auch seine eigene Zeitung habe. Es war lauter Türkei darin, und der österreichische Beobachter machte französische Blätter herunter, von denen die Tiroler nichts wußten. Die Juli-Revolution haben sie durch Reisende erfahren, aber immer noch früher als die Spanier, die doch näher an Frankreich wohnen, und erst im Winter 1831 französische Märchen hörten, weit, weit her, wie die Vorfälle von König Artus Tafelrunde.

Es saßen aber doch ein paar Tiroler im Winkel, die sich von erschrecklichen Dingen erzählten, welche drüben hinter den Bergen geschehen sein sollten.

Vor der Thür fanden sich Tiroler Musiker ein, und begrüßten uns mit sanften Tänzen. Diese Sitte hat etwas Gastfreundliches und Heimliches, sie kamen auch nicht mit dem Notenblatte, um etwas zu haben, sie spielten ihre Weisen aus dem Kopfe, und als wir ihnen etwas schenkten, waren sie dankbar und vergnügt wie die Kinder.

Tirol ist überhaupt das Land der großen Kinder. —

Da ich den andern Morgen im Wagen erwachte, war das Thal breiter geworden, und die Sonne lag wie ein jungfräulicher Kuß darauf. Links öffnete sich das Zillerthal, das sich heimlich und traulich in die Berge hineinschleicht. Bei der Umspannung sagte mir ein Tiroler, da drin im Zillerthale sitze in einem einsam gelegenen Häuschen ein recht armes Mädchen, deren Schatz sei vor mehreren Jahren ausgezogen mit seiner schönen Jodelstimme, und das Mädchen wartete noch immer mit Schmerzen, daß er wiederkommen werde, und an jedem Morgen dächte sie, heute sei der rechte Tag, und sehe ins Thal hinunter. Aber der rechte Tag sei noch immer nicht da.

Als ich ihm sagte, der Schatz möchte wol ein ander Mädchen und Unterkommen gefunden haben, und käme vielleicht gar nicht wieder, da schüttelte er lächelnd den Kopf, und sagte: Das thut kein Tiroler, jeder Tiroler ist treu.

Und wirklich sind sie das wiederum wie die Kinder, und wie ein anfänglich Volk, dem die Treue, auch die dümmste, Religion ist. Man erzählt unglaubliche Beispiele. Erst vor Kurzem war ein Tiroler wieder gekommen, der draußen ein steinreicher Mann geworden war, und die schönsten Mädchen hätte heiraten können. Er war wiedergekommen, um seiner Gretli Wort zu halten, und als er die Gretli abgemagert, elend wiedergefunden, als sie ihm auch gar nicht mehr gefallen hat,

so ist er doch seinem Versprechen treu geblieben, und hat sie geheirathet, und lebt jetzt recht freudlos mit ihr.

Ist das nicht eine rührende, beschränkte Treue? —

Immer breiter wurde das Thal, immer grüner und sonniger, der Wagen rollte durch Hall, das über und über in Dampf gehüllt ist von den Salzsiedereien. Auf breiter, glatter Heerstraße, an welcher strotzende Obstbäume prahlten, tanzten die Pferde im lustigen Sonnenschein, ein bunter Tiroler nach dem andern kam vorüber, die Berge traten höflich, aber hoch und schön immer weiter zurück, immer herrlicher ward das weite Thalbecken, io Tirol! jauchzten wir alle, es war gar zu schön — Innsbruck lag vor unsern Augen.

Rings ist Alles von den hohen Bergwänden geschlossen, nur zu den befreundeten Tirolern stehen die Thalwege offen, nach Deutschland schützt die steile Martinswand mit ihren Genossen, nach Italien der stolze hohe Brenner, Raum zum Spielen und Springen ist im breiten Thale genug — hier wollen wir Hütten bauen, riefen wir alle, von nirgends her kann eine Störniß dringen.

Ich weiß keine Stadt, in welcher deutsch gesprochen wird, welche meinem Auge, meinem Herzen so gleich einer Geliebten mit offenen Armen entgegengekommen wäre, als Innsbruck. Nur Wien brachte mir auf der Spinnerin am Kreuz noch mehr, noch raschere Küsse, aber ich wußte es schon, daß in Wien so viel Oesterreicher wohnten, ich wußte es, daß es eine unkeusche Stadt sei.

Daß der Sonnenschein wie blankes Gold zu Innsbruck auf allen Thürmen, allen Dächern lag, mochte wol auch viel dazu beitragen. Ich liebe den Sonnenschein wie die Augen, ich suche ihn wie die Pflanze, ich bete ihn an wie ein Peruaner. Wenn es düster und regnerisch wird, da mögen wol die Felsen um Innsbruck bedrohlich zusammenrücken und traurige Demonstrationen gegen die Stadt machen, und in der goldenen Sonne zu Innsbruck mag es ein wenig langweilig werden.

Aber ich frage nicht, wie wird das schöne Mädchen aussehen, wenn es Runzeln hat! Ich ging mit einem wunderlichen Wohlbehagen unter den Arkaden der Stadt hin, wo man Versteckens mit der Sonne spielen kann. Die Tiroler hatt' ich mir eigentlich nie eine bedeutende Stadt bildend denken können. Sie sind auch hier meistens entartet, oder sehen aus, als ob sie nur zum Besuche da seien. Der Tiroler gehört aufs Land, dort ist er eine Notabilität. Es ist merkwürdig, wie edel er auch in Lumpen aussieht, das feierliche, edle Gesicht eines Tiroler Bettlers mit den stillen, regelmäßigen Zügen setzt Einen in Verlegenheit. Sie sahen alle aus, wie hochgeborne Granden, die hinter den verborgenen Thälern einen Carneval aufführen mit grün und rothen Bändern.

Aber fein stolz auf Innsbruck gehen sie umher, fein stolz auf ihre Hauptstadt. Ich glaube, sie ließen sie während der sechs Wochentage leer stehen, und kämen blos des Sonntags her, um die Kirchen zu besuchen, auf den Straßen herum zu schlendern, auf der Innbrücke zu stehen, und die Tiroler Berge anzuschauen — das thäten sie, wenn die äußeren Landstraßen nach Innsbruck plötzlich verschüttet würden, und die Bewohner der Stadt nicht mehr bestehen könnten. Sie haben ein Faible für Innsbruck. Bozen ist viel bedeutender in Lage und Wohlhabenheit, die Blüthe Tirols rankt sich da zusammen, aber Innsbruck ist die alte Jugendgeliebte, sie hat ihre heißesten Thränen, ihre besseren Thaten gesehen, es ist ihr Heiligthum, das Mekka der Tiroler.

Da drüben, einen Büchsenschuß von der Stadt, liegt der Berg Isel, wo die Baiern wie die Spatzen erschossen wurden, wo sie sich zuschrieen: „Ein Hundsfott, der nicht seinen Mann trifft", wo ihre Stutzen an einem Vormittage fünfundsechzig Officiere niederwarfen, diese Innbrücke hat Hofer geheiligt. Hier kreuzte er seine Arme und stürzte durch den Kugelregen auf die Feinde, und rief: „Vorwärts Tiroler! St. Georg und mein Bart werden euch als Schild dienen".

In und um Innsbruck liegt die Quintessenz des Tiroler Ruhms, sie lieben es wie die Juden Jerusalem, wie die Römer Rom, wie die Franzosen Paris. Wenn man einem Tiroler begegnet, so frägt er: Wo bist du her, und hast du Innsbruck gesehen?

Die Stadt zieht sich mit ihren elfhundert Häusern von Deutschland nach Italien hin, und hat für mehr als zehntausend Einwohner Platz. Eine lächerliche Merkwürdigkeit ist das goldene Dach, dessen Bedeutung schon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Tasche hat es angelegt, und es ist eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln.

Auch der Gedanke solch einer goldenen Prahlerei ist durchaus nicht tirolisch. Der Tiroler erwirbt gern Geld, und er verschleudert es auch nicht so schnell und leichtsinnig wie der habsüchtige Italiener, aber es hat ihm auch keinen so todten Werth wie dem geizigen Schweizer. Er liebt das Schmucke, er kauft viel, und giebt ohne Bedenken zwei Dritttheile seines Erwerbes für einen schönen Hosenträger, ein feines Hemd und eine weiche Sammtjacke. Er ist viel zu eitel und zu reinlich, um mehr als ordentlich zu sein.

Eins aber beweist dies goldene Dach, das schon Jahrhunderte lang unangetastet liegt: die Ehrlichkeit der Tiroler. Es hat sich noch Niemand an einem Ziegel vergriffen. Ich glaub' es gern, daß der Versuch des Diebstahls am Zusammenhange der Masse und der sonstigen Beschwerlichkeit scheitern würde, aber englische Industrieritter hätten gewiß schon hundert Versuche gemacht. Ein Diebstahl ist in Tirol eine arge Seltenheit, und wenn einer vorfällt, so ist der Dieb gewöhnlich aus Italien oder drüben aus Steiermark.

An Kirchen und Heiligenbildern fehlt es in Tirol, namentlich in Innsbruck nicht: der Tiroler ist nicht nur fromm, er ist noch wacker abergläubisch. Es war kein geringer Grund zum Aufstande, als die bairische Regierung die geistlichen

Komödien und Wallfahrten untersagte, welche die Tiroler in großen Schaaren besuchen. Jetzt ist kaum ein Ländchen in Europa, wo der Katholizismus und die patriarchalische Hierarchie noch so üppig, warm und feist gediehen, als Tirol. Spanien und Portugal sind skeptischer, und in Italien wuchert bekanntlich nur die Sinnlichkeit oder gar die Liederlichkeit des Katholizismus. Das ist um so auffallender, da man von den vielen Wanderern aus Tirol, die mit Teppichen und dergleichen in Europa herumziehen, und dann zurückkehren, einen profanirenden Eindruck in der Heimat erwarten sollte. Aber die Tiroler heulen mit den Wölfen, sie hüllen sich in Schafskleider, doch die Tiroler Stimme, die Tiroler Haut bleibt von allem Aeußeren unberührt. Sie sind für kein Contagium empfänglich, auch die Cholera hat keiner mitgebracht. —

Nächst Hofer ist der Kaiser Max eine Hauptperson in Innsbruck. Er hat in der Hauptkirche ein eigenthümlich Denkmal. Hinter einem Eisengitter steht eine Art Sarkophag, auf welchem mit der größten Zierlichkeit in lauter kleinen Nürnberger Hautreliefs seine Schlachten abgebildet sind. Es ist sehr bezeichnend, daß man ihn durch solche kleine charmante erhabene Sächelchen verherrlicht hat, diesen letzten deutschen ritterlichen Sanguiniker mit der braven Liebenswürdigkeit. Ein schnurriger Pendant zu seiner Geschichte, dessen Schalkhaftigkeit dadurch erhöht wird, daß es die Tiroler mit den niedlichen kleinen Schlachten ganz ernsthaft meinen. Dieser brave, ein wenig beschränkte, poetische Kaiser Max, was unternahm er für gewaltig ritterliche Dinge, und hatte nie Glück, erreichte nie etwas, gewann nie Einfluß. Er war der schönste deutsche Schauspieler, der noch einmal die Romantik, das persönliche Heldenthum spielen wollte zu einer Zeit, wo die antiromantische Vernunft erfunden wurde. Zu Innsbruck in der Kirche ist sein gar zu treues Denkmal.

Ein entarteter Tiroler, der mir die Martinswand wies, erzählte, eigentlich sei's kein Engel gewesen, der ihn gerettet,

sondern ein Gemsjäger, und der Kaiser Max habe ihn dafür geadelt, und seine Familie existire noch. „Aber" — setzte er echt tirolisch hinzu — „auf die Martinswand ist noch kein Tiroler hinaufgekommen, und herunter erst gar nicht." —

In unserer Wirthsstube gab's so viel Bilder von Hofer, als Couverts auf dem Tische. Aber der gute Kaiser Franz hing einsam hinter dem Ofen, von Fliegen verunglimpft. Das ist nicht bös gemeint, das Schicksal hat's so gefügt. Und Hofer hat den Leuten wirklich einen großen Gefallen gethan. Damals gewährte er ihnen eine Art Mittelpunkt, und das thut er heut noch. Für die besten Gedanken brauchen die Völker Fleisch und Blut, sie müssen sie wie der Apostel Thomas mit Händen greifen können.

Diese Incarnation hat aber Deutschland immer noch gefehlt. Wir haben gar keinen gemeinschaftlichen Helden, und das ist unser Unglück. Blücher war ein Preuße, Carl der Große ein Franke, Luther ein Protestant, Heinrich der Finkler mußte die Wälder ausrotten, und hatte für die Menschen keine Zeit, die Hohenstauffen liebten nur Italien, Friedrich der Große nur Frankreich — wir hatten noch keinen Helden und haben keinen. Nur Klopstock und die vaterländischen Mystiker können am Strohfeuer von Worten warm werden, und sich mit Hermann trösten, mit Hermann und Thusnelda und mit Thusnelda und Hermann. Andern vernünftigen Leuten, die gern was Rechtschaffenes lieben möchten, ist das zu lange her, und es geht uns kein Landwehrmann ins Feuer, wenn wir ihm sagen: Im Namen Hermanns und Thusneldens, Michel drauf! Was kümmert den Michel Hermann und Thusnelda!

Es ist eine Schwäche, das Heldenthum der Personen und Namen; durchgebildete Völker entwachsen ihr, aber es ist eine poetische Schwäche, wenn der Name wirklich auf eines Helden Stirn, auf der Stirn des tüchtigsten Mannes steht. Nur ein Volk, das keine andere Vereinigung hat, als den Namen und die Sprache, ein solch Volk muß einen Helden haben, bei dessen

Namen ihm das Wasser in die Augen schießt. Es ist leider in Deutschland zu viel Republik in Kunst und Wissenschaft: da giebt's ein immerwährendes Guillottiniren, links und rechts fliegen die Köpfe der Herrscher, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und zu viel Republik unter den Notabilitäten aller Art. Bin ich nicht sehr liebenswürdig, daß ich zu viel Republik finde?

Es ist in Deutschland zu wenig Außerordentliches, durch Größe Ueberwältigendes. Das Land hat sein Heroenzeitalter übersprungen, es hat sich zu früh etablirt, hat die Kinderkrankheiten des Heldenthums nicht durchgemacht, daher seine Armuth, sein Siechthum.

Tirols Kinderkrankheit war der Aufstand von 1809, und Andreas Hofer war sein Arzt, Beichtvater und Todtengräber, das frühere Geschlecht ist freilich dabei zu Grund gegangen, aber in einer frischen, schnellen Krankheit, die eine gesunde Trauer zurückläßt, und im Namen Andreas Hofer hat die neue Generation ein Bannerwort bekommen für alle Zeiten. Andreas Hofer ist ein moderner Schutzpatron Tirols geworden, und er hängt nicht umsonst in allen Wirthsstuben.

26.

Andreas Hofer.

Durch Immermann's „Trauerspiel in Tirol" und ähnliche Bücher ist es Mode geworden, den Hofer immer nur für eine große Puppe anzusehen, welche die Pfaffen am Draht zogen. Er war eine Puppe, aber eine lebendige, er haßte nicht blos auf Geheiß, er haßte vom Herzen, und liebte vom Herzen. Und sein Haß traf nicht blos, wie die Pfaffen wollten, die Franken und Baiern, sein Haß traf auch den Adel, seine Liebe umfaßte nicht

allein die unantastbare Kirche, sie war eine demokratische. Und der ganze Aufstand war nicht blos eine blutige Posse, zum Vergnügen des Hauses Habsburg aufgeführt, er stammte wirklich von der Freiheit. Das Pfaffen- und Habsburgthum haben seinen Glanz getrübt, aber sein Element nicht verändert. Die „rothen Hosen" des österreichischen Kaisers haben allerdings ihre Rolle dabei gespielt, aber sie waren nicht das Motiv des Stückes.

Es war eine verwickelte Geschichte um den Preßburger Frieden und um die Ursachen, daß in der Nacht des 10. April 1809 der Aufstand losbrach in Tirol, ich habe hier auf der Reise nicht Zeit genug, sie ausführlich zu erzählen. Oesterreich hat viele seiner kleinen Klugheiten dabei entwickelt, die seinem Verstande immer Ehre machen werden. Ohne viele Umstände gab es Napoleon Tirol in den Kauf, als er es verlangte, man kannte zu Wien das ehrliche, offene Tirolerherz auf und nieder, und trat die Provinz viel leichter ab, als jede andere. Mit dem Paragraphen dieser Abtretung ward dem Napoleon der Uriasbrief eingesiegelt in die Friedensdepesche; das wußte man. Es war eine vergiftete Hostie, die den Frieden weihte.

Oesterreich behandelt nämlich seine Provinzen immer wie die Kinder, denen man in kleinen Ungezogenheiten den Willen läßt, damit sie nur sonst artig bleiben. In Tirol wohnten die kleinsten Kinder, denen man all die garstigen Angewöhnungen von Nationalität, Privilegien, Selbstbesteuerung und dergleichen durch die Finger gesehen hatte. So waren die Tiroler meist guter Laune gegen Wien.

Napoleon aber und das damalige bairische Gouvernement, welchem Tirol zugefallen war, verfuhr mit der neuen Provinz wie mit einem erwachsenen Menschen, welcher Härten und Uebelstände zu übersehen vermag gegen allgemeine, weitaussehende Vortheile, gegen moderne Verbesserung. Das erzeugte das lebhafteste Mißbehagen gegen die neue Herrschaft. Der Tiroler sieht von einem schmalen Thale bis zum andern, seine Pupille gewöhnt sich nicht ohne Schmerz plötzlich an weite, breite

Weltreformen. Diese total falsche Behandlung war der erste Grund zum Aufstande.

Tirol ist fromm, man tastete seine Kirchen und Priester an. Die Priester schrieen „Anathema!“ Tirol ist nicht blos fromm, es ist abergläubisch — die Priester legten einen breiten zweiten Grund zum Aufstande.

Tirol ist arm; man verlangte höhere Steuern von ihm, das war ein dritter Grund. Aber das waren Alles nur Dinge für Einen, der durchaus Gründe haben wollte. Die Hauptsache waren lauter Empfindungen, für welche sie keine Worte hatten. Das Tirolerthum war bedroht. Jede Aenderung, jedes Neue ist einem stabilen Volke wie dieses ein Gräuel. Sie ahnten es, daß am Ende auch ihre Hosenträger, ihre grünen Hüte, ihre bunten Bänder bedroht würden, sie ahnten es, daß man ihnen am Ende gar den Stutzen nehmen könnte. Und Alles geschah, ohne daß sie gefragt wurden — die ganze Freiheit mit all den Freuden, Rechten und Ungezogenheiten, welche in diesem Worte liegen, war gefährdet. Das lag dem Dümmsten vor Augen, wenn er nicht mehr thun und lassen durfte, was früher.

Und um die Freiheit handelte sich's wirklich in diesem Aufstande, wenn sie auch einen andern Rock trug als gewöhnlich, wenn sie auch verdächtigt wurde durch das Zulächeln Oesterreichs.

Die Tiroler sagten untereinander, sie wollten diese Wirthschaft nicht leiden, und gingen still zu Rathe, wie das zu ändern sei. Nun wohnte auf dem Sande zu Passeyer ein großer, gewaltiger Gastwirth, der war in ganz Tirol bekannt wegen seines enormen Appetits, seiner herkulischen Leibeslänge und wegen seines erschrecklich großen, schwarzen Bartes. Dieser Mann aß und trank mehr, als jeder andere Tiroler, führte ein entschlossen Regiment im Hause, und auch die Weiber hatten ihm gar nichts an. Man wußte zum Beispiel, daß sein Weib den großen Bart nicht leiden konnte, und daß er ihn nur wachsen ließ, um aller Welt und seiner Frau zu zeigen, daß er Herr im Hause sei.

Bei diesem Manne, der von der Natur zu einem Anführer bestimmt schien, versammelten sich die unzufriedenen Tiroler, und schworen, sie wollten halten zu Tirol, ja, sie verschworen sich gegen die Franken und Baiern auf Leben und Tod, und tranken dazu Botzener Wein beim Sandwirth zu Passeyer, und der Sandwirth trank mehr, als alle.

Dieser Sandwirth mit dem großen Appetite, großem Leibe und großem Barte ist aber Andreas Hofer.

Noch ehe sie mit einander einig waren, daß man zum Stutz greifen müsse, war Hofer mit einigen Verschwornen hinabgestiegen nach Grätz, um mit Oesterreich zu unterhandeln. Der Erzherzog Johann nämlich war der Naturforschung wegen bereits längere Zeit in den Kärntner Gebirgen umhergezogen, um für die Tiroler Natur rasch bei der Hand zu sein. Er empfing den langen und breiten Andreas auf das Vortrefflichste, und als ihm Hofer sagte, sie wollten losschießen in Tirol, wenn nur Oesterreich hinterdrein schießen wollte, da klopfte ihn der Erzherzog auf die Achsel, und versicherte ihn, die Sache sei ganz in der Ordnung.

Dieser Moment der letzten Zeit ist so überaus interessant, weil Oesterreich eine Revolution angestiftet. Wenn ich den Namen Oesterreich höre, so denke ich an Olmütz und Munkatsch, wo Lafayette und Ypsilanti, zwei Freiheitshelden, geschmachtet haben, ich denke an den „Oesterreichischen Beobachter", an Mehlspeisen, an das leere Lächeln eines ganzen Volks, das man verwahrlost hat, ich denke an die friedliche Hofburg in Wien, an Wiener Walzer, an den Staberl, an die langen ungarischen Grenadiere; aber das Wort Revolution fällt mir nicht ein. Ich sehe die im Kerker zerstörten Wangen, die zertrümmerte Brust Ypsilanti's zum letzten Male schmerzhaft Athem holen, und die gequälte Seele aushauchen, aber an eine Revolution denk ich nicht.

Und dort, dort zu Grätz unterhandelte der österreichische Erzherzog mit einem Gastwirth aus Tirol um eine Revolution,

er schloß den Contract ab, und Hofer ging zurück guten Muths, und trank eine Flasche Botzener mehr, lud seinen Stutzen, und die Geschichte ging los.

O Oesterreich, Oesterreich, hast du keine nächtlichen Erscheinungen, wenn du gegen die Freiheit agirst, siehst du sie nicht, die schönen, wohlgebildeten Tiroler Leiber, die blutbefleckt, von Kugeln zerrissen, in den Schluchten lagen, oder die der grüne Inn herabschwemmte bis in die Donau?! Fällt dir's nicht manchmal ein, daß ums Jahr Neun zuweilen bunte durchschossene Bänder an den Wiener Bastionen auf der Donau vorbeischwammen hinab nach Ungarn, und daß die Leute sagten, die Bänder kämen aus Tirol herab, und dort gäb's viel Unglück.

Nein, solche Dinge fallen dir nicht ein, und ich lobe dich drum, du hast Recht, es wäre eine Sentimentalität, um derentwillen ich dich auslachen würde. Ein absoluter Staat muß kein Gewissen haben, sein Vortheil ist sein Gesetz. Daß Oesterreich Tirol aufreizen und dann im Todesunglück verlassen konnte, das ist ein Beweis seiner absoluten Größe. Ich weiß, daß Kaiser Franz bittere Thränen um seine armen, braven Tiroler geweint haben mag, ich seh' ihn mit seinem quälenden Weh in der Hofburg umhereilen, und die Hände ringen um die armen Tiroler, die man zusammenschoß, aber Oesterreich ist mehr als Kaiser Franz; die Götter vermochten nichts gegen das Fatum.

Unter solchen Umständen ist der Tiroler Aufstand ewig merkwürdig.

Und der Sandwirth von Passeyer sagte zu seinen Brüdern: Es ist alles richtig, man wird uns helfen. Geht hinab, und ordnet Alles an. Die Zahl der Verschwornen war aber angewachsen bis auf Sechshundert, und diese Sechshundert bewahrten das Geheimniß mehrere Monate. Das können nur Tiroler, die alle dasselbe wollen.

Am neunten April waren die Bäche, welche von den Bergen kommen, mit Sägspänen bedeckt, und auf dem Inn schwammen

Breter und Balken mit Fähnchen bepflanzt ins Thal hinab, um den tiefer Wohnenden anzuzeigen, daß man im Gebirge fertig sei. Und in der Nacht zum zehnten April blitzten auf den Bergspitzen Fackeln in die Höhe, in den Dörfern antworteten große Feuer, die Sturmglocken dröhnten, Alles, was eine Waffe führen konnte, griff darnach, und durch die dunkle Nacht strichen die langen Gestalten dahin nach den Sammelplätzen still und verschwiegen; nur die Priester, das Crucifix in der Hand, predigten. Als die Sonne kam, brachen sie herab auf die fremden Truppen wie die zerschmetternden Bergwasser, „zerreißt die Schurken mit den Zähnen", schrie der lange aus dem dunkeln Haufen ragende Hofer, und wie eine sicilianische Vesper brauste die Tiroler Rache durch die Thäler, die Stutzen knallten, die Tiroler johlten mit tödtlicher Stimme, die Getroffenen schrieen nur einmal gellend, die Berge rauchten, der Inn blutete — binnen wenig Tagen war Tirol gesäubert.

Das war die Frühjahrsarbeit der Tiroler Landleute, denn kein Edelmann hatte sich sehen lassen, auch die Städter hatten nur voll Theilnahme zugeschaut — die Urbewohner, die der harten Muttererde am nächsten, hatten allein den Boden gereinigt. Es war eine legitimirte Bauern-Revolution.

Nun schickte Oesterreich ein jämmerlich Häuflein Truppen, das langsam die Ferse hob, und sich nach dem Rückzuge umsah. Die Tiroler meinten, sie würden abgelöst, und gingen heim, der Adel ward nach Baiern zusammenberufen, von Wien kamen ein paar magere Worte, und Hofer warf sich weinend wie ein Kind an die Erde — er übersah mit der Wuth eines getäuschten Demokraten das ganze Elend, er fluchte den unnützen Junkern, er fluchte dem trügerischen Wien. „Gulden, Gewehre, Lebensmittel, Kanonen brauchen wir, und da wollen sie uns mit Worten abspeisen", rief er zähneknirschend.

Armer Hofer!

Unterdessen hatte Napoleon die verworrene mörderische Schlacht bei Wagram geschlagen, über Salzburg herein ergossen

sich die Franzosenheere, und Lefèvre, der Herzog von Danzig, drang gegen Tirol.

Die Baiern saßen wieder in Innsbruck. Das ertrug Hofer nicht, er kam wieder herunter von den Bergen, der Krieg begann von Neuem und mit noch größerer Wuth. Listig zogen sich die Bergbewohner in die Schluchten zurück und verlockten da hinein die Feinde, in die Klüfte des Brenner. Dort hatten die Tiroler Felsblöcke und halbe Berge beweglich gemacht, und stürzten sie zerschmetternd auf die Feinde. Das gab eine Niederlage im drückendsten Sinne des Wortes.

Hofer nahm von Neuem Innsbruck und ward Dictator von Tirol. „Ihr könnt als Baiern nicht leben, auf denn, seid Tiroler bis in den Tod!“ rief Andreas mit lauter Stimme zu Innsbruck.

Bis in den Tod — Oesterreich schloß den Wiener Frieden und trat Tirol wiederum an Baiern ab — wer den Krieg noch fortsetzte, war ein Rebell, der erschossen wurde. Und Hofer wollte sterben als freier Tiroler, und setzte trotz allgemeiner Entmuthigung den Krieg fort.

Von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht ward er getrieben, es wurden der Stutzen immer weniger um ihn, die Feinde umarmend, wenn kein Ausweg mehr übrig blieb, stürzten sich die Tiroler in die Abgründe, der langbärtige König von Tirol mußte sein Schwert niederlegen, das Stück war zu Ende.

Da stieg der unglückliche, zermalmte Hofer auf einen der höchsten Berge, wo kaum ein menschlicher Fuß hindringen konnte. Hier legte er sich todtmüde in eine Höhle, in welcher neun Monat des Jahres der Schnee nicht schmolz, und hungerte und betete und fror und ängstigte sich für sein Vaterland. Nur sein Weib kam zu ihm, und brachte ihm einige Nahrung, er sah nichts als den hellen, kalten Himmel über sich und die wüsten Berge unter sich. Er war ein ausgestoßener, geächteter Mann, der König von Tirol.

Da kam eines Tages sein Weib und sagte ihm, sein Aufenthalt sei entdeckt, er möge weiter flüchten. Aber Hofer antwortete: Ich will doch sehen, ob mich ein Tiroler verräth. Sie bat ihn auch von Neuem, den langen Bart abzuschneiden, aber er liebte seinen Bart, er wußte es, daß dieser schwarze Bart welthistorisch geworden sei, und erklärte: Mein Bart fällt nur mit mir.

So kam der 8. Januar des Jahres 1810 heran, Hofer arbeitete eben, den vielen Schnee zu beseitigen, der ihn zu verschütten drohte — da sah er ringsum blanke Gewehre blitzen, er war umstellt, die Franzosen rückten heran. Rasch griff er nach seinem Stutzen; aber das Unnütze eines Widerstandes einsehend, legte er die Waffe ab, und trat stolz wie ein Bergkönig vor seine Hütte und rief: Ich bin Hofer, schießt Franzosen, schießt schnell, nur schont mein Weib und meine Kinder.

Aber sie legten ihn in Ketten, und führten ihn hinab gen Botzen. Von da sollte er eines Morgens weiter hinuntergeführt werden in die Festung Mantua. Er mußte Abschied nehmen von Weib und Kind, die ihn nicht verlassen wollten. Es war ein schlimmer Morgen für Andreas. Sein Bube zerrte an dem lichtgrünen Jägerrocke des Vaters, und klammerte sich an die braunen hohen Kamaschen des Schützen, sein Weib lag ihm an der Brust und weinte die stürzenden Thränen eines Todesabschieds. Andreas Hofer segnete sie, rückte den breiträndrigen Hut mit dem bekannten braunen Federstutz tief in die Augen, stieg auf den Wagen und fuhr bergab durch Wälsch-Tirol in die lombardische Ebene nach Mantua.

Er ward als Rebell vor ein Kriegsgericht gestellt. Das ist ein tödtlich Wort.

Die Franzosen behandelten ihn wie einen Helden mit Hochachtung; er war ein furchtbarer aber ein menschlicher Feind gewesen, nie hatte er besiegten Feinden ein Haar krümmen lassen. Der Advocat Bassicot vertheidigte ihn mit Feuer und Geschick, der Tag des Urtheils war da, man erwartete seine Freisprechung.

Da flog rasch wie das Unglück ein telegraphischer Todesbefehl nach dem Thurme von Mantua.

Um zehn Uhr des Morgens hörte er den Generalmarsch. „Das ist mein letzter Gang!“ sprach er, „Israel zu deinen Zelten!“

Es war ein herzzerreißender Anblick, als er am Molina-Thor vorüberkam, und die Tiroler Gefangenen an den Gittern ihn erblickten. Laut heulten sie auf in krampfhaftem Schmerze. Ihr Vater Hofer, der Mann Gottes, der Alles mit einem Bibelspruch begann, den sie verehrten wie einen Engel, Sanctus Andreas Hofer sollte wie ein Verbrecher erschossen werden. Sie fielen alle auf die Knie und beteten, und die Thränen liefen stromweis über ihre Backen.

Andere Tiroler, die frei herumgingen, lärmten tosend und rachelustig, aber Hofer beschwichtigte sie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch besaß, seine Dose und einen Rosenkranz von Werth und sprach: Tirol stirbt nicht mit mir.

So kam er auf die Bastion von Cesena. Da sah er noch einmal nach seinen heimatlichen Bergen, dort oben nach jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforsten so lange gehaust hatte, und er breitete zum letzten Male seine Arme aus nach Tirol, der große, gewaltige, wehrlose Mann, ein Mann des Todes.

Er wies den Tambour zurück, der ihm die Augen verbinden wollte, und als man ihm niederzuknieen befahl, rief er zum letzten Male trotzig: „Nimmermehr! Ich habe stets aufrecht vor Gott gestanden, und so will ich die Seele zurückgeben, die ich ihm verdanke“.

„Fehlt nicht“, sagte er noch zu einem Soldaten, warf ihm einige Geldstücke hin, und commandirte mit fester Stimme: „Feuer!“

Die Büchsen blitzten auf, die Schüsse knallten, Hofer war schlecht getroffen, stürzte auf die Seite, und wollte sich wieder aufrichten, da rettete ihn ein Gnadenschuß.

Das geschah auf der Bastion Cesena in Mantua, welches jetzt wieder eine österreichische Festung ist, an Andreas Hofer, der die Waffen erhoben hatte für sein Vaterland zu Gunsten Oesterreichs, das geschah Angesichts der Berge von Tirol unter Gottes freiem Himmel.

Andreas Hofer war noch nicht vierundvierzig Jahr, und die französischen Grenadiere trugen ihn feierlich wie einen Stabsofficier in einem großen, großen Sarge zu Grabe, denn man hatte nur gehorcht, indem man ihn erschoß.

Oesterreich hat später seinen Sohn geadelt, ihn zu einem Junker gemacht, weil sein Vater die Junker verwünscht hatte bis in den Abgrund der Erde. In der Kirche zu Innsbruck liegt sein Denkstein bäuerlich an der Seite, und man muß mit Füßen darauf treten. Jetzt erst im Jahre 1834 lassen ihm die Tiroler Stände ein Denkmal setzen.

Aber in allen Hütten Tirols findet man den fabelhaft groß und starken Mann mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbusch auf dem breiten Hute und mit dem langen Hohenpriesterbarte, den Pistolen im Gürtel, dem langen Schwerte an der Seite, dem Stutzen an der Hand, da findet man Andreas Hofer, den Tell der Tiroler.

27.

Der Brenner.

Ich hatte mir nun so sicher eingebildet, in Innsbruck, in diesem sonnigen Tiroler Thale wohne das Glück. Ach es war wieder nichts. Ich glaube, das Glück ist blos ein Gedanke. Und weiter, wieder weiter ging's; die Tiroler sind gut, brav, lieb, und ihre Treuherzigkeit ist keine Coquetterie, und ist auch in der Fremde nicht affectirt, wie ich immer geglaubt hatte, aber

langweilig sind sie sehr. Man müßte geradezu ein Handwerk erlernen, wenn man lange in Innsbruck bleiben wollte.

Ich ging recht traurig hinaus zum südlichen Thore auf den Isel zu, und nahm recht traurig Abschied von meinem lieben langweiligen Innsbruck. Es war mir, als ich mich wendete, und noch einmal über die sonnenhelle Stadt sah — die Thurmknöpfe funkelten, die Bergwände rauchten — als sähe ich zum letzten Male über das glatte, blühende Antlitz einer einfachen Dirne, die ich oftmals geküßt, die ich zu lieben geglaubt hatte, bis ich erfuhr, daß sie nicht lesen und schreiben konnte und langweilig war. Ade Innsbruck, du hübsches beschränktes Innsbruck.

Auf dem Isel, einem sanft sich nach dem Süden lehnenden Berge, setzte ich mich —, und träumte noch einmal die Tiroler Schlacht, sah nach Schloß Ambras hinüber, wo Wallenstein Page gewesen, und einst hoch vom Fenster hinabgefallen ist. Wer ein großer Mann werden soll, bricht in der Jugend nicht den Hals.

Immer bergauf, bergauf ging es jetzt, über den Schönberg nach dem Brenner — wie ferne Gedanken lagen bald Deutschland und Tirol unter uns — ich hatte einmal in meiner Jugend einen Gedanken, aber ich weiß ihn nicht mehr. Juchhe! drüben hinter dem Berge kommen ganz neue Menschen, die verstehen kein Wort deutsch, und ihre Väter waren die alten Römer, und rings um sie findet man lauter Naturmerkwürdigkeiten, z. B. Cypressen, Pommeranzen, die im Freien wachsen, einen Papst und ganz rothe Cardinäle, höllenschwarze Weiberaugen und Kirchen von allen Sorten. Juchhe! hinter jenem Berge, dem fatal hohen Brenner steckt Italien — juchhe! — —

Ich schämte mich über den Spectakel, den ich da oben auf dem stillen Berge machte. Es war Alles todtenruhig um mich her. Hier gähnte eine schwarze Schlucht, der kein Auge auf den Grund sah, dort hob sich eine magere kleine Hochebene, und der fromme Wahn hatte ein Kirchlein darauf gebaut, das stand einsam und verlassen wie eine abgestorbene Religion. Vielleicht hatte

Hofer einmal dort gebetet, wenn die Sonne unterging da in der Tiefe über dem Innthale.

Auf solchen hohen, schweigsamen Bergen lernt man beten, da ist man dem Herrgott wirklich näher, und hofft, er werde ein paar Worte hören, die man spricht. Ich hab's von Jugend auf für ein unbilliges Verlangen gehalten, daß er sich in all die kleinen, niedrigen Kammern begeben soll, um all die verworrenen Wünsche anzuhören, namentlich, da so viel Leute im Winter unter die Bettdecke kriechen, und ihm dort ihren Jammer vormurmeln.

Auf solch einem hohen stillen Berge, da spürt man's, daß die Naturkräfte ganz in der Nähe sind, und immer attent, denn jede Versäumniß ist hier lebensgefährlich. Wenn solch ein Berg einmal unbedachtsam einschläft, und im Schlafe Schwalben schießt mit dem Kopfe, und gelegentlich das Uebergewicht verliert, so fällt er bis über Innsbruck nach Deutschland hinunter, schlägt sich und andern Leuten Arm und Beine entzwei, macht nichts als Unglück, und die ganze Weltgeschichte wird aufgehalten.

Auf der Reise bin ich nämlich immer der Meinung, die Erde mache eben so ihren Vervollkommnungs-Cursus wie die Menschen durch die Jahrhunderte. Wenn sie einst ganz cultivirt sein wird bis auf die Spitzen des Himalaya und der Anden, dann ist ihre Lehrzeit überstanden, und sie kommt auch in den Himmel. Dort giebt ihr der Herrgott eine eigene, sehr schöne Wohnung, da hören die Naturgesetze auf, es muß nicht regnen, wenn Wolken kommen, es muß nicht kalt werden, wenn die Winterszeit da ist, sie kann machen, was sie will, sie kann faullenzen, lauter Borsdorfer Aepfel wachsen lassen — kurz, sie kann ein Schlaraffenleben führen. Und da besuchen wir sie manchmal, und sie erzählt uns lauter Geschichten, die hier Niemand gesehen hat als sie, nicht einmal die Sonne. Da werden wir einmal Neuigkeiten hören, und Novellen schreiben können! Darum behandle ich aber auch immer den Erdboden mit vielem Respect, denn er hat ein Gedächtniß wie wir.

Auf der äußersten Höhe des Berges, welche die Straße erreicht, ist noch eine einsame Poststation. Dort aß ich ein Stück Brot und trank ein Glas Wasser; das war meine letzte deutsche Handlung. Es wurde dunkel, ich setzte mich in den Wagen, und machte die Augen zu. Ade Deutschland! Es ging bergab nach dem Süden, den Weg hinunter, welchen die Teutonen und Ambronen damals gemacht haben sollen. Ich kann das indeß nicht verbürgen, es ist nur eine dunkle Erinnerung von der klösterlichen Schulzeit, in welcher ich immer jämmerlich hungerte. Die Teutonen und Ambronen trugen Wildschuren von Bären und Wolfsfellen; das ist die beste Erfindung, welche sie gemacht haben. — — — So ging das immer weiter in meinem Kopfe, bis ich plötzlich erwachte, und inne ward, daß ich recht gut geschlafen hatte. Wie lange das geschehen war und was ich verschlafen hatte, war nicht zu ermitteln. Der Wagen hielt, ich stieg aus, es war sehr dunkel, die Pferde wurden gewechselt, kein Mensch sprach, ein sanfter liebenswürdiger Regen träufelte vom Himmel, die Luft war warm wie Mädchenathem, vom Berge sah ich nichts, als zweifelhafte groteske Umrisse — es war sehr wunderlich, aber sehr hübsch.

Das war in der Nacht auf dem Brenner — als der Wagen mit mir weiter rollte, da brach all die schlesische Sehnsucht auf in meinem Herzen, welche seit Breslau still gelegen hatte, jene süße spanische Sehnsucht nach den weißen Armen der maurischen Mädchen und ihren eindringlichen, durchbrennenden schwarzen Augen, die aus Arabien stammen. Ich freute mich herzinnig, daß es schon bergab ginge von den Pyrenäen, hinein in das dunkelbesonnte Land, „und wenn die Morgensonne kommt", sagte ich sehr vergnügt zu meiner Nachbarin, „da fahren wir durch's Thal von Ronceval, wo der Roland gefallen ist, und da singen wir Romanzen von Rolands Horn, von der getreuen Olifante. Kennen Sie die Geschichte von der Olifante?"

Das Mädchen, ein niedlich Bürgerkind aus Botzen, die bei der Muhme in Schwatz gewesen war, das gute Kind mit dem

milchrothen Gesichte verstand gewiß nur meinen spanischen Händedruck, womit ich ihr die Halbinsel demonstrirte; sie war schläfrig, und lispelte: „Nein, die Olifante kenne sie nicht; ich möchte es nicht übel nehmen".

Nun sehen Sie, meine Liebe, hub ich an, selbiger Roland war von Jugend auf ein Wunderkind, und die Olifante war ein schönes Horn, womit er seine Krieger zusammenblies, denn er war ein gefährlicher Kriegsheld der Roland. Als er nun auch einmal in den spanischen Krieg zog, da ward er im Thale Ronceval von den Feinden eingesperrt und überfallen, und da ging es ihm sehr schlecht, die besten seiner Leute wurden todtgeschlagen. Als dies Roland sah, hielt er einen Augenblick inne mit seinem Schwert, und stieß in sein Horn Olifante, daß der Ton weithin schallte durch die Pyrenäen, um die Seinigen zusammenzurufen.

Zu der selbigen Zeit, es war nämlich um die heiße Mittagsstunde, wo Roland so in Noth war, saß der Kaiser Carl in seinem kühlen Saale zu Aachen, wol an viele hundert Meilen weit vom Thale Ronceval mit seinen Rittern bei der Tafel, und trank Rheinwein und war guter Dinge. Und sehen Sie, als Roland in der Mittagshitze bei Ronceval in sein Horn stößt, da fährt Kaiser Carl zu Aachen in die Höhe, fragt, was ist das? und wird sehr ernsthaft — denn Carl und Roland, der alte und der junge Held liebten einander sehr. Die Ritter aber sagen, es sei nichts gewesen, und er setzt sich langsam wieder hin.

Unterdeß wird's zu Ronceval immer heißer, Rolands Schwert wird immer kürzer, sein Häuflein immer kleiner, und blut- und schweißtriefend bläst er zum zweiten Male einen tiefen sehnsüchtigen Ton in seine Olifante. Da springt klirrend zum zweiten Male Kaiser Carl zu Aachen in der kühlen Halle auf, er sieht ängstlich dem Tone nach, wie er an den hohen Bogen des Saales und den bunten Fenstern hinläuft, und ruft viel stärker, als das erste Mal: Ihr Freunde, was war das?

Die Freunde aber sahen lächelnd einander an, und ihre großen Humpen und des Kaisers größten, und sagten: Herr Kaiser Carl, es war nichts.

Kaum hat sich der Kaiser aber wieder niedergelassen, da fällt der starke Roland im Thale Roncevaľ unter den letzten Streichen, und sterbend haucht er den letzten Athem in seine Olifante, und die Fenster zittern in der Halle zu Aachen, es springt Kaiser Carl in die Höhe, und ruft mit entsetzlicher Stimme:

Um Gott, das ist des Rolands Ton,
Mein Roland ruft in Spanien. — —

Und der Kaiser und all die Ritter zogen die langen Schwerter und riefen nach den Pferden; es war aber zu spät. — — —

Als ich erwachte, lag das liebe Mädchen aus Botzen, die in Schwatz bei der Muhme gewesen war, mit dem geneigten Köpfchen an meiner Brust, und schlief sanft mit ihren glühenden rothen Wangen. Meine Hand ruhte fest in der ihrigen, und die ihrige zuckte manchmal leise; wer weiß von welchem Roland sie träumte.

Der Weg ging durch breite Schluchten, unten aus Italien kam grau wallend der Morgen herauf, ich sah das Thal von Roncevaľ vor mir, sogar die alten Befestigungen Carls des Großen auf beiden Seiten des Passes waren noch sichtbar. Es ist doch schön, daß du nach Spanien fährst — dachte ich — Das Land ist noch so frisch, unberührt, eine blanke, jungfräuliche Reisejungfrau, nicht jeder alte Professor hat daran herumgetastet, wie bei Italien, und seine Noten geschrieben, und seine widrigen Liebkosungen genäselt. O Hispania, ich liebe dich, wie das nie gesehene Bild jener Geliebten, welche ich noch nicht gefunden habe, bei deren Anblick meine Seele schmelzen wird in Glückseligkeit, die ich todt küssen werde, wenn ich sie finde, die mich lieben muß, weil ich sie überwältige durch Liebe. Wenn ich sie nicht finde, dann werde ich ein großer Dichter; hoffentlich aber

werd' ich glücklich, und dabei werd' ich mich besser befinden. Auch wenn ich ein Maler wäre, ich könnte das Bild nicht malen, denn es liegt verschleiert in meiner Seele, und in den besten Stunden seh' ich seine Augen, und dann möcht' ich weinen vor Entzücken.

O, Hispania, zu Fuße werd' ich dich durchwandern und sehr glücklich sein. — —

Ach, es war Brixen und nicht Ronceval, das vor uns lag, und ich hatte gefaselt. Man ist recht undankbar: wenn sich die Arme einer schönen Witwe öffnen, bedauert man, daß es nicht die Arme einer Jungfrau sind. Wie mancher meiner Schulkameraden hätte vor Entzücken den Horaz declamirt, den rhetorischen Gourmand, den die Professoren immer einen Dichter nennen, wie mancher wäre auf einem Beine herumgesprungen, wenn sein Wagen so hinabgerollt wäre in die alte Lombardei.

Ich schlug mir Hispanien aus dem Sinn, und freute mich auch, meine Schläferin erwachte, und schämte sich trotz meiner Versicherung, daß das nicht nöthig sei. Ein Officier aus Mailand erklärte mir die Befestigungen des Passes. Sie rühren nicht von Carl dem Großen her, dem deutschen Kaiser, sondern von Franz dem Ersten, dem Kaiser von Oesterreich. Man baut ein „Zwing-Tirol", und sperrt den Zugang zum Süden und den Aufgang vom Süden, und die blau und rothen Franzosen sollen nicht wieder hinauf tanzen. Die abschüssige Schlucht ist hier ganz eng, und es sieht aus, als könnte man hinunterschießen bis nach Rom und Neapel.

Von Brixen beginnen die Weinreben; sie laufen an den Bergen hin, und Welsch-Tirol fällt immer tiefer und tiefer nach der Fläche, die Sonne wird immer geschäftiger, die Wangen der Tiroler werden dunkler, die Augen brauner. Hier saß ich mit dem Starost eine halbe Stunde in einem kleinen Häuschen am Wege. Es war ein andächtiger Vormittag, die Sonne blinzelte warm durch die dichten Reben, welche den Balcon dicht umsponnen hielten. Draußen tanzten sie auf dem raschen grünen

Flusse, und den Felswänden, die immer niedriger wurden. Es war fein still draußen, wir tranken harmlosen Tiroler Wein, und aßen weißes Brot, ein Tiroler setzte sich neben uns, sah uns lange schweigend an, und sagte dann langsam, er sei arm, wir hätten mehr, und möchten ihm was abgeben. Das thaten wir, und es war gut. Es blieb fein still ringsum, wie heimliche Erwartung, Ahnung des Südens.

Ich sah den Starost an, und nahm seine Augen mit mir rings umher und sagte: Es ist hübsch. Und er nickte mit dem Kopfe.

28.

Botzen.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt,
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfach Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt aufs Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Bei Botzen sah ich die erste Cypresse. Dicht vor der Stadt fliegt sie wie ein südlicher Freudenschuß in die Höhe. Da fiel mir Rückert ein mit jenem Liede, denn das Lied ist schön, und Rückert ist ein Dichter. Noch vor einigen Jahren ward er ärmlich geliebt, und wenig gekannt, und da sang er wie die Nachtigall ungesehen im dunkelsten Gebüsch die schönsten Lieder. Jetzt wird er schon geschwätzig; aber die innerlichen Jugendtöne dringen oft noch siegreich hervor.

Die Cypresse ist ein hoher, schlankpoetischer Baum ein schöner, lyrischer Vers. Und sie hat solch ein mild ernsthaftes Ansehen, wie süßes Liebesweh, das sich tröstet mit den sanften Lüften und der schönen Sonne; tritt man nah zu ihm hin, so findet man die feinste Bildung — ach, der Süden ist des Erdbodens Cultur, alle Bäume sind fein und sauber ausgebildet, während unsere nordischen wie die gröbsten Frescos nur von Weitem angesehen werden dürfen. Die Cypresse gleicht fast unsern Myrthenstöcken, die so hoch gewachsen sind und höher, als unsere höchsten Pappeln.

Jene Cypresse von Botzen war wie ein romantischer Wegweiser, an ihr sah ich's: es giebt wirklich einen Süden, wovon du so viel gelesen hast, und nun giebt's auch gewiß Palmen, diese liebenswürdigen, vornehmen Gedichte der Natur, und Cedern, die stolzen Fürsten der Bäume. Ich war darüber äußerst glücklich, denn ich muß gestehen, daß ich den Geographien und Reisebeschreibungen immer gemißtraut habe. Gar manchmal dacht' ich, die Leute seien zu so gemeinschaftlichen Lügen übereingekommen, und wenn ich hinkommen würde, so würde man mir eröffnen, ich müßte auch so lügen, wenn ich nicht todtgeschlagen sein wollte. Jetzt aber war ich plötzlich diese Sorge los, und ich glaubte nun sogar an die Cedern auf dem Libanon, und ich sah jetzt wieder wie in meiner biblischen Jugend des Königs Salomo langbärtige Zimmerleute oben auf dem Libanon Cedern fällen für den Tempel zu Jerusalem, und wenn ein so großer Baum gestürzt ist, sich hinlegen in seinen Schatten, den er liegend noch wirft, Honig und Datteln genießen und schlafen. All meine südlichen Träume wachten auf, als ich bei Botzen sah, daß es wirklich Cypressen gäbe.

Und immer mächtiger drang weich und wollüstig die italienische Luft herauf, sie quoll wie warme Freude aus dem Süden her. Es war ein heißer Sonnentag, als ich ins Etschthal hinabfuhr unterhalb Botzen, aber die heiße Luft war leicht, rein, bequem. Wenn es in Deutschland heiß ist, da fällt uns die

Hitze wie Blei auf Kopf und Rücken, so wie Alles ist auch die Luft dicker und plumper. Die italienische Luft ist voll Feuer, aber ohne Dampf.

Hier fällt das Land immer jäher hinab nach Italien. Die Felsen sind zu Ende, breit und dunkelgrün geht die Etsch durch das breit gewordene Land, sie trägt schon Schiffe. Der enge Thal-Charakter Tirols ist verschwunden, man fährt durch lauter Gärten, Alles ist mit Wein bedeckt, wie breite Wiesen laufen die Reben hin, nur hie und da versteckt man noch ein wenig Getreide darunter vor der Sonne wie das Kindlein unter dem Mantel. Der Mais allein blieb uns treu.

Es war ein üppiger Nachmittag, der Starost hatte geschlafen, als wir auf der Station ausstiegen, und er seine gewöhnlichen Fragen an den nächsten Mann richtete, der an einer Hausthür saß. Da begegnete es ihm plötzlich, daß sein Deutsch nicht mehr verstanden wurde. Der Sprung nach Italien ist ziemlich plötzlich. Es war eins von jenen kleinen, unordentlichen Städtchen. Unter jedem sonnverbrannten Felsen liegt ein solches; die eigentlichen Dörfer hören auf. Diese kleinen Nester sehen aus, wie man sich asiatische Karavansereien denkt — liederliche Dächer, Schmutz in Fülle und braune Gesichter. Die Kaffeehäuser beginnen, und die Müßiggänger präsentiren sich. Das kleinste Loch hat beide. Das Kaffeehaus ist das moderne Forum der neuen Römer.

Da saßen die ersten mit den vornehmen Gesichtern und der malpropern schmutzigen Kleidung, und sahen stolz herab auf uns Barbaren. Die Thür nach der Straße ist immer offen, und theils in dem kleinen offenen Zimmer, das man von außen übersieht, theils vor der Thüre sitzen die rauchenden Nobili, und nur wenige verzehren ein paar Centesimi. Der Gast und der Wirth macht Spectakel, wenn eine Kleinigkeit verlangt wird.

Das war also Italien? Dies Städtchen sah aus wie eine Zigeuner-Colonie. Die Häuser mit ihren hohlen, fensterlosen Oeffnungen glotzten uns an. Alles Volk lebt auf der Straße,

und ist unhäuslich; darum vertheidigt es denn auch seinen Herd so schlecht. Alle Leute sehen plötzlich wie Spitzbuben aus.

Es war schon Abend, als wir nach Trient kamen. Wie hatte ich mir Trient gedacht, wenn der Professor Gesenius von dem großen Concilium allda erzählte! Da war Gericht gehalten worden über den Himmel, wie er uns beizubringen sei, so viel hundert ehrwürdige, bucherfahrene Gottesgelahrte waren hierhergefahren, waren hier herumgewandelt mit den langen Röcken; so wie Halle, eine Stadt in Deutschland, nach Torf und Schmutz und protestantischer Gelehrsamkeit riecht, so dacht' ich, wird Trient nach katholischer riechen. Ich roch. Schmutzig ist der Katholizismus und der Protestantismus hier und dort, aber jener handelt en gros, und hat vornehme, schöne Manieren dabei; man läßt sich mancherlei gefallen um der schönen Köpfe, Busen und Stimmen willen. Dieser ist ein Victualienhändler, der sich mit Jedem in einen Handel einläßt; er ist nöthig, aber was Großes richtet er nicht aus.

Wie die Lichter tanzten, wie die Menschen auf den Straßen hin- und hersummten in Trient, als kämen sie eben aus dem Concilium, und wären nur eben fertig geworden mit dem Katholizismus, und besprächen noch im Eifer Dieses und Jenes. Denn Trient ist die Vaterstadt des Katholizismus, hier ist er in seiner heutigen Gestalt zur Welt gekommen, Trient ist eigentlich die heiligste Stadt der Katholiken, das Medinah der Moslemims. Dahin flüchtete sich Mohamed vor den Verfolgern, hierher der katholische Glaube vor den ihn verfolgenden Wittenbergischen Gedanken. Und hier setzten sie fest, was nimmer aufgegeben werden dürfte vom römischen Glauben, was nimmer angetastet werden dürfte an den petrinischen Sagen und Novellen. Santa Triente war der Sitz der Verschwörung.

Ich gedachte unwillkürlich jenes grauen Regentages, an dem ich zum ersten Male nach Wittenberg kam. Wittenberg ist bekanntlich ein höchst vernünftiger Ort, wo man von Nüchternheit trunken werden kann. Vor dem Thore liegt die märkische

Wüste, und ich war bald ein Gegenstand der Bewunderung, als ich täglich einen Spaziergang versuchte; draußen wohnt der schattenlose Sand, innen wohnen die Tuchmacher, die Tugend und der mark-sächsische Dialekt, auf dem Markte steht der Luther unter einem Regendach, vor dem Elsterthore konnte man alle Tage einige kleine Pappeln sehen, zum Zeichen, daß Luther hier die Bulle verbrannt habe, des Abends trank man Kuckuckbier, und spielte Schafkopf mit deutscher Karte — lebhaft erinnerte ich mich dieser protestantischen Amüsements. Und jetzt sprang ich vom Wagen, um katholische zu suchen.

Hu, war das ein Gewimmel, ein Wogen von geheimnißvollen Menschen auf den Straßen. Dunkle Mädchen wisperten hierhin, flüsterten, schlüpften dorthin. Und die Luft flatterte wie ein schalkhafter Schleier lieblich um die Schläfe, und tändelte mit den Sinnen, und fremde, musikalische Klänge, die in Wittenberg kein Mensch verstand, flatterten wie lose, holde Vögel um die Ohren: Signore — Tedeschi — buona sera — si, si, si, questa piazza! — —

Es war eine stolze katholische Figur, die vor mir herging nach dem Platze hin, ein langes, schwarzseidenes Gewand, ein dichter Schleier, aber das Auge erkannt' ich, echt tridentinisch war es, es bestand feurig auf der Verehrung der Madonna. Das war gewiß die Geliebte eines alten Cardinals, der sie nach dem Concilium hier gelassen hatte zum ewigen Denkmal einer Schönheit des sechzehnten Jahrhunderts. Sie war mit Weihwasser besprengt, und alterte nicht, sondern bekehrte des Abends junge lutherische Deutsche, die über den Brenner kamen, bekehrte sie zum alleinseligmachenden Glauben.

Als ich eine Weile neben ihr gegangen war, saß ich fest in den Netzen ihres gefährlichen Auges, räusperte mich, und wünschte ihr einen guten Abend. Sie schwieg. Ich sagte ihr, Trient sei eine schöne Stadt, wenn man sie des Abends sehe, und Walch erzähle in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, daß es schon 1545 sehr schöne Mädchen hier gegeben habe. Sie schwieg;

blieb aber stehen, wendete sich zu mir, warf den Schleier vom Gesicht, und sagte: No capisco.

Da fiel es mir erst ein, daß ich kein Wort italienisch verstand, die Grammatik mit den Redensarten steckte im Koffer, der Starost, welcher gleich Mithridates und Mezzofanti neunundneunzig Sprachen redete, ja, sogar noch mehr, nämlich Sprachen, die zu Mithridates' Zeiten noch nicht erfunden waren, der Starost war nicht bei mir, ich war in einer schlimmen Lage, und verließ mich auf die unverkennbare Pantomime. Ich zuckte die Achseln, und sagte: Das ist sehr schlimm, Mademoiselle! dabei küßte ich ihr aber die Hand, und sah ihr ins Gesicht. Die Piazza war zu dunkel, ich konnte nicht viel sehen. Sie kam mir wie eine dunkle katholische Kirche vor, es wird Mancherlei getrieben drin: gebetet und geliebt, in weiter Ferne schimmert undeutlich die ewige Lampe. Das waren die selbst im Dunkeln blitzenden Augen. Ihre Stimme war tief wie die Orgel. Sie hatte noch nicht verstanden, daß nichts zu verstehen sei, und sprach in fragendem Tone Unterschiedliches. Ich versuchte es mit dem Französischen, ich sprach aus Verzweiflung Lateinisch, und sagte yes und si promiscue, so daß ich mich selbst nicht mehr verstand. Umsonst — sie ward am Ende still, und blieb an einem großen Thore stehen.

Das Lämpchen von einem Muttergottesbilde, das in der Nähe war, fiel über ihr Gesicht — sie sah wahrlich aus wie eine schmerzensreiche Madonna, welche irgend ein berühmter Meister gemacht hat. Sie trägt einen schwarzen Schleier, und ich glaube, unter dem Augenlide steht auf jeder Seite eine große Thräne. Von jeher hatte ich das frevelhafte Verlangen, diese Thränen und das große, galiläische Auge voll menschlichen Schmerzes zu küssen. Da ich Protestant war, und an die Jungfrau Maria nicht zu glauben brauchte, so vergab ich mir diese lästerliche Sünde.

Und diese Madonna stand vor mir, und sah mich mit ihren verliebten doloroſen Augen an, und das Mitgefühl über meine ketzerische Sprache war nicht zu verkennen.

Ich fühlte deutlich, daß Etwas geschehen müsse, und bemächtigte mich nun aller Superlative, deren ich habhaft werden konnte, ich rief: „bellissima, amabilissima, extrememententissima", ich seufzte: „Madonna".

Sie lächelte, und trat in den düstern Hof durch mehrere dunkle Kreuzgänge. Ich führte sie am Arme, und ihr warmes katholisches Leben schlug heiß in mein Blut; — ich küßte sie, und vergaß Wittenberg und den Dr. Luther. Das war der erste italienische Kuß — böse Menschen sagen, wir hätten die ganze Reformation nur einer küßlustigen Nonne zu danken, nur die Küsse der Catharina von Bora hätten dem Luther so viel Muth gemacht. Man soll nicht spotten, aber Klosterküsse sind von besonderer Gewalt — meine süße Nonne führte mich im Dunkeln eine steinerne Treppe in die Höhe, links und rechts ging's auf einem Balcon weiter — plötzlich rief von der andern Seite eine gedämpfte Männerstimme einige rasche italienische Worte. Madonna schrak zusammen, riß sich von mir los, verschwand. Es flog eine Thür; ich stand im Dunkeln. Ich stand lange; nirgends ein Laut. Und die Züge der Madonna wurden mir immer schöner, und ihr warmes Leben, das ich gefühlt, ward immer lockender, und die Zeit immer länger.

Resignirend suchte ich den Rückweg. Umsonst; keine Treppe war zu finden, so gern ich die Entdeckung mit einem kleinen Sturz bezahlt hätte. Alles war kalte Mauer, kalter Stein. Wenn ich etwas jünger war, so hätte ich weinen können. Die Aussicht war da, die erste italienische Nacht romantisch campiren zu müssen, und die Post ging ab mit meinen Reisegefährten und meinen Habseligkeiten. Auch wurde mir sehr langweilig zu Muthe in dieser Stockfinsterniß. —

Als ich mich später wieder auf dem Postwagen fand, der gen Roveredo hinabfuhr, wußte ich gar nicht, wie das zugegangen sei. Madonna hatte ich leider, sehr leider nicht wieder gesehen, ihr Bild küßte meine geschlossenen Augen, und wenn ich ein wenig einschlummerte, so war mir's, als führ' ich mit ihr in

den Himmel. Liebesgedanken aber und die Strahlen unserer Augen zogen unsern weichen Wagen.

Wenn ich nur wüßte, wer mich hinuntergeführt hat von jenem Balcon; es ist mir, als erinnerte ich mich dunkel einer warmen Hand, und gesprochen wurde gar nichts, geliebt hab' ich aber das leitende Wesen sehr, und Trient war ganz still und finster.

Trient war ganz still und finster, aber ich denke gern an Trient, obwol ich nicht viel davon gesehen habe.

29.

Der Gardasee.

Ich hatte nie etwas so Schönes gesehen; wie bürgerlich und ordinär erschienen mir daneben unsere Landseen, diese übergetretenen oder zurückgebliebenen Flüsse, von denen jeder eben so gut wo anders, an deren Stelle eben so gut etwas Anderes sein könnte. Die steil aufsteigenden Ufer an beiden Seiten des Garda sahen ernst und gebieterisch aus wie stolze Diener eines reichen Herrn, man sah ihnen an, daß der Herr zu Haus in seinem Palast sei, Signore Garda il primo. In schmalem Bett, ungefähr so breit wie zwei breite Hauptströme geht der See eine Strecke weit hin und her, dann wirft er sich die Locken aus dem Gesicht, schiebt die Zeltvorhänge und seine Dienerschaft bei Seite und geht breit und fliegend tief ins Land hinein, und feuriger und fröhlicher senkt sich seine Lippe zum Kusse in das sonnenhelle Antlitz der Lombardei. —

Ein feiner Schleier von blauem Duft hing über dem Antlitze des Garda; er ist einer der altitalischen Götter, und die Götter erscheinen dem Menschen nie unverhüllt, und die großen historischen Ereignisse flüchten sich in ihren Schooß, um sich dem

dreisten Auge eines frivolen Geschlechts zu entziehen. Es ist viel Poesie in dem Cultus derjenigen Völker, die einen See oder einen einzelnen hohen Berg anbeten, sie glauben dabei auch das Archiv ihrer Geschichte zu verehren und die unsterblichen Thaten ihrer Vorfahren, die darin verborgen ruhen. Es wollte mich bedünken, als ich von da oben die blauen Wellen des Garda sich kräuseln sah, die Cimbern und Teutonen tanzten mit klirrenden Waffen unter ihnen, und ihre melancholisch gewordenen Kriegsgesänge bewegten die Wellen von unten auf. Ich bedauerte nur, daß ich nicht teutonisch verstünde, und zum ersten Male ward mir's leid, daß ich Jahn's Volksthum und Merke, und die Acten des Wiener Congresses nicht genauer studirt hätte. — Der Doctor aber belehrte mich, es sei durchaus nicht erwiesen, ob sich die Cimbern oder die Ambronen, oder die Tiguriner oder die Teutonen im Garda gebadet hätten — das schlug mich sehr nieder und ich gab meine ganze historische Poesie auf, mit welcher ich in Gestalt einer Note bei den deutschen Universitäten mein Glück machen konnte.

Wir sprangen aus dem Wagen, und stiegen auf höchsteigenen Füßen abwärts zum Garda, und meine Gelehrsamkeit ließ ich zurück, mich aber ließ ich gehen, und nun sah ich mit unverfälschten Augen, wer der Garda eigentlich sei. Mit der wichtigsten Entdeckung begann ich: er ist kein Masculinum, sondern ein Femininum. Er ist die erste italische Jungfrau, welche dem blöden, blonden Germanen, der von den Alpen heruntersteigt, mit dunklem südlichen Blicke ins Herz hineinsieht, mit jenem Zauberblicke, von dem die Poeten erzählen, man vergäße ihn nimmer wieder, und wenn man in späten Jahren daran denke, so wende sich das Herz noch um vor süßem Schmerz. Daher stamme die deutsche Sehnsucht nach Italien. Damit man aber den Blick versteht, denn das deutsche Herz ist bisweilen etwas hartnäckig, fliege noch jener nordische Reif um die Schläfe und Wimpern der Signora Garda, der uns heimatlich befängt und verlockt.

Und wirklich, der Gardasee ist das Compendium Italiens für den Deutschen, aus dem er die Anfangsgründe italischer Schönheit in einem Sommermorgen erlernt. In saphirblauen Smaragd ist es gebunden, und mit sonnengoldenem Schnitt geziert. Man glaubt in Deutschland nicht daran, daß Wasser so schön aussehen könne, unser Wasser ist bleich, farblos, charakterlos, höchstens einmal traurig dunkel, acherontisch — schon in Tirol wird das Wasser lebendig, und im Gardasee liegt es vor uns wie eitel Schönheit im blauglänzenden Seidengewande, das auf- und niederschillert, aus dem die Aeuglein locken mit lachenden Thränen. Die Sagen von Wassernixen sind mir immer unglaublich gewesen, wer wohnt an der Spree oder Pleisse und traut irgend einem göttlichen Wesen den schlechten Geschmack zu, in dem schmutzigen Wasser zu hausen! Aber hier am Garda sieht man den Fischerknaben sitzen, die warme Sonne über ihm, das wollüstige Wasser geheimnißvoll plätschernd zu seinen Füßen, mit seinem erfrischenden Schmeicheln, „kühl bis ans Herz hinan" sich drängend. Hier oder nirgends glaubt man an Wassermärchen, denn geheimnißvoll prächtig öffnen die geschäftigen Wellen ihren blauen Schooß und der Blick drängt sich hastig und sehnsüchtig hinein und verfolgt stürmisch die tiefabgleitende schimmernde Schönheit — da schließt sich die neidische, coquette Woge, und eine andere kommt, und dasselbe Spiel beginnt, und Kopf und Herz wird irr und schwankend und die phantastische Welt bedeckt uns mit ihren weichen, dichten Gewändern. —

Ich hatte die Augen nicht abwenden können von dem verführerischen See; wenn mir die Gegend ihn versteckte, schloß ich sie, und so war ich nach Torbole gekommen, und stand auf dem Molo, und setzte mich auf seine Steine, der See ging hoch, die Wellen schlugen mir bis an die Füße, meine Augen waren den Wellen anheimgegeben, ich träumte meine erste italienische Novelle, und ich weiß nicht, wer in mir die Worte hörte: „Lassen wir ihn, er kann ja schwimmen und Wasser macht wieder nüchtern". —

Aus meinen Träumen weckte mich plötzlich ein lautes Freudengeschrei und der gellende Ruf: „Alphonso — Alphonso". Ich sah in die Höhe, seitwärts stand ein Haus, noch tiefer in den See hinaus gebaut, der Molo lief an seinem Grunde weiter. Da stand im weit offenen Fenster des ersten Stockes eine Frauengestalt, die rief lauter lebendige Worte zu mir hin und breitete die Arme aus und ihr Taschentuch flatterte wie Rezia's Flagge. Noch war ich wirr von meinen Träumen, richtete mich auf und eilte auf das Haus zu. Sie kam mir entgegengeflogen, riß mich an ihre Brust, küßte, herzte, drückte mich mit wildem Feuer und männlicher Kraft. Ich ließ mir Alles gefallen, es war ja hübsch. Dann drängte sie mich einen Augenblick von sich und betrachtete mich von oben bis unten, und als ich lachte, da rief sie: — si — si — si, und eine Menge anderer Worte; ich konnte aber noch nicht italienisch und verstand blos ihre Augen und ihre Mienen, und freute mich, daß sie sich freute. Sie nahm mich beim Arme, und stürmisch ging's ins Haus hinauf in jenes Zimmer, und dabei sprach sie fortwährend und liebkoste mich ohne Ende. Ich fand mich allmälig in meine Rolle, und dachte nicht weiter darüber nach, das konnte ja in Italien so Mode sein und zur Schönheit des Gardasees gehören. Umwälzung alter Sitten war nicht der Zweck meiner Reise, namentlich Volksgebräuche acht' ich immer hoch; ich fing an, ihre Liebkosungen lebhafter zu erwidern. Wir standen am Fenster, und sie erzählte mit unglaublichem Eifer eine lange Geschichte, von der ich natürlich nichts verstand, wenn sie zuweilen fragend inne hielt, antwortete ich — si, Signora, und küßte sie auf den Mund und wir tanzten einmal in der Stube herum. Das Mädchen hatte ein schmerzhaft edles Gesicht, große thränenweiche Augen und die feinen Mundwinkel waren wie vom Schmerze ein wenig nach unten gedrängt, selbst die Freude, welche jetzt über das ganze Gesicht verbreitet lag, konnte diesen Ausdruck nicht ganz zerstören, aber sie machte das braungelbe klare Antlitz doppelt reizend. Es war ein warmer Tag, und sie hatte sich auf das

Leichteste gekleidet, nur ein dünnes braunes Kleid bedeckte sie, und um die offenen vollen Schultern flog ein leichtsinniges, gelbes Tüchlein. So stand sie vor mir, lehnte sich auf meine Schulter, hatte den Arm um meinen Hals geschlagen, und sah mit mir über den See hinaus. Das war der erste Moment, in welchem sie schwieg, und in welchem ich mein „no capisco“ anbringen, und ihr begreiflich machen konnte, daß ich noch gar nicht wisse, was es für eine Bewandtniß mit uns Beiden habe. Sie sah mich mit weiten, verwunderten Augen, und ein wenig geöffnetem Munde an. —

Da kamen meine Gefährten aus dem Wirthshause, wahrscheinlich um mich zu suchen. Ihre Blicke schweiften umher, da sie mich nicht am Strande, wo sie mich verlassen, fanden. Bald entdeckten sie mich, und machten verwunderte Gesichter. Sie waren auch schon romantisch genug, um keine Convenienz zu beachten und kamen eiligst zu uns aufs Zimmer. Meine Signora ließ sich nicht im Mindesten befangen, und stellte mich als ihren endlich gefundenen Geliebten vor, den ihr zärtlichst scheidender Alphonso zu senden versprochen, und auf welchen sie nun schon fünfzehn Monate am Gardasee gewartet habe. —

Die Sache wurde nun klar, da der Staroſt ihre Worte übersetzte. Sie war aus Livorno gebürtig, und gehörte dort einer vornehmen Familie an. Eines Abends, als sie eine Lustfahrt auf dem Hafen gemacht, sei das Meer unruhig geworden, und ein junger Mann, der sich allein in einem kleinen, schlechten Nachen gerudert habe, sei plötzlich in ihr größeres, wohlbemanntes Boot gestiegen, sein unsicheres Schifflein den stürmischen Wogen überlassend, und sich flüchtig bei ihrer Gesellschaft entschuldigend: Er sei der Meerfahrt unkundig, und habe nicht Lust zu ersaufen. Dieser Fremde, welcher einen reinen toscanesischen Dialect gesprochen, sei von hohem schönen Wuchs gewesen, blonde Haare seien um das erhitzte edle Gesicht gepflogen, keck und dreist habe er mit Allen sich bekannt gemacht, vorzüglich mit ihr, unserer eifrigst erzählenden Hortensia. —

Es waren zu wenig Stühle im Zimmer, nur der Staroſt ſaß hoch zu Gericht auf einem ſtuhlähnlichen Gerüſt, Hortenſia auf dem Fenſtertritt, vor ihr, wie die Jünger zu Gamaliel's Füßen, der Archivarius und ich an der platten Erde. Das Mädchen ſah ſchön aus. Der Eifer des Erzählens hatte ihre dunkle Wange leicht geröthet. —

Als die Barke gelandet, habe er ſie auf den Strand gehoben, und ihr dabei drängend tief in die Augen geſehen. Wie eine bunte neckiſche Welt ſei es in jenem Augenblicke in ihrem Innern aufgeſprungen, es ſei ein Jubel, ein Sehnen, ein Entzücken in ihrem Weſen laut geworden, wie ſie es nie vorher gekannt. — Der blonde Mann habe ihren Arm genommen und ſie nach Haus geleitet, weil aber der Regen allzu ſtark geworden ſei, hätten ſie in eine Kirche eintreten müſſen. Dort wäre in einer dunkeln Ecke ein breiter Beichtſtuhl, der habe offen geſtanden, und ſie hätten ſich hineingeſetzt, und das Ende des Regens abgewartet. Der Regen habe aber lang gedauert, und der fremde, blonde Mann habe ſie unterdeſſen küſſen gelehrt, und glühend heiß und glühend wohl ſei ſie erſt bei einbrechender Nacht vor ihrer Eltern Hauſe angekommen. —

Der Staroſt fragte Hortenſien, ob ſich die Eltern ihrer ſpäten Heimkehr nicht gewundert hätten, aber Hortenſia erwiderte ernſthaft: Ich ſagte ihnen, daß ich einen Sturm erlebt, und ſie beruhigten ſich bald, und ich küßte innig meinen Vater und meine Brüder. Des Nachts ſchlief ich nicht, ſondern träumte, und als es Morgen wurde, warf ich meinen Schleier über und eilte nach dem Beichtſtuhle. Meine Mutter begegnete mir, und ſie dachte ſich's alsbald, daß ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, meinem Schutzpatron für das Glück im geſtrigen Sturme zu danken. Bis nach Monte Nero gedachte ſie zu pilgern, denn ſie wollte ein Opfer bringen für meine Rettung, ich ſagte ihr aber, daß ich meinem Heiligen, dem ich geſtern nur flüchtig gedankt, verſprochen habe, heute wieder zu kommen. Darauf ermahnte ſie mich, mein Verſprechen zu halten, wir zogen unſere Schleier

über das Gesicht, und sie ging mit der Dienerin nach Monte Nero, ich aber zu meinem Heiligen. —

In unserm breiten Beichtstuhle saß ein alter, magerer Mönch mit strengem apostolischen Gesichte, der wartete auf Sünden und Sünder. Ich kniete zu seinem Ohre hin, und beichtete ihm, daß ich nichts zu beichten wüßte, wenn es nicht eine Sünde sei, sich sehr glücklich zu fühlen. Darauf erzählte ich ihm, was mir den Tag vorher Fröhliches widerfahren, und daß ich an seinem Platze gesessen und eine andere Beichte gehört habe. Während ich aber so sprach, sah mein herumschweifendes Auge den blonden Fremden an eine nahe Säule treten, und mit den Augen mir lauter Küsse winken. Da erzählte ich noch eifriger und feuriger, bis mich plötzlich der Pater mit strengster Stimme unterbrach. Das Glück sei allerdings eine Sünde, und ich sei eine tiefe verworfene Creatur, die er nicht absolviren könne. Und mehr dergleichen sprach er, und schrieb mir die Bußen vor, ich hing aber an des Fremden Lippen und vor dem Küssen hört' ich nichts mehr von des Paters Worten. Als er seinen Zorn beendigt, schloß ich die Falte meines Schleiers, welche ich nach der Säule zu geöffnet hatte, stand auf, ging an dem blonden Manne vorüber, hinaus ins Freie bis vor die Stadt ans Meeresufer. Und er folgte mir Schritt für Schritt.

30.

Fortsetzung.

Die Sonne war eben aufgegangen, und es war sehr schön. Wir setzten uns auf einen überhängenden Felsen, und sahen ins Meer hinaus. Aber es dauerte nicht lang, und wir sahen einander nur in die Augen, und die Seligkeit wurde so groß, daß ich auch die Augen schloß. Der Fels schützte uns vor der Mittagshitze, und als es Abend ward, gingen wir über die Gli sparti,

wo die Leute spazieren gehen, und setzten uns noch einmal nieder auf dem englischen Gottesacker unter einem Monumente, um Abschied zu nehmen bis zur ersten Stunde der Nacht, wo er durch den Garten über den Balcon in mein Zimmer kommen wollte.

Es war wiederum Nacht, als ich zu Hause ankam. Unsere ganze Familie war im Saale versammelt, und Alle fuhren mir mit den heftigsten Reden entgegen; man hatte ihnen erzählt, ich sei am frühen Morgen außerhalb der Stadt gesehen worden, und ein Mann sei hinterdrein gegangen, mein jüngster Bruder wollte mich des Abends auf dem Gli sparti am Arme eines Mannes promeniren gesehen haben. Meine Mutter weinte, mein Vater fragte, nur mein älterer Bruder schwieg und sah mich zuweilen nachdrücklich an. Ich hatte wenig Aufmerksamkeit für all die Dinge, und sagte, ich sei von den gestrigen Anstrengungen und der schlaflosen Nacht erschöpft in der Kirche eingeschlafen, und erst spät am Abende erwacht. Man möge mir zu essen geben, denn ich hungerte sehr. Meine Familie verließ den Saal, nur mein älterer Bruder blieb noch eine Zeit lang sitzen und sah mir schweigend zu, wie ich eifrigst aß. Dann stand auch er auf und ging schweigend fort. Er war mir der liebste von meinen Geschwistern. Das Mädchen leuchtete mir auf mein Zimmer und ich legte mich ruhig schlafen, denn ich war müde. Der Blonde kannte genau den Weg zu mir, und ich freute mich, von ihm geweckt zu werden.

Ein Geräusch auf dem Vorsaal weckte mich auf; ich wußte nicht, wie tief in der Nacht es wäre. Ein Flüstern gedämpfter Stimmen dringt an mein Ohr, ich erkenne meines älteren Bruders Stimme, ich höre die Worte: „schamloser deutscher Ketzer“ — aber keine Antwort. Feste, schnelle Fußtritte, die immer heftiger und eiliger werden, sich aber nicht von der Stelle entfernen, deuten mir an, daß zwei Männer mit einander ringen. Nicht lange dauert's, so fällt etwas zu Boden, und es wird ganz still. Eine Weile darauf wird meine Thür geöffnet, ich fühle die

heißen Küsse meines Geliebten. Ihn zu fragen fand ich keine Zeit. Als die dichte Nacht ein wenig zu weichen begann, hieß er mich meine Kleider anlegen und ihm folgen, in meiner Eltern Hause könne ich nicht bleiben. Schweigend that ich's, und er führte mich an der Hand zum Balcon. Es schien mir, als läge eine Gestalt am Boden, aber ich sah nicht genauer hin. Mein Geliebter hob mich über den Balcon so tief er konnte hinunter in den Garten — er war stark und gewaltig — so wurde mein Sprung abgekürzt, und ich kam unverletzt unten an. Er sprang mir nach, und wir schlichen uns durch den Garten. Mein Vater schlief den Sommer über im Gartenhause, bei welchem wir vorüber mußten. Es war Frühsommer, ich sah ihn in der Dämmerung schon am offenen Fenster stehen, und mir schien's, als sähe sein ernstes Gesicht noch ernster aus. Wir mußten langsam gehen, um kein Geräusch zu machen, vor dem Anblick schützten uns die Bäume, es schien mir aber doch, als sähe er uns, und winkte mir mit der Hand, zu gehen.

Wir eilten fort durch die Straßen bis an den Hafen. Hier sagte mir mein Geliebter, daß er Alphonso heiße, und mich mitnehmen wolle an den Gardasee, wo wir uns des Himmels und der Erde freuen würden. So sind wir über das Meer gefahren und über die Berge gestiegen, und ich habe den Weg nicht beachtet und fände ihn nicht zurück. Hier in diesem Zimmer haben wir dann eine Zeit lang gewohnt. Alphonso sagte zwar, es sei eine lange Zeit gewesen, aber er irrte sich, es war nicht lang. Und eines Morgens trat er zu mir und sagte: Hortensia, wir müssen scheiden, in mein Vaterland kann ich dich nicht mitnehmen, dort ist's zu kalt. Aber ich will dir einen Freund schicken, der soll dich trösten und wärmen. Darauf sagte ich ihm, ich brauche keinen Trost, aber Liebe, und küßte ihn auf die Augen, und legte mich schlafen. Er aber ging. Und es ist schon fünfzehn Monde her, daß er gegangen ist, und Viele sind gekommen, aber umsonst hab' ich auf den Freund Alphonsos gewartet. Wenn nicht die Sonne so schön geschienen hätte und der See so blau

wäre, so wären die Tage sehr traurig gewesen. Aber jetzt ist er da, und nun ist die Welt noch einmal so schön.

Und wenn wir sie fragten, woran sie mich erkenne, so sagte sie: am Herzen. Damit meinte sie die Augen, und noch einmal: am Herzen! damit meinte sie die Stimme. Alphonso habe gerade so deutsch gesprochen wie ich.

Ich fand es nicht für nöthig, alle diese Angelegenheiten gründlich zu untersuchen. Wir ließen unsere Mittagstafel aus dem Wirthshause bei Hortensien aufschlagen, aßen Fische aus dem See, und weiße Polenta und tranken dunkeln Rothwein, und spielten homerische Helden, die kein Geld haben und keine Polizei kennen. Die Sonne ging vorwärts, wir aber saßen und schwatzten von Diesem und Jenem.

31.

Fortsetzung.

Am Garda erhält man den ersten Vorschmack von italienischem Volkscharakter. Man sieht schon überall die wohlgebildeten Männergestalten mit den scharf geschnittenen Formen und Zügen, das Stumpfe, Unklare, Verwischte im Aeußeren des deutschen gemeinen Mannes findet man nirgends. Jeder Einzelne hat ein Gesicht, während bei uns oft zehn dazu gehören. Die wärmere Sonne, das mildere Klima zeitigt und reift auch die Gesichtszüge mehr; bei uns werden wenige reif, darum fehlt uns das Ausgebildete. Der Italiener aber wird ausgebrütet bis die Eierschlage trocken an ihm abfällt, er kennt den Ausdruck „Grünnase" gar nicht. Der Italiener hat nicht nöthig, gleich von früh auf seiner Erde ein sorgenvolles, arbeitsames Gesicht zuzuwenden, daß sie ihn ernähre und erhalte, die italienische Erde ist liebevoller und freigebiger, die Furcht vor dem Erhungern nistet sich nicht in die jungen Gesichter, wie in Deutschland.

Da gehen natürlich auch die Züge muthiger auseinander, und das Gesicht wird klar und klassisch, eine Hebamme der Romantik, die bleiche Sorge, ist völlig unbekannt. Die natürliche Entwicklung wird in nichts gestört, und Alles, was wild wächst, ist schön. Man findet schon unter den Schiffern vom Garda schöne Köpfe. Die Leute fangen auch nicht so früh an zu lernen, sie siedeln nicht die Altklugheit so zeitig auf den Lippen an, sie lernen später lesen und schreiben, aber dafür behalten sie bessere Augen und geschicktere Hände. Mit fünf Jahren geht ja bei uns schon der Teufel los, und die Herrschaft des Herrn Bakel beginnt mit aller Angst und Hast des Knaben. Da liegt der italienische Bube noch fünf Jahre in der Sonne, und sein Verstand übt sich in eigenen Sprüngen, und wenn er dann in die Schule kommt, so ist er in einigen kräftigen Sätzen da, bis wohin wir uns bleich und kränklich gekrochen haben. —

Aber der Körper und die Lebensklugheit sind das Einzige, was sie voraus haben. In allem Anderen sind sie ein depravirtes Volk, die christlichen Juden Europa's. Und es wären Bestien aus ihnen geworden, befänden sie sich schon so lange in einer so schauderhaften Sklaverei wie dies Volk aus Palästina. Die moralische Kraft des Italieners ist bereits gebrochen wie Binse — er ist nicht mehr tapfer. Er kann mitunter noch eine tapfere Hand haben, aber das tapfere Herz ist durchlöchert. Er hat Feuer, Leidenschaft, er haßt mit durchdringender Kraft, aber der edelste dieser Affecte, der Zorn, ist ihm lange schon entwendet, der Stolz ist gebrochen und spreizt sich nur noch als Hochmuth.

Man ist gewohnt, sich den südlichen gemeinen Mann aus edleren Stoffen gebildet zu denken; weiß man auch, daß der deutsche Bauer von Nationalruhm und dergleichen nichts versteht, daß sein Streben nur von der Hand bis zum Munde reicht, so denkt man sich doch immer den Südländer idealischer. Und man hat ein Recht dazu, denn dieser bedarf nicht jenes harten Kampfes mit der Scholle Erde um das magere Brot; die Nahrung fällt ihm in den Schooß.

Die Schiffer vom Garda sind nicht viel besser als unsere Bauern: wenn sie von der Herrschaft ihres Landes sprechen, so reden sie auch nur von den Steuern. Die Poeten sind ein trügerisch Volk, wenn sie von fremden Ländern reden, und doch ist's ein Glück, daß sie lügen. Die schöne Lüge und der goldene Traum bleiben das Beste an der Welt, und doch muß etwas Wahres an ihnen sein, wie kämen wir sonst zu Lüge und Traum. Wir erfinden nichts, nicht einmal dies. Wüßten wir nur erst, wer am richtigsten sieht, das Auge oder das Herz. Die kritische Philosophie und die Naturphilosophie sind nicht so unwichtig mit ihrem Suchen nach Subject und Object, nur die Philosophen sind oft unwichtig. —

Es war eine Volksscene, deren sich die Gracchen, wie Cato geschämt hätten, als wir die Zeche bezahlen, und uns einschiffen wollten. Im Hintergrunde des Saales standen wol zwanzig Schiffer, im Vordergrunde eine unverschämte italienische Wirthin, uns gegenüber am Fenster saß unbekümmert um Alles, was vorging, Hortensia. Die Wirthin verlangte eine Summe für unser karges Mahl, als hätten drei Luculle bei ihr gegessen. Ich bat den Staroſt, ihr zu sagen, daß wir keine Engländer seien. Das nützte nichts. Er rapportirte, wir seien zwei deutsche Doctoren, die von Büchern lebten, und in Deutschland seien die Bücher sehr mager. Das ginge sie nichts an, und bei ihr hätten wir von schönen Fischen gelebt, übrigens habe sie bei Durchreisenden schon dicke und fette deutsche Bücher gesehen, und Signore — der Staroſt — sähe ja so golden und silbern aus, daß es ihm auf solch' eine Kleinigkeit nicht ankommen werde.

Dadurch war er aus dem Felde geschlagen, er drehte ihr lächelnd den Rücken und schlug Chamade.

Jetzt kam die Reihe an mich; denn der Archivarius hatte keinen Anstand dazu, den Leuten auf den Leib zu gehen. Er steckte zwar die Hände in die Taschen als mimische Andeutung, dort sei Alles unter Curatel gelegt, hing den Kopf vor, sah das Banditenvolk unter den Augenlidern hervor spitzfindig an, sprach

ein paar sehr vernünftige Worte; aber er räumte immer nach einigen gelinden Streichen das Schlachtfeld. Ich räusperte mich also, und fragte den Staroſten was auf Italieniſch „niederträchtig und Himmel-tauſend-Donnerwetter“ heiße. Das Zweite wußte er nicht, ich gab's alſo deutſch, und ſprach fünf Minuten lang in vermiſchten Sprachen alle Grobheit über eine unverſchämte Rechnung durch. Dabei ging ich der Wirthin mit drohenden Geberden nahe; ſie zog ſich auf das zahlreiche Corps ihrer Landsleute zurück, das eine ſchweigende Sauvegarde bildete. Manch deutſches Theater hätte was gegeben für zwanzig ſolche Statiſten zur Stummen von Portici. Und doch waren die Kerle nicht einen Centeſimo werth, ſie öffneten der Wirthin eine Rückzugsgaſſe, ließen mich ſogar hineindringen, ohne mich in Beſchlag zu nehmen, duldeten, daß jene ihren Rückzug als vollkommene Niederlage in der Küche ſchließen mußte. Und zu dieſer Landesverrätherei trieb ſie nur die Gewinnſucht. Jeder von ihnen rechnete darauf, zu unſeren Fährleuten zu gehören, Keiner wollte ſich durch unnöthigen Zorn verhaßt machen; die Geſchichte von den dreißig Silberlingen hat einen tiefen Sinn. Ich feierte, wie die ſpäteren römiſchen Imperatoren nach einem unblutigen Siege, wobei ich nur Heldenworte geliefert, einen glänzenden Triumph, und wir zogen ab, dem Dienſtmädchen die uns beliebige Summe einhändigend. Unten vermißte ich den Staroſt, und ich fürchte heute noch, er hat es nicht übers Herz bringen können, daß der Anſtand ſo verletzt und die Rechnung nicht ganz berichtigt wurde. Er war ſehr delicat, und hat wahrſcheinlich mein mühſam erobertes Terrain wieder aufgegeben.

Hortenſia hing an meinem Arme, um ihre Schultern die kleine italieniſche Laute, ſonſtiges Gepäck hatte ſie nicht, unſere Mantelſäcke lagen auf dem Molo in der Sonne. Die Aſſiſenverhandlungen mit den Schiffern begannen. Der Jude verlangt das Doppelte für ſeine Waare, der Italiener das Dreifache. Kann ſolch ein Volk ſtolz ſein, kann eine Nation ohne Stolz etwas leiſten? Die Licitation ging los. Bei ſolchen

Gelegenheiten entwickelt der Italiener sein ganzes Erbtheil Cicero's und Dante's, er häuft rhetorische Figuren, detaillirt den Catilina bis auf alle möglichen Defecte in den Unterbeinkleidern, erfindet Höllen- und Himmelszustände. Er ist der geborne improvisatorische Redner und Dichter. Es ist aber Alles nur Renommisterei, sein Argument und sein Gedicht; wenn der Deutsche sein ordinäres Talglicht dran hält, so verschwindet der leichte Spuk. Drum haben die Italiener auch nie anderswo etwas geleistet als in der dreisten Täuschung des Epos, sie sind geschwätzig wie die Spatzen und lügnerisch wie die Gascogner. Jedes Volk, das lügt, hat einen Grad lebhafter Phantasie, die auf den Bergen herumspringt, wenn sie sich auch niemals hineinwagt. Nur Dante macht eine Ausnahme, weil er ein welt- und himmelsgeschichtlicher Epiker war, man sieht ihn aber auch immer eisgrau unzufrieden mit seinen Landsleuten, darum halt' ich ihn auch nie für einen reinen Italiener. Dieser hat die trefflichsten Anlagen und Anfänge zu allen Dingen in sich, er ist vielleicht der reichste Embryo unter allen europäischen Völkern, aber er braucht ein Huhn, um seine Enteneier auszubrüten, er allein bringt nichts Großlebendiges zu Stande. Wenn man sich Mühe giebt, wird man die fremde Zeitigung bei allem großen Italienischen finden. Auch der Italiener Napoleone gedieh durch Frankreich. Ist solch eine Hypothese auch wie im Latein die Regel, welche so reich an Ausnahmen sind, sie hilft doch ordnen und lernen.

Daß sich nicht öfter ein Tasso findet, liegt an den neueren Jahrhunderten, welche keine ordentliche neue Religion mit phantastischen Thaten, also auch keinen Glauben, keine Begeisterung mehr brachten für blau und rothe Geschichten. Petrarca ist mir immer der redendste Beweis gewesen, daß es mager um die italienische Poesie stände, ein sauberer Drechslermeister kann nirgends anders so viel Glück machen, eine Putzblumenmacherin ist anderswo eine Putzblumenmacherin, aber keine Göttin, die Blumen schafft, auch wenn jene geschickte Person neue Blumen

erfände. Nur in Italien wird ein Petrarca daraus. Die Italiener machen viel Geschrei, mitunter auch ein künstlich Geschrei, aber von den Urtönen der Menschheit, von der eigentlichen Poesie wissen sie nichts. Wenn wir ihnen auf ein paar Jahre einen unserer Romantiker, z. B. nur Herr Novalis leihen — wir werden uns wundern, zu welchen capitolinischen Helden herausstaffirt wir den wieder bekommen! Sie haben den Zauberborn der berauschenden christlichen Mythe in der Nähe gehabt, das ganze katholische Land war ein romantisches Gedicht, sie durften nur abschreiben — haben sie's wol vermocht?! Wie feinfühlend sind statt ihrer die Deutschen jenen mystischen christlichen Nerven tastend nachgegangen, Deutsche, die in der Mark oder Lausitz wohnten, und auch die Anregung improvisiren mußten. Und da sie nun den Gefühlen keine Gedanken erfinden konnten, haben sie denn wenigstens bei dem Mangel an Romantik plastische Figuren erfunden, haben sie Dramen geschaffen?! Sind die Alfierischen Marionetten-Republikaner, die im Draht auf- und niedergehen, sind diese Menuettentänzer der Rede werth?

Was Auge und Ohr kitzelte, was Aufsehen und Lärm machte, war immer ihr Wesen; Töne und Farben haben sie erfunden, und das ist Alles. Und weil das schöne Dinge sind, so kommt uns noch heutzutage ihre Renommisterei so schön vor. Dazu sehe man Italien an, und frage: wie kommt ihr zu Farben? man höre das Volk sprechen und singen, und frage, wie kommt ihr zu Tönen?! Sie haben ein Land wie gemalt, und haben alle Stimmritzen fürs Conservatoire in Wien. Der Herrgott muß bei Schöpfung Italiens fürtrefflich bei Stimme gewesen sein — der jämmerlichste Kerl jenseits der Alpen hat ein Organ voll Klang und Klarheit.

Aus dem Chaos von Stimmen und Vorschlägen sonderten sich endlich vier rüstige Ruderer heraus, Hortensia sprang in das breite, geräumige Boot, und machte sich und mir an seinem Haupte bequeme Sitze zurecht. Das Geschrei und Unterhandeln ward immer stärker, wir waren taub geworden, und antworteten

nicht mehr darauf, die vier Ruder klatschten in den See, wir fuhren davon, ohne daß wir nach so vielem Geschwätz gewußt hätten, was wir eigentlich zahlen sollten. Im Zahlen ist der Italiener romantisch, diese Ungewißheit ist sein Element, da spintisirt er nun über die ungewisse Forderung oder Schuld. Eine Art Ambition in Geldangelegenheiten habe ich nirgends gefunden. —

Hortensia hatte sich zu meinen Füßen gesetzt, und sah mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt bald mich, bald das scheidende Torbole an. Der Archivarius saß neben mir, war aber eigentlich schon seit einer halben Stunde im Fenster eines Fruchthändlers, wo ein sehr braunes Mädchen ein Hemd nähte, und von Weitem mit ihm schäkerte. Der Spaß wurde ihm sehr dadurch erschwert, daß er ein kurzes Auge hat, und sich einer zerbrochenen, antiken Lorgnette bedienen mußte, zu deren Gebrauch viel Geschicklichkeit gehörte. Aber durch die schlechte Lorgnette wurde ihm das Mädchen wahrscheinlich interessanter — das Boot wendete sich, es ging ans Abschiednehmen mit der Fruchthändlerstochter, und nun ging die deutsche Romantik los. Beinahe einen Tag über hatte er sie in der Nähe gehabt, und sie war ihm reizlos gewesen, jetzt verlangte er, wir sollten ein Stück umkehren, er wolle telegraphische Geleitsvorschläge machen. Der Vorschlag ward mit allgemeinem Murren aufgenommen, und halb verdrießlich, halb lachend legte er sich auf den Rücken, und sah in den Himmel. Der Staroſt war durch die Ruderer total von uns abgeschnitten, und lag im jenseitigen Ende des Bootes, seine Türkenpfeife rauchend, und die Schiffer nach allerlei unnützen Dingen fragend. Der See ging hoch mit seinen blauen, blauen, ach, so reizend blauen Wellen, der Archivarius lispelte mir etwas von möglicher Seekrankheit zu, ich widersprach nicht. Torbole, das stürmische, verschwand mehr und mehr, Riva trat seitwärts vor die Augen. Die Kerle ruderten, als hätten sie Schmuggelwaaren. Hortensia griff leise über die Saiten hin. —

32.

Fortsetzung.

Ich bin es nie im Stande gewesen, mehrere Stunden lang ununterbrochen erregt, entzückt, begeistert zu sein — wenn's durchaus sein muß, so wird mir die schönste Sache langweilig oder komisch. Eben weil ich den Napoleon nur einmal als kleiner Bube gesehen, bleibt er mir ewig so interessant und groß. Die Gewohnheit kann lang dehnen, aber nicht groß machen. Sogar die Schönheit kann langweilig werden, drum giebt es immer noch etwas, was für unsere verwöhnten revolutionären Sinne über die Schönheit geht, das ist die Jugend, ist der Reiz.

Der Eindruck des Garda war mir schon historisch geworden, Hortensiens Augen hatte ich vielfach geküßt — ich schlug die italienische Grammatik auf, und lernte conjugiren, die Beispiele lagen nahe, der Archivarius warf sich eifrigst zum Collegen auf, es wurde in einer Viertelstunde so viel gelernt, daß wir einen ganzen Tag davon leben konnten. — Da erhob Hortensia ihre klare Stimme, und griff voll in die Saiten, und ich war so erschrocken von dem schönen Tone, daß mir die Grammatik in den See fiel. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit beginnt die Italienerin ihren Gesang. Das kommt wol zum Theil von der vollrunden, majestätischen Stimme, den vollen Vocalworten, mit denen sie anheben, und dem halbkirchlichen Rhythmus, der ihnen in seiner katholischen Weichheit eigenthümlich geworden ist. Sie sind alle weltliche Nonnen, und eh' sie heiß und lustig werden, ist Auge und Stimme erst feierlich. Das ist keine Coquetterie, es liegt tiefer. Man könnte allenfalls sagen: hinter dem üppigen Sonnenscheinleben liegt eine dunkle Nacht, die aus Auge und Stimme herausschlägt, wenn sie plötzlich sich erheben. Die italienischen Männer sind meist schlechte Männer für die Weiber, es ist wenig Zärtlichkeit in ihnen, und — sie sind Sklaven.

Wenn sie's versucht haben, die Ketten zu brechen, so sind sie ausgelacht worden, weil sie keinen Muth bewiesen. Was finden die Weiber bei ihnen? Und die Weiber sind römischer geblieben, als die Männer; man findet es bei allen Völkern, daß das Grundelement der Nation bei den Männern eher verwittert; die Weiber werden weniger verwirrt durch viele Eindrücke, ihr Schatz ist kleiner, aber gedrängter.

Es ist noch heut' etwas vom alten Rom, ein Gedanke Cornelias, der Gracchenmutter, oder so etwas in Aug' und Stimme des italienischen Weibes. Ich sah und hörte staunend nach Hortensien hin. Sie sang ein Lied von Napoleone, dem imperatore grande, und die bärtigen Schiffer streckten die Rücken gerade, riegelten die Augen auf, und stimmten mit tiefen Stimmen ein. Es war ein Lied aus jener fabelhaften Zeit, wo der junge Bonaparte mager, wüstendürr und trockenbraun im Gesicht aus Aegypten und Syrien zurückkam, und das Auge ruhmeswollüstig überall herumirrte. Es ist dies immer die interessanteste Zeit in Napoleon's Leben für mich gewesen. Damals brachte er sich den ersten Araber mit, er glich dem Cäsar auf ein Haar, und er hatte nur mehr Poesie und weniger Egoismus im Gesicht, als jener. In dem Auge lag noch die ganze Wollust des jungen Ruhmes, die Züge waren noch durstig, die Haare noch lang, der Körper bog sich noch geschmeidig, seine ganze geistige Jugend stieg wie damals zu Pferde, als er mit den barfüßigen und barhäuptigen Sansculotten von Montenotte und Millesimo, die jetzt Schuhe und Narben hatten, wieder nach Italien zog. Die Uniform war ihm weit, es sollte Alles erst erfüllt werden, es stand erst Alles auf dem Spiele — und das Fertige ist groß, das Werdende reizend. Wie ein zweifelhaftes arabisches Epos brachten seine Soldaten damals die Geschichte von der Pyramiden-Schlacht nach Europa: man sah im dämmernden Sonnenlichte auf der unabsehbaren trockenen Fläche das große Schauspiel, Turbane in endlosen Reihen und blinkende Säbel flogen im Galopp vorüber, „Allah, il Allah", der

alte fabelhafte Ruf, klang gespensterartig in das moderne: „Vive la République“. Augenlos, stumm sahen von fernem Horizonte die märchenartigen riesenhohen Pyramiden zu, wie ein berittener junger indischer Bramine, der nur Geschichte studirt hat am Ganges, sprach der junge Bonaparte zu seinen Soldaten von den vierzig Jahrhunderten, die von jenen Spitzen ihnen zusehen, man schwieg vor Staunen über all die wunderbaren Dinge. Die Pestkranken in Jaffa mit ihrem fürchterlichen einsamen Tode drängten sich auch in jene befremdlichen Tableaux, wo blaue und rothe Franzosen unter asiatischer und afrikanischer Sonne herumschritten. Wie ein Geist war der junge Held durch den Meeresnebel und Nelson's lauernde Schiffe zurück nach Frankreich gezogen. Man wartete begierig auf den neuen Feldzug, ob denn das Alles wahr sei. Napoleon's ganze Herrlichkeit, die man schon zu ahnen anfing, stand auf dem Spiele, und aus Hoffen und Fürchten braut die Welt ihr Interesse.

Von jener glänzendsten Zeit des jungen afrikanischen Napoleon, und von den früheren gallopirenden Siegen bei Lodi, Arcole, Castiglione und all den Namen, die wie Goldstücke bei tollem glücklichen Glücksspiele über einander stürzten, von jenen fliegenden, brausenden, jähen Thaten des jungen Genies, des olympischen Adlers sang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zusammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäsar in den Kahn bei Brindisi steigt, und den Schiffer im Sturme tröstet: „Du trägst Cäsar und sein Glück“. Und es sang von dem emporgesprungenen Weibe Italia, das sich mit offenem Busen dem willkommen schönen Cäsar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptischen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es sang das Lied wunderbar schöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, schwieg Alles und die Schiffer tauchten die Ruder leise und geräuschlos in den See.

Nach einer Weile fragte ich sie leise, ob sie wol den Napoleon liebten, und wünschten, daß er noch gebiete. Oh, si Signore,

sagten sie, aber er habe doch zwei große Fehler gehabt, erstlich hätten sie zu viel Steuern zahlen, und zweitens alle Soldaten werden müssen. Dabei reichte mir einer die Grammatik, die er aus dem See gefischt hatte, und erbat sich dafür einige Centesimi.

Wahrlich, es ist eine tief poetische Nation, und die Kerle hatten Köpfe, als kämen sie eben aus dem Senate in Rom! Sie haben eine viel abscheulichere Prosa, als wir in Deutschland, weil sie umringt sind von schönen Veranlassungen. Wir lieben den Napoleon, obwol er uns mit Füßen getreten, die Italiener hat er wiedergeboren, und sie fürchten ihn nur. Ich will indeß nicht ungerecht sein, und nicht vergessen, daß meine Helden Gardaschiffer, und daß die meisten Italiener, die ich gesehen, nicht von der vornehmsten Classe waren. Aber es ist leider Alles, was man in jenem Lande sieht, von niedriger Art, denn offener oder versteckter streckt Jeder die Hand nach Geld aus. Man haßt in jenen Gegenden Oesterreich nur wegen des Kopfgeldes und des Tabaks, man liebt noch am meisten Baiern, weil es am wenigsten Steuern verlangt hat. Unsere honorige, intelligente Mittelclasse, die sich zur guten Stunde doch einmal für etwas interessirt, was über Essen und Trinken hinausgeht, existirt gar nicht. Und die höheren Classen und die strebende Jugend halten sich den Mund zu, und lassen sich nicht sehen oder dürfen sich nicht sehen lassen. Ein Land der kleinen Conspiration hat viel kleine Menschen. Es ist gar zu viel Täuschung in diesem Lande; nur bei Privatangelegenheiten gilt ihnen das Leben nichts, bei öffentlichen Dingen sind sie feig. Der bessere Deutsche macht es doch umgekehrt, er ist humaner, und der Franzose hat privatim und öffentlich alle Taschen voll Courage. Wahrlich, es glaubt's kein Mensch, wenn er diese bedeutungsvollen Gesichter sieht. Wie ein gefallener Herrscher sah der vor mir sitzende Schiffer aus, vornehm schaute er auf die Arbeit, als erniedrige er sich durch sie, stolze Züge, große geheimnißvolle Augen, scharfgeschnittener Mund, die edelste Nase, ein krauser dichter Backenbart, eine starke, hohe und schöne Figur schienen

der Einband des schönsten Buches zu sein. Und wenn man die Züge auseinanderblätterte, so kauerte hinter den gewaltigen Formen eine jämmerliche, innere Muthlosigkeit.

Nur die Weiber haben alle Muth, wenigstens zur Liebe, keine weicht einem Gefechte dieser Art aus. Die Männer sind die Schauspieler Europa's, sie führen ums Geld Komödie auf wie Tragödie; Coulissenreißer sind sie auch ohne Geld von Hause aus. Um Nichts den entsetzlichsten Spectakel zu machen, das versteht der Italiener vortrefflich. —

Wir legten am jenseitigen Ufer des Sees an, um den Eselsberg zu besteigen. Man geht neben kleinen malitiösen Eseln aufwärts, und hat sich vor ihnen zu hüten: es giebt eine Sorte dummes Volk, das nicht nur dumm, sondern auch brutal ist: wenn sie sich satt gegessen haben, schlagen sie hinten aus. Oben sieht man nichts als ein unbedeutendes Stück Wasserfall, und weiter unten Mist in allen Winkeln. Es waren viel Käfer da und das Volk machte viel Wesens; ich hatte nicht Zeit, mich um das eigentliche Wesen dieser Spelunke zu kümmern; nicht einmal zu einem Hause war Platz da, der steile Fels verengte Alles. Sonst kleben aber an jedem Einbug des Sees die kleinen italienischen Städte wie Schwalbennester, und die fremden Spatze finden überall in Italien ein Plätzchen. —

Hortensia war im Boote zurückgeblieben, und mir schien's, als habe sie geweint. Ich nahm sie um den Hals, und fragte sie, was ihr fehle. Sie machte ein sehr ernsthaftes Antlitz und sagte: Du liebst mich nicht! Ich versicherte sie natürlich des Gegentheils, setzte hinzu, daß ich eben nicht viel Zeit hätte wegen der neuen Gegenstände, und wollte sie eben zärtlichst küssen, da stieß der Starost den Kahn ab, und wir purzelten auseinander, sie in die Arme des Schiffers, ich auf den Schooß des Archivarius, der über die masculine Zudringlichkeit sehr ungehalten war. Wir lachten und setzten uns an den Boden des Kahns, und sie lehrte mich Guitarre spielen. Jetzt konnten wir nicht mehr fallen. Es war aber doch sehr zart von den vier Schiffern, daß sie mit

dem Abstoßen des Kahns gewartet hatten bis unsere Zärtlichkeitsangelegenheiten geordnet wären — ohne Zuthun des Staroſts wären sie nicht abgefahren. Tact für Liebesverhältnisse hat der gemeinste Italiener, er weiß, was sich schickt, wenn man ein Mädchen im Arme hat. —

Der Tag senkte sich allmälig, und wir steuerten auf hohe, weiße Schlösser zu, die am Ufer des Sees lagen — nach Limone führen sie, sagten die Schiffer. Es waren spanische Schlösser, nämlich terrassenförmig abgesetzte weiße Pfeiler, zwischen denen Citronenwäldchen gepflegt wurden, es wohnte Niemand da als ein Gärtner und dichter italienischer Duft, der die Sinne befängt. Ich saß mit Hortensia an einem solchen Baume, und wir sahen uns abwechselnd in die Augen, und durch die breiten stillen Blätter auf den See hinaus, auf welchem der Sonnenuntergang mit ausgestreckten Armen sich gelagert hatte. —

Plötzlich sprang das Mädchen auf, faßte mich krampfhaft bei der Hand, und starrte nach der Seite. Es war mir, als sähe ich eine männliche Gestalt hinter einem entfernten Pfeiler. Mit metallloser Stimme sagte sie: „Es ist mein Bruder", und stürzte wie ein Reh die Stufen hinunter. Ich ihr nach, sie erraffte unterwegs den Staroſt bei der Hand, und riß ihn mit sich ins Boot, ich befolgte diese stumme, praktische Schnelligkeit, und griff nach dem unter Citronen wandelnden Archivarius. Der Aufseher trat mir in den Weg, eine discrezione erheischend; ich hatte kein kleines Geld und gab ihm, was mir in die Hand kam. Die allzu große Gabe wollte ich aber doch gut haushälterisch ausbeuten, es fehlten mir nur die italienischen Worte. Ich wußte nichts als rückwärts zu deuten, von wo wir Jemand die Treppen heruntereilen hörten und „No — no — no!" zu sagen. Er nickte mit dem Kopfe und eilte zurück; wir fuhren ab. Bald hörten wir einen heftigen Wortwechsel — oh, questa voce! rief Hortensia und verbarg ihr Haupt in den Schooß. Der pfiffige Italiener hatte mich verstanden und bezeugte sich dankbar, so weit wir ihn hören konnten. Auf längeres Zuthun von seiner

Seite war nicht zu rechnen, der Staroſt mußte alſo unſern Leuten kund thun, daß wir nicht eingeholt werden dürften. In dieſem Lande, wo jeder Nachbar den Nachbar betrügt, wo die Intrigue überall zu ſehen iſt, wie bei uns die Polizei, fällt das nicht auf — ſie nickten mit den Köpfen, drückten die Ruder tiefer und flacher ins Waſſer, und warfen, ohne ein Wort zu wechſeln, den Kahn in eine andere Bahn, als wollten wir gegenüber vor den ſpaniſchen Schlöſſern landen.

Der Abend kam uns zu Hilfe und legte ſich ſanft wie ein ſammtener Mantel über den See. Hortenſia war todtenſtill und ſah ſcharf nach der Richtung von Limone hin, der Archivarius ſang leiſe ein deutſches Lied, es ward ſo heimlich und wohnlich in meinem Herzen, daß ich mich nach freundſchaftlichem Beſuche ſehnte. Da kamen aus den Wipfeln der Citronenbäume alle die Weiber, die ich je geliebt, über den See gerauſcht und ſetzten ſich mir auf die Schultern und auf die Weſten und Rockflügel, und jede flüſterte die ſüßen Dinge, welche wir einander geſagt hatten, und jede flüſterte ſie mit dem Anfluge ihres Dialekts, die eine norddeutſch, die andere ſüddeutſch. Es war ein Flüſtern und Koſen wie beim Thurmbau zu Babel, und es war mir ſo menſchenfreundlich, ſo mahometsſüß ums Herz, daß ich's nicht anders bezeichnen kann, als mit den Worten: Es war ſehr hübſch.

Unterdeß fiel die Dunkelheit wie ein Nebel ins Waſſer, und die klare Nacht erhob ſich, und öffnete ihre goldſilbernen Augen, und der See ſchloß ſich und ſtreckte die Wellen zum Schlaf wie nach vollbrachtem Tagewerke.

Das ſind die Augenblicke, wo ſich aus nahen und fernen Landen Alles um den Menſchen verſammelt, was je eines ſeiner beſten Gefühle getroffen hat. Die Helden der Geſchichte ziehen vorüber, und das geſchieht immer nur des Nachts, denn nur des Nachts erſcheinen Geiſter. Selbſt die größten Geiſter des Tages werden erſt geſehen, wenn es Nacht wird. Die kleinen menſchlichen Geliebten hatten ſich bis zum Unſichtbaren zuſammengekauert, ſie ſind Kinder des liebenswürdigſten Tactes und

wollten das große Tableau, das sich eben auf dem Wasser aufstellte, nicht stören. Wie Schattenbilder in der Luft zogen die alten Römer vorüber, kein menschlicher Ausdruck des Leides oder der Freude war in ihnen zu sehen, sie waren nie Menschen, sondern sind immer Soldaten gewesen.

Ich kenne wahrhaftig nur aus der schon verfälschten Zeit des heuchlerischen Augustus, des großen Ahnherrn Ludwig Philipps, einen Römer, der auch ein Mensch war. Dieser Mensch heißt Properz, und hat seine Menschlichkeit in Elegien niedergelegt. August geht nach Klein-Asien und Properz soll mitgehen, um unsterbliche Lorbeeren zu sammeln. Er hat aber eben einen Feldzug mit dem schönsten römischen Mädchen eröffnet, und geht nicht nach Klein-Asien. Als August zurückkömmt, und einen pomphaften Triumphzug in Rom hält, da steht Properz mit seinem Mädchen vor der Thür, und lächelt sehr über den bei ihm vorüberziehenden Imperator mit all seiner asiatischen Pracht und Herrlichkeit, und erzählt ihm seine Schlachten und Siege, in denen Rom Rom sich unterworfen.

Ganz hinten auf dem See lagen die Cimbern und Teutonen und schmausten, und ich sah es mit an, wie die römische Klugheit unterdeß sie berückte, und die Römer waren eherne Aristokraten, und die Cimbern und Teutonen waren deutsche Stämme. Das Essen und Trinken war von jeher bei den Deutschen die Hauptsache. Ich drückte die Augen zu, und als ich sie wieder öffnete, sah ich die römischen Thier- und Menschenhetzer unter den Kaisern, und die langen germanischen Barbaren, welche den römischen Thron einrissen, und die Langbärte, die Longobarden, die über das Ufer herüberkamen. Und all diesen Gewinn, dieses Mark sah ich hinschwinden vor der römischen Klugheit. Mit ein wenig wohlriechendem Rauch, einem Bischen Musik und Lirum-Larum-Löffelstiel wurde Alles wieder genommen. Ich lobe mir die Päpste, und ich sah ein, daß die Klugheit das Beste sei für die Völker. Der Archivarius sang den letzten Vers seines deutschen Liedes. Plötzlich sprang Hortensia auf, hielt ihm den Mund zu,

schlug den nächsten Schiffer auf die Schulter, und wies nach Limone hin. Der Schiffer schliff seine Augen, legte sich mit dem Ohr über Bord bis dicht an die Wasserfläche, nickte mit dem Kopfe, gab den Gefährten ein Zeichen, und warf den Kahn auf eine andere Seite. Ich sah und hörte nichts. Mit Blitzesschnelle fuhren wir eine Strecke in anderer Richtung, und hielten plötzlich ganz inne. Kein Mensch regte sich, ich konnt' es hören, wie hinten der Staroſt, der wie ein Corsar ausgestreckt im Boote lag, den Dampf aus seiner Pfeife stieß. Allmälig schien es auch mir, als hörte ich leise Ruderschläge, mit Hilfe des Glases gewahrte ich ein Boot, das in einiger Entfernung von uns ganz in unserer früheren Richtung mit aufgespanntem Segel vorüberstrich. Wir bückten uns alle, um den Umriß über dem Wasser so unbedeutend als möglich zu machen. Schon glaubten wir den Feind vorüber, Hortensia hielt sich krampfhaft an meinem Arme fest, da verschwand auf einmal das Segel, und unsere Schiffer fingen aus Leibeskräften an zu rudern. Wir waren entdeckt, das uns verfolgende Boot hatte umgelenkt und kam hinter uns drein. Der Verfolger näherte sich trotz unserer Schnelligkeit, und die Schiffer sagten, er müsse fünf Ruder haben. Nur ein Ruder fand sich noch in unserem Boote, ich ergriff's und arbeitete nach Kräften. Hortensia küßte mich mit kaltem Munde dafür, und nahm meinen Reisestock und half auch rudern. Es war umsonst — das Boot kam immer näher. Ich zog meinen Reiserock aus, Hortensia bekleidete sich damit, und knöpfte ihn bis oben zu, setzte sich meine Mütze auf, legte sich das Gesicht in den Arm, und lagerte sich zum Schlaf zurecht. Alles geschah, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Bei italienischen Schiffern bedarf's aber keines Wortes, sie verstanden Alles und ließen nach mit heftigem Rudern. Ich begann mit dem Archivarius das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt die Courage nimmermehr", und erwartete den Feind. Ueber die verrätherischen Füße Hortensiens warf der Doctor seinen Schlafrock. Das Boot brauste heran. Der Aufseher von Limone, den ich so reichlich beschenkt

hatte, war der fünfte Ruderer, ein echter Italiener, der eine neue discrezione verdienen wollte. Hortensiens Bruder war der sechste Mann, und schon hielt ich unsere Mannschaft triumphirend für überlegen an Zahl, als plötzlich im feindlichen Boote noch ein langer bärtiger Kerl sich aufrichtete. „Machen Sie Ihren Reisesack auf, Herr Staroſt, und setzen sie Kupferhütchen auf ihre Terzerole, antworten Sie so grob, als Ihr Gedächtniß Worte auftreiben kann."

Der Citronenaufseher griff an unser Boot, um zu entern, mein Stock fiel blitzschnell auf seine Hand und heulend zog er sie zurück. Hortensiens Bruder und der bärtige Kerl machten Anstalt in unseren Kahn zu springen. Ich stellte mich jenem, der Doctor diesem entgegen. Das Handgemenge ward allgemein, da der Citronenaufseher jetzt gegen den Staroſt ansetzte; nur die Schiffer hielten sich auf beiden Kähnen völlig neutral, wie blos weiter leitende Elemente. — Da brannte plötzlich der Staroſt seine zwei Schüsse los, und mit einem Ruck war die Scene geändert, die Schiffer beider Boote duckten sich, und stießen die Kähne auseinander. Hortensiens Bruder und ich schwankten einen Augenblick über den See; — wir stürzten beide hinein.

Ich sank tief, eh' ich in meiner halben Sinnenlosigkeit zu den Schwimmoperationen Anstalt machte. Mit Hast drückte ich mich an die Luft hinauf, denn ich hatte, kurz vorher nahe am Ersticktwerden, keinen Athem zuzusetzen. Es war finster und leer, tohu wabohu, als ich Athem schöpfte, nichts zu sehen, nichts zu hören, und ich war so total verworren, daß ich auch keine Richtung unterschied, ich konnte eben so gut den See der Länge nach hinunterschwimmen, statt nach einem Ufer hin. Matt und erschöpft war ich bereits, meine Lage glich der eines Verlorenen. Ich sah mich nach dem Himmelswagen um, der am westlichen Horizonte steht, ich horchte, ob Hortensiens Bruder nicht darin schwimme, die entgegengesetzte Richtung müßte ja die meine sein. Es schien mir, als hörte ich ein fernes, leises Plätschern. Der See war sehr schön, und das Wasser war lind und blau, aber

es war eine gefährliche Schönheit; ich wünschte in einem schmalen deutschen Teiche zu sein, die Müllerstube mit dem warmen Ofen und der pausbäckigen, behäbigen Wirthin in der Nähe. Was halfen mir jetzt die Citronenwälder! Da kam dem Staroſt der glücklichſte Gedanke, er ſchoß ſein Piſtol ab, und ich warf mich luſtig in die Wellen hinein. Bald hört' ich ſie mir entgegenkommen, bald lag ich wie ein naſſer Robbe in der Barke.

33.

Malceſini.

Glücklicherweiſe war mein Mantelſack auf dem Boote, ich kleidete mich in Eile um, die Schiffer lachten ſtill, der Archivarius und der Staroſt ſtellten ſich vor Hortenſien und lachten ebenfalls.

Unſere Feinde hatten gar keine Kriegserklärung für nöthig erachtet, man hatte ſich auf gar keine Fragen und Erörterungen eingelaſſen, es war römiſch hergegangen. Wir wußten nicht, ob Hortenſia erkannt worden, ob ihr Bruder erſoffen ſei. Einem lebhaften Angriffe und Widerſtande weicht der Italiener aus. Unſere Schiffer legten bei Malceſini an; dort wollten wir einige Stunden ſchlafen und vor Anbruch des Morgens weiter fahren. Mit einigen Flüchen und Demonſtrationen durch Stock und Fauſt wurde der Schwarm Geſindels vertrieben, der ſich überall wo Fremde ankommen, an dieſe hängt und auf das Gepäck ſtürzt. Es war wenig Licht in dem kleinen Orte zu ſehen, und er bot einen unheimlichen italieniſchen Anblick dar. Hortenſia hing ſich beim Ausſteigen innig an mich, und als ich ſie aufs Auge küßte, küßte ich eine thränenfeuchte Wimper. Ich fragte ſie, was ihr fehle, ſie ſchüttelte den Kopf „niente, mio Tedesco", und drückte mir einen heißen Kuß auf die Lippen. Da ging ſie von mir, und machte ſich mit dem Gepäck zu ſchaffen.

Als wir mit einer geschwätzigen Wirthin, die halb hübsch, halb garstig war, Zimmer, Betten und Speisen behandelt hatten, und uns häuslich einrichten wollten, ward Hortensia vermißt. Wir liefen an den See, wir suchten an allen Ecken und Enden und schickten Boten aus — umsonst, sie war nicht aufzufinden. Ein Boot war nicht gelandet, vom See her konnte ihr nichts begegnet sein; es blieb nichts übrig, als sich in des wunderlichen Mädchens Thun zu ergeben.

Es war Alles so märchenartig hergegangen, seit ich das Mädchen getroffen, daß ich jetzt nachdenklich an dem großen Tische unseres Zimmers saß, und den Archivarius fragte, ob denn das Alles wirklich passirt sei. Er lächelte und sprach: In Italien kann Alles passiren.

Ich fragte unsere zweifelhafte Wirthin, was sie zur Hortensia meine. Sie lächelte wie eine deutsche Soubrette, machte mir ein Compliment, warf mir einen verrätherischen Blick zu und hüpfte, ohne Antwort zu geben, hinaus.

Der Starost öffnete einen kleinen Balcon, der auf den See hinaus führte — es war eine rabenschwarze Nacht draußen, trotzdem, daß die Sterne am Himmel glühten, und es war todtenstill. Ich saß unbeweglich an meinem Tische, und dachte fortwährend: das also ist Italien!

Da erhub sich plötzlich draußen ein Geschrei, welches durch seine Regelmäßigkeit den Charakter eines Gesanges annahm. Es war ein Ständchen; in Deutschland hätten wir's anfänglich für Feuerlärm gehalten, und die Ansicht wäre freilich nicht ganz falsch gewesen. Es mußte entsetzlich brennen bei dem Burschen, denn er schrie wie ein Zahnbrecher, und sang wenigstens fünfzehn bis zwanzig Strophen in einem Strich, nach ein und derselben Recitativ-Melodie herunter. Sie haben in Italien Alle Stimmen wie die Hähne, und wenn er gegen Ende der Strophe ein wenig erschöpft war, so fing er doch die neue stets wieder mit einer Vehemenz an, daß ich noch bei der zwanzigsten davor erschrak und mich vor dem nächsten Anfange fürchtete.

Ich habe noch niemals einen sanften Trieb wie die Liebe, so entschlossen um Hilfe rufen hören. Alles war todtenstill, nur der arme verliebte Teufel schrie seine Litanei; es hätte ein Stern herunterfallen mögen.

Wenn man im September oder October durch einen großen, flüsternden deutschen Wald fährt, da hört man den Hirsch sein Ständchen brüllen, just wie diesen Italiener, und es ist lebensgefährlich, ihm nahe zu kommen.

Wir schlossen den Balcon und kletterten auf das himmelhohe Bett, welches in ununterbrochener Breite ein Dritttheil der Wand einnahm, und uns Dreien überflüssigen Raum gewährte.

Aus süßen italienischen Träumen weckten uns die Schiffer. Wir wollten noch in der Morgenfrühe den See entlang fahren, und wenn die Sonne im Mittag stünde, bereits zu Verona im kühlen Schatten ein schönes Mädchen küssen, von dessen liebenswürdigen Zügen wir jetzt noch keine Ahnung hatten.

Malcesini lag noch tief in seinen nächtlichen Decken. Die Engländer machen viel schöne Stahlstiche, und stellen oft einen kleinen Hafen dar mit einigen kecken Häusern und kecken Piraten — so ist mir Malcesini erschienen in seiner Nachtruhe.

Das Wasser des Sees war warm wie ein schlafendes Mädchen, die Sterne waren lebendiger geworden, die Luft schlief regungslos. Das Schifflein flog rasch in den dunkeln See hinaus.

Da flogen graue Blitze über den Himmel; furchtsam traten die Sterne zurück. Und die Blitze wurden heller, und mit ihnen flog der Morgensonnenwind über die Berge des Ufers, die Sterne wichen weiter und weiter, und die Schiffer spannten das Segel auf, und brauchten nicht mehr zu rudern — die Kraft des Tages regiert, der Tag kam vor der Sonne hergeflogen.

Freilich wurde es plötzlich kalt, und als ein Schiffer sah, daß ich am meisten dabei fror, warf er mir seinen braunen Mantel zu, und sagte resignirt: Er sei's gewohnt.

Der See öffnete sich eben in stolzer Breite nach dem Süden hinunter, und die ernsthaften Rinaldini-Ufer des nördlichen Sees wurden weich und rund, und verloren sich weiter unten in die Fläche der Lombardei, nach Peschiera und Verona hinab. Die Isola bella — denn eine solche hat jeder italienische See — sprang wie ein Garten der Armide aus dem Gewässer, und es leuchtete aus der Ferne von ihr her, wie weiße Schlösser leuchten, hinter deren Säulen schöne Nymphen tanzen. Die Augen Jean Paul's blitzten mir von den Zinnen entgegen, und ich sah den Titan die hohen Treppen auf- und niedersteigen und in den wollüstigen Gebüschen verschwinden.

Das Schifflein trieb um das Vorgebirge unserer guten Hoffnung, die Schiffer nannten es die Spitze des heiligen Vigilio. Der gute steinerne Alte steht hier am Eingange in den engeren Garda, und weiß gewiß nicht weshalb. Ich will nicht dafür einstehen, aber es war mir, als trüge er einen Henri-quatre, ein Schutzpatron der Wachsamkeit, kommt den Italienern sehr ungelegen, und genießt wenig Aestimation, unsere Schiffer nahmen nicht einmal die Mützen vor ihm ab. —

Aber eine alte verfallende Kirche hinter ihm von gutem Stein, und weiter am Ufer hin, das immer ergiebiger und gefälliger wurde, weiche, sammtene Olivenwäldchen, eine glänzende Morgensonne, ein dampfender See, und in der Fensterblende ein Mensch, der über uns her den See entlang blickt — mußte mir's nicht einfallen, wie das Alles ein Goethe'sches Gedicht sei; ich hörte die Worte in dem Wellenschlage.

In Deutschland ist Goethe gestorben, aber in Italien saß er vielleicht in der Fensterblende der alten Kirche Vigilio am Vorgebirge des Garda. Es war ein schöner katholischer Sonntag, der mit der schönsten Sonne auf Italien herunterfiel. Der Mann da oben war gewiß — er regte sich nicht, und es war zu

weit, um genau zu sehen. Ich ließ die Schiffer halten, und sang mit lauter Stimme:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

„Blüh'n" antwortete das Echo, und der Starost sagte, der Mann ob St. Vigilio habe mit dem Kopfe genickt.

34.

Bardolini.

Wir ließen uns von der Morgensonne bescheinen, und dachten nichts und wollten nichts — Alles ringsum war Gold, und gesund waren wir auch, und es war mir, als ginge es direct nach Rom.

Wir landeten am kleinen steinernen Molo von Bardolini, und fochten mit der italienischen Gefälligkeit um unser Gepäck. Es war ein fauler papistischer Sonntag, das ganze Städtchen war in Putz, und der Wirth des kleinen, ganz kleinen Kaffeehäuschens, bei dem wir eintraten, um zu frühstücken, sah aus wie ein alter Römer an einem Feste des Jupiter. Er trug ein Paar ungewiß gelbe Nankinghosen, die er unzweifelhaft Tags vorher eigenhändig im See gewaschen hatte, und jetzt an der Morgensonne trocknen ließ. Sie waren noch viel länger als seine sehr langen Beine. Ich hielt den Mann für einen Nachkommen der Fabier: mit demselben altrömischen Ernste, wie jene zu Dreihundert in den Todeskampf zogen, schritt er hinter seinen kleinen Ladentisch und bereitete eine Tasse Kaffee. Ein echt römischer Kaffeewirth, der nach Rom gehörte — er behandelte sein Geschäft mit derselben Feierlichkeit wie ein Prälat in St. Peter das seine. Sein blauer Frack war von einem würdigen, klassischen Alter, man bewunderte die Defecte der Aermel, wenn man in das feierliche Gesicht des Mannes blickte. Seine

Nase war schöner und größer als die Vespasians, und die moderne Bildung war nicht spurlos an ihr vorübergegangen, der Schnupftabak war darin zu Hause. Er kochte immer nur für eine Tasse, und seine gläsernen Augen sahen stier hinein in die kleine Flamme, er holte immer nur ein Polentabrötchen vom Nachbar, und jede neue Bestellung einer Tasse und eines Brötchens nahm er mit solchem Geräusch und solcher Wichtigkeit auf, und er lief so weit hin und her, daß Bardolini, das sich mit Jugend und Alter vor seinem Hause versammelte, glauben mußte, es sei eine Karawane bei ihm eingekehrt. Das ist italienische Geschicklichkeit, aus Kleinigkeiten historische Facta zu machen.

Anfänglich war es mir überraschend, bald aber doch sehr lächerlich, diese Heldenfigur Kaffee kochen, und wie einen kleinen Marqueur „subito — subito, Signore“ schreien zu hören, wenn eine Kleinigkeit verlangt wurde. Das geht aber in Italien nicht anders: der Himmel ist noch jener alte lateinische, die Männer wachsen noch lang und groß, aber sie erfechten keine Siege mehr, sondern sie kochen Kaffee. —

Wir ließen uns einen Kutscher rufen, und es begann wieder eine römische Scene, wobei das sonntägliche Bardolini, das sich um uns herum gruppirte, seine Rolle getreulich mitspielte. Der Kutscher war ein schöner Römerkopf mit deutschen Augen und germanischem Haare. Es war eine Freude, ihn anzusehen, wenn er das hohe Fuhrlohn, das er bis Verona verlangt hatte, mit Wort und Geberde, mit Zorn und Lachen vertheidigte. Er that das mit solcher Wichtigkeit, und sprach mit einer Energie, wie der junge Scipio mit Carthagern unterhandelt hat. Ich betrachtete mir den jungen Mann mit vielem Vergnügen, und konnte den Gedanken nicht los werden, was er für Glück machen würde, wenn er nach Berlin käme, namentlich da er nur italienisch verstand. Sie würden sagen — wenn ich sage „Sie“, so meine ich immer die Berliner — „Ne, det is een jeborner Jarde-Offecier, und er spricht een Ausländsches wie die Heinefetter.“ —

Ich konnt' es ihm gar nicht verdenken, daß er so viel forderte, und so viel Spectakel machte: es war Sonntag und er wollte mit seinem Mädchen Sonntag feiern, und sein Mädchen war gewiß das hübscheste in Bardolini. Aber wie schnöde verleugnete auch er die germanische Erinnerung seiner Locken und Augen, das hohe Fuhrlohn lockte ihn mehr als das schöne Auge seines Liebchens, er zürnte fortwährend, daß er uns fahren sollte, aber er fuhr uns und ließ um einige blanke Gulden sein Mädchen im Stich. Ein echter Italiener!

Brausend ging's hinab von Hügel zu Hügel gen Verona hin. Die Rebengelände am Wege wurden immer üppiger und zärtlicher, das Land wird immer dunkler grün, immer weicher, immer reicher. Die Pferde trabten lustig, die Sonne lachte dem Sonntagsmorgen ins Gesicht, der Italiener sang, wir streckten uns behaglich in unserem Wagen, wir waren so herrschlustig, als führen wir zum Congreß nach Verona und als wären wir Hauptpersonen.

Der Archivarius war eigentlich aus Berlin, und als wir Verona unten in der Fläche liegen sahen, da dachte er an Berlin. Das thut nun zwar jeder Berliner bei jeder Stadt, aber hier gab's doch eine Ursache dazu: wir sprachen von Hardenberg. Vor zehn Jahren war er auch herab von den Alpen nach Verona gefahren, und als man ihn zurückfuhr über die Alpen, da war der menschenfreundliche Mund kalt und das zärtliche Auge war geschlossen.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, es war ein sehr kalter, russischer Winter im Jahre 1823, ich las damals alle belletristischen Journale, obwol ich noch sehr jung war, und alle belletristischen Journale schrieben damals mit Enthusiasmus über das Theater, vom Congreß zu Verona wollten sie nichts wissen. Ich war zu jener Zeit ein Tertianer und schwärmte für die Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen ich in der Abendzeitung gelesen hatte. Als nun der Rector vor Weihnachten unsere Schule schloß, worin er uns ermahnte, während

der Ferien tugendhaft zu sein, und worin er uns mittheilte, daß er künftig nicht mehr „Herr Rector", sondern „Herr Director" heiße, da macht' ich mich auf und ging auf der langen Chaussee von Schlesien bis nach Berlin. Das dauerte viele Tage und es war grimmig kalt, die Schneedächer flimmerten wie Krystall; ich schritt aber immer muthig fürbaß, und der Gedanke stärkte mich, bald das berühmte Schauspielhaus, und die berühmten Schauspieler zu sehen. So kam ich gegen Abend nach Berlin und ging sogleich ins Theater. Ich war sehr glücklich, immer einen Helden der Abendzeitung nach dem andern kennen zu lernen. Erst nach vielen Jahren ward ich inne, daß an jenem Abende lauter schlechte Schauspieler spielten, und ich eigentlich gar keine Ursache gehabt hatte, glücklich zu sein. Eins nur war mir damals sehr unangenehm: ich fand nicht genug Begeisterung im Publicum; namentlich sprach man wo ich hinhorchte, von der Leiche, welche angekommen sei. Ich war ein kleiner beweglicher Bursche und horchte überall hin.

Am andern Morgen erfuhr ich, die Leiche Hardenberg's sei in einem metallenen Sarge aus Italien angekommen. Bei seinem Tode lernte ich ihn also erst kennen; denn die Madame Seidler war mir damals viel interessanter als Hardenberg. Die Berliner waren gar nicht gut auf ihn zu sprechen, und ich erinnerte mich, daß ich selbst in müßigen Stunden, wenn ich keine Journale zu lesen hatte, sehr unzufrieden mit Hardenberg gewesen war, obwol ich ihn nicht gekannt hatte. Mein Vater sagte immer, er habe den Franzosen zu viel nachgegeben, und das fand ich sehr Unrecht, denn die Franzosen waren in meinen Augen alle Spitzbuben.

Als wir jetzt nach Verona fuhren, und mir der Archivarius Liebesgeschichten vom Hardenberg erzählte, dachte ich etwas anders über ihn.

Er ist eine weiche, adelige Erscheinung in der preußischen Geschichte, seine Manieren waren vornehm, verbindlich, voll Grazie und Cultur, seine Diplomatie war artig, und doch voll

Würde, sein Herz war poetisch, sein Auge hing voll Geist und Zärtlichkeit, sein ganzes Wesen war übergossen mit jener bestechenden Humanität, welche den Neid entwaffnet, und den souveränen Stolz des Mannes aussöhnt mit der Nothwendigkeit, beherrscht zu werden. Hardenberg regierte liebenswürdig, und das will viel sagen, denn jedes Regieren hat etwas Gewaltsames.

Er hatte früher Anspach und Bayreuth verwaltet, und der wunderliche Haugwitz, ein schlesischer Edelmann, war ihm zu Berlin im Wege. Haugwitz leitete damals in Preußen die Geschäfte, und ihm zum Theil verdankt Preußen die geschickte Wendung der Verhältnisse, welche die Schlacht bei Jena erzeugte. Hardenberg nahm eine entschlossenere, würdigere Stellung den Franzosen gegenüber. Auch er war für einen Krieg, aber für den Krieg 1805, vor der Winterschlacht bei Austerlitz. Haugwitz war eine sehr merkwürdige Erscheinung zu Berlin mit dem Hauptportefeuille in der Hand, ein socialer Roué, ein Bildungs-Roué, ein Roué des Genies. Er hatte ein sehr rasches, edelmännisches Leben geführt, überall oberflächlich nebenbei nach Cultur getrachtet, besaß empfindsame Partien des Gemüthes, machte, wenn ich nicht irre, sogar Gedichte, war sehr eitel, und bestrebte sich lebhaft, originell zu sein. Friedrich den Großen copirend, regierte er aus der Mitte seiner Orangerie, trug einen genial schmutzigen Jabot und sah stets überhäuft, tiefsinnig und aufgelöst aus. Plötzlich interessirte ihn ein Mistbeet mehr als ein Friedensschluß, und er warf die Acten an die Erde. Im Salon aber spielte er den alten, weitläufigen Diplomaten, hielt lange Reden, um nichts zu sagen, manövrirte mit der Tabaksdose, und spielte am Ende unzeitig den erzürnten deutschen Grafen, welcher die neuen Franzosen mepriſirte. Die damalige romantisch frankenfeindliche Stimmung kam ihm zu Statten; nur der König selbst, der von jeher versöhnlich und friedliebend war, blieb in dem damaligen Taumel nüchtern und besonnen, und wehrte ab, so lange es irgend thunlich war. Aber alle Damen

glühten von Frankenhaß, sie theilten Farben an die Ritter aus, vor dem Palais des Prinzen Louis, des jungen preußischen Ritters, der weniger besonnen als tapfer war, wetzten die Helden ihre Schwerter — das altadelige Ritter- und Soldatenthum, verlangte den Krieg 1806, Haugwitz zog sich eines Tages die Staatsuniform an, und ließ den französischen Gesandten abweisen, der ahnende König gab endlich nach, und der Krieg brach los.

Hardenberg war ganz anders. Es war ein anderer Adel, den er repräsentirte; er war mit Würde vornehm, er war ein wirklicher Weltmann. Seine imponirende Repräsentation stellte auf dem Congresse zu Wien Preußen würdig neben den berühmten Vertreter Oesterreichs, den Fürsten Metternich, dessen Persönlichkeit so viel Paragraphen gewann. Man hat es dem Hardenberg vorgeworfen, daß er zu großmüthig gewesen, zu nobel, namentlich zu generös gegen die Franzosen, daß Preußen mehr hätte gewinnen können. Das moralische Gewicht, das ihm Hardenberg verschaffte, war höher anzuschlagen, als einige Quadratmeilen.

Hardenberg ist als Roman- oder Novellenfigur interessant. Er hat sich wie ein Mensch mit den Staatsgeschäften abgegeben, nicht wie ein Geschäftsmann, er behielt ein sensibles Herz, das ihm die besten Streiche spielte. Und gerade seine Schwächen sind so liebenswürdig. Er war von Jugend auf galant gegen die Damen, und er ist mit einer Galanterie gestorben.

Seine letzte Liebe bezeichnet sein leicht bewegliches Gemüth am Besten. Es war um die Zeit, als der Somnambulismus Mode ward. Ein junger Arzt in Berlin, der wunderlich genug, an mehreren Orten auf Augenblicke in die Weltgeschichte heraustritt, der Dr. Koreff, erzählt dem Staatskanzler von diesem träumerisch-poetischen Zustande, und Hardenberg, den alles Moderne interessirte, der wie ein Poet dies und jenes romantische Faible hatte, war sehr neugierig, dies zu sehen. Dr. Koreff erzählte von einem jungen schönen Mädchen, und sie sprachen

über das Käthchen von Heilbronn und den Grafen Wetter von Strahl und vom Hollunderbaume, und daß der Somnambulismus dem Mädchen in Hardenberg's Palais viel besser stehen werde als sonstwo. Die Gemalin des Staatskanzlers war eine kluge Frau, und nahm das Mädchen zu sich, und man träumte und somnambulirte wie Käthchen unter dem Hollunderbaume.

Da erhoben sich die Cortes in Spanien, und die Regenten versammelten sich in Verona. Auch Hardenberg sollte auf die Reise; aber er war krank, sein Interesse für den Somnambulismus hatte seine Nerven angestrengt; der Arzt untersagte die Reise. Aber Hardenberg unternahm sie, und Käthchen blieb weinend in Berlin zurück. Ihr Wetter fuhr über die Alpen.

Zu Verona erfrischten Hardenberg die Staatsgeschäfte wieder, sein Auge ward wieder stark, seine Stimme wieder fest. Der Congreß ging zu Ende, die Billets zwischen Kaiser Alexander und Chateaubriand, worin sie einander die Berühmtheit garantirten, hörten auf, Hardenberg reiste ans mittelländische Meer, um sich durch die Seeluft vollends zu stärken, er kam in Genua an, und heiter und vergnügt stand er eines Tages am Fenster, und sah über das weite grüne Meer, und dachte auch an ein grünes Leben, das noch vor ihm läge. Da brauste ein Wagen den Platz herauf, er hält vor seinem Hause, eine Dame springt heraus, sie fliegt ins Zimmer. Die Sehnsucht hat Käthchen über die Alpen getrieben.

Aber der bejahrte Edelmann war dem Tumulte seines Herzens nicht mehr gewachsen. Nach wenig Tagen fand man ihn todt in seinem Lehnstuhle, die Liebe lag auf seinem starren Gesichte, glücklich wie er gelebt hatte, war er auch gestorben. Der Tod war ihm plötzlich gekommen wie ein Kuß.

Und damals als ich des Theaters wegen nach Berlin kam, traf eben seine Leiche aus Italien ein; denn der König hatte den liebenswürdigen Mann sehr geliebt.

Das Käthchen von Heilbronn hab' ich niemals in Berlin gesehen.

Ich war ganz traurig über diese Geschichte worden, und vergaß, daß wir dicht bei Verona waren.

35.

Verona.

Es liegt in einer von der Sonne braun gebrannten Ebene. Wenn man nicht besonders neugierig ist, fährt man vorüber. Das Entrée ist ebenfalls nicht lockend. Es ist ein stattlich Dorf, das allmälig zur stattlichen Stadt wird. Wir sahen nichts als Mönche, Soldaten und Schleier. Die Mönche sind noch nicht tief genug aus Italien, und die Soldaten sind Oesterreicher, also beider Gattungen Gesichter stumm. Aber die Schleier sprachen desto mehr. Es war gegen Mittag, die Kirchen waren aus, unser Don Juan von Bardolini fuhr wie Theseus durch den belebten Corso, die schmale lange Hauptstraße Veronas. Links und rechts flogen die langen weißen Schleier, und in der Schnelligkeit sahen wir dahinter und daneben eitel tödtlich schwarze Augen, und alle schossen und alle trafen.

Ich wußte nur nicht, ob ich rechts oder links gehen sollte, sonst wäre ich gar nicht in den Gasthof eingetreten. Und die Romanschreiber hatten doch also Recht; ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte vor hübschen Mädchen, und sie machen's nicht so stocktugendhaft wie in Deutschland, wo jedes Auge entweder sagt: ich bin verheiratet oder ich werde heiraten. Sie halten die Liebe nicht für ein Handwerk, wozu man einen Gewerbsschein braucht, sondern für eine freie Kunst.

Mit einem tiefen deutschen Seufzer trat ich ins Haus. Eine dralle hübsche französische Grisette mit hüpfenden Gazellenaugen sprang an uns vorüber, und lachte und rief: „Bon jour,

Messieurs!“ und als wir nicht rasch genug dankten, flüsterte sie lachend zum Kellner, wir seien sicherlich aus Deutschland. Und als ich aus dem Fenster unseres Zimmers sah, da lag ein breiter eiserner Balcon einen Stock tief unter mir, darauf standen drei Frauengestalten in schwarzseidenen Kleidern, und die eine war immer schöner als die andere. Schwarze schmiegsame Locken, braune Locken, an den Norden mahnend, fielen auf die vollen weißen Schultern, und große nördliche Augen, in denen man ausruhen kann, sahen herauf nach dem Fremdlinge.

Ich wußte gar nicht, wie ich mein Glück, meine Freude, mein Wohlsein äußern sollte, so vergnügt war ich, ich wußte noch gar nicht, was Alles geschehen würde, aber ich wußte, daß sehr Schönes sich ereignen müsse, und ich wußte, daß ich nichts zu wissen brauchte.

Die Hauptsache waren aber die nordischen Augen — oh, es sind die Augen der Heimat, und sie erzählen lange, lange Geschichten mit liebenswürdiger Schwatzhaftigkeit. Südliche Augen sind Blitze, sie treffen eh man sie völlig sieht, sie sind zwei Leidenschaften, denen man sich in die Arme wirft. Aber nördliche Augen sind still webende Gedichte mit geheimnißvoller Tiefe, dunkle Wasser mit lockendem endlosem Grunde, sie sind kein blendender Feuerschein der Donnerwolke, sie sind schönes erquickliches Tageslicht. Sie entzünden nicht die unbändige Leidenschaft; aber sie wecken die schmerzlichsüße Sehnsucht, sie erweichen uns ganz und gar, unsere ganze Seele streckt bittend, flehend die Arme aus nach diesen weichen nördlichen Augen.

Ich kenne zwei graue Mädchenaugen mit geheimnißvoller schwarzer Pupille und mit schwarzen Schatten, und wenn ich ein Gedicht machen will, und wenn ich auf Augenblicke ein glücklicher und guter Mensch werden will, so denk' ich an jene großen grauen Augen mit den geheimnißvollen schwarzen Schatten.

Die Weltgeister haben die Menschen geschaffen; aber die unendliche Gottheit selbst hat uns die Augen gegeben. In den Augen allein wohnt die Unsterblichkeit, und ich will's jedem

Menschen an seinen Augen ansehen, wie er aussehen wird in einer andern Welt. —

Aber die Augen müssen nicht eintönig schwarz, braun oder blau sein, denn in solchen steht nichts geschrieben.

Lauter solche Gedanken schaukelten mich, als ich auf den Corso in Verona hinabsah nach dem Balcone. Wenn die schwarzseidenen Damen mit den vollen Lockenköpfen und den weißen Schultern heraufsahen, so waren ihre Blicke allerdings sehr ernsthaft, es waren nicht dramatische Blicke Italiens, aber es war jener schöne, sanfte Ernst, der auf ein Lächeln wartet, es war der Ernst eines reichen epischen Gedichtes.

Die kleine Französin hatte mir bald vertraut, daß es unermeßlich reiche, sehr schlecht französisch sprechende Damen, daß es sehr sonderbare, ja verrückte Damen, mit einem Worte, daß es Engländerinnen seien. Die älteste war die Frau eines sehr garstigen Lords gewesen, der Lord hatte sich aber ersäuft, weil er zu viel Geld und zu viel Langeweile gehabt, die Lady halte ihre Trauerzeit in Verona, und habe zu dem Ende den ganzen ersten Stock des Gasthofes gemiethet, und zwar auf drei Monate gemiethet.

Und die andern beiden Damen? Die kannte sie nicht, sie sprächen immer englisch. Sie sollten die Schwestern der Lady sein.

Dabei lachte das Mädchen immer schelmisch und sagte, sie sei aus Paris. Sie dachte, ich wüßte das nicht, als sie aber nach einiger Zeit die keifende Stimme der Lady hörte, und mit rothen Wangen von mir schied, da schien mir's, als zweifelte sie nicht mehr dergestalt an meinen geographischen und orthographischen Kenntnissen.

Meine Gefährten waren ausgegangen, um Kirchen und Merkwürdigkeiten Veronas anzusehen. Ich fand meinen Gottesdienst auf dem Balcon viel passender, und drei schwarze schöne Damen schienen mir eine sehr wichtige Merkwürdigkeit, die man als gewissenhafter Historiker sorgfältig betrachten müsse.

Das Grabmal Juliens sollte ich mir ansehen — Julia, du weißt es, wie ich dich geliebt von jener Stunde an, da ich zu dir sprach: „Daß ich der Handschuh wär' an deiner Hand, und küßte deine Wange", ich war noch sehr jung damals, als ich zum ersten Male las von deiner plötzlichen göttlichen Liebe, und seit jener Zeit besuche ich alle Maskenbälle, um dich zu finden. Shakespeare weiß es, denn ein großer Dichter sieht tief in die Herzen, daß ich den ganzen Winter unter zärtlichen Küssen die Julia liebe und den ganzen Sommer unter lustigen und schalkhaften Küssen die schöne humoristische Porcia. Ich gedenke deiner in Verona, ich sehe die schwarz und rothen Montagues und die schwarzen Capulets unter meinem Balcon auf dem Corso heranziehen und die Degen entblößen, ich seh' es: da drüben an jener tiefen Hausthür fällt mein alter Freund Mercutio, der Tod und der Humor ringen wie Tod und Leben auf seinem bleichen, bärtigen Gesichte. Ich seh' es: hier aus der Seitengasse stürzt Romeo mit den langen Locken und großen schwärmerischen Augen, sein Degen ist blank und er schreit laut, daß meine Engländerinnen selbst erschrecken: „Tybalt, Mercutios Mörder, steh'!" Und hier auf dem Trottoir vor dem offenen Kaffeehause beginnt der Kampf. Tybalt fällt, Romeo wirft den Degen weg, und geht in jene enge Nebengasse; dort führt der Weg hinaus nach der Etsch und nach dem Garten der Capulets, wo Julia harrt — — ja, ja, Alles das geschah hier unten und drüben auf jenem Platze. Aber Julia, was soll ich an deinem Grabe, wenn ich den Romeo nicht finde!

Solche alte Stellen seh' ich nicht gern wieder, es ist hohes Gras drüber gewachsen, Schutt und Steine liegen zerbröckelt umher; alte Liebes- und Trauerspiele haben später keine Augen mehr. Ich ließ den Archivarius und den Starost hinausgehen, und blieb.

Den Grabstein Juliens hat man fortgekauft für ein Museum — wenn die arme Julia noch lebte, ich glaube, sie setzten auch sie in solch Antiquitätencabinet, und zeigten sie als Merk-

würdigkeit. Brave Leute, diese Antiquare, brave Leute, aber schlechte Musikanten. — Das stolze Haus der Capuleti, wo der glänzende Maskenball war, jener Maskenball, auf welchem wir unsere Herzen verloren, das stolze Haus ist jetzt eine Fuhrmannskneipe. Und das soll ich mir ansehen — für eine Fuhrmannskneipe den Palast der Capulets geben, den ich mir seit der ersten Lectüre von Romeo und Julia erbaut habe!? Nicht doch!

Ich blieb still an meinem Fenster stehen und sah hinab auf den schattigen Balcon, wo die schwarzen Engländerinnen mit den weißen Schultern hin und wieder gingen. Es war mir sehr wohl zu Muthe, die Luft war so verführerisch weich, die Mädchen waren so nahe, und besonders die eine mit dem braunen Haare, die so oft heraufsah. Es lag so viel englische Geschichte in dem großen grauen Auge.

Die andern gingen ins Zimmer, sie blieb allein auf dem Balcon. Ich legte mich tief hinab zu ihr und flüsterte: „Daß ich der Handschuh wär' an deiner Hand: und küßte deine Wange".

Pause. Sie regte sich nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie Schlegel'sches Deutsch versteht. Hastig riß ich ein Blatt aus meiner Brieftasche, und schrieb ihr Romeos Worte darauf, faltete es, ließ es vor ihre Füße fallen. Es glitt über ihre schönen Schultern, und fiel an den Boden des Balcons. Sie regte sich nicht. Ich fürchtete den kleinsten Wind, aber es wehte nicht der kleinste Wind. Es war eine charmante Windstille, man wußte nicht, was geschehen würde.

Und das weiße Taschentuch fiel ihr aus der Hand. Sie hob es auf, und ging ins Zimmer. Der Himmel segne deine unsterbliche Liebe, Romeo!

Ich eilte hinab auf die Straße, denn das Gesetz der Schwere zieht auch die Liebesbriefchen nach dem Boden. Klassischer Corso, ein neuer Montague ging auf und ab.

Sie kam wieder, und sah hinauf und sah herab, aber der Zettel flog, ohne daß sie's bemerkte. An der Hausthür, wo Mercutio zum letzten Mal saß, erhaschte ich ihn. Es war mein

Zettel, und wenn es nicht so schön Tag gewesen wäre, so hätte ich nicht gesehen, daß unter meiner Schrift zwei kleine Worte standen, zwei kleine unbedeutende Worte: Why not?

O, du charmantes „Warum denn nicht!“ Ich küßte dich „Warum denn nicht?“ und mein englisches Mädchen ging lächelnd ins Zimmer.

So sagte ja auch Julie zu Romeo, als er sie das erste Mal küßte, „Warum denn nicht!“ —

„Ihr küßt recht nach der Kunst“ — ei, und warum denn nicht?!

Wer am Tisch sitzt, und nicht ißt,
Und nach Italien geht und nicht küßt,
Und die Sonne sieht und nicht lacht,
Der ist aus Langerweil gemacht. —

Wenn ich dich wieder seh', Julia aus Alt-England, werd' ich noch viel glücklicher sein, und doch bin ich schon so glücklich:

Was noch wachsen kann
Ist eben die Seligkeit —

Wenn ich nur Jemand in der Eil' hätte umarmen können, das war meinem Herzen durchaus nothwendig.

36.

Fortsetzung.

Wir knieten in dem dunklen Winkel einer kleinen Kirche neben einander. Die Kirche war sehr klein, und es war nur ein Schleier zu sehen. Das Auditorium bestand nämlich aus eitel Frauenzimmern, und alle Häupter waren gebückt und beschattet von den langen veronesischen Schleiern. Ein junger dicker Prediger sprach von den Höllenstrafen, und hob besonders heraus, daß es in der Hölle gar nichts zu trinken gäbe, weder Wein noch

Wasser, noch Gefrorenes, noch Limonade. Dabei wischte er sich den Schweiß von den heißen Wangen. Wenn ein Baier zugegen gewesen wäre, der hätte sich schön ins Fäustchen gelacht; denn der Herr Caplan hatte das Bier ausgelassen. Was ist das für eine miserable Hölle, wo noch Bier zu haben ist, solche Especen haben wir genug in deutschen Bierkneipen, und dabei haben wir noch Vergnügen. Ein gebildeter Mensch trinkt zwar niemals Bier, aber was kümmert das die Hölle?

Außerdem erzählte der junge Prediger noch, wie man mit glühenden Zangen gezwickt, mit spitzen Nadeln gestochen würde, und was man für schlechte Gesellschaft finde, es war zum Erstaunen, wie er in der Hölle zu Hause war, und alle Details zu entwickeln verstand — die weibliche Versammlung regte sich nicht. Nun kam er noch einmal auf den Durst, und ging dann mit einem tiefen Seufzer zu den Freuden des Paradieses über. Er trocknete sich wiederum den Schweiß ab, und schilderte den interessanten Umgang mit den Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, welchen man da genießen würde. Er entwickelte die besondern gesellschaftlichen Vorzüge jedes Einzelnen und jeder Einzelnen, und sprach besonders von den ausgezeichneten Rednertalenten, welche man dort versammelt finde, und von dem vorzüglichen Orchester, welches Madonna Santa Cäcilia dirigire. Das war ein sehr gefährlicher Moment, und mein verderbtes Innere neigte sich sehr zu der schlechten Gesellschaft in der Hölle, denn langweilige, vortrefflich und rein gesetzte Kirchenmusik und schöne Kanzelreden können mir auch das Paradies verleiden. Jetzt schwang er sich aber mit einer oratorischen Wendung zur himmlischen Liebe, und verbreitete sich darüber links und rechts, da entstand eine Unruhe, ein Flüstern und Räuspern zwischen den Schleiern, daß ich meinte, wir befänden uns im englischen Unterhause, im Hause der Gemeinen, und es flöge „Hört, hört" von Bank zu Bank.

Der Caplan schilderte auch diese Angelegenheit massiv, und ich darf's nicht läugnen, daß das Paradies mit bedeutender

Majorität durchging. Er hielt sich namentlich sehr lange bei den elftausend Jungfrauen auf, und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradiese Gütergemeinschaft herrsche, und Jedermann machen könne, was er wolle.

Darauf entließ er uns mit seinem besten Segen. Ich küßte meiner schwarz verschleierten Engländerin die weiße Hand inbrünstig und andachtsvoll, und reichte ihr meinen Arm. Wie ein Rabe flatterte ich zwischen all den weißen Schleiern zum Kirchlein hinaus. Hier gab es trotz des Gedränges keine Stöße und Püffe wie in Deutschland, es waren lauter sanfte, schmeichelvolle Arm- und Handbemerkungen, welche mich unterrichteten. Und alle liebten den jungen Caplan. Bei der Giulietta war er gestern gewesen, bei der Francesca heute, zur Laura wollte er morgen kommen, er schien das ganze Auditorium persönlich zu kennen, um Kraft seines Amtes die Liebe an allen Orten zu verkündigen. Das wird gewiß ein Heiliger, und er bekommt bald eine größere Kirche. —

Das Kirchlein stand schräg über von unserm Gasthofe, wir hatten gar nicht weit bis nach Hause, aber wir wollten eben weit mit einander gehen. Es war völlig dunkel auf den Straßen geworden, und um diese Zeit fliegen die italienischen Nachtvögel aus. Nachtvögel sind alle Italiener, die Flügel haben, das heißt: laufen können. Es ist um diese Zeit in den italischen Städten, als begänne der Ball auf den großen Plätzen: durch alle Straßen fluthen die Menschen, und schwatzen und lachen, die weißen Schleier fliegen wie Sommerwölkchen, und die Trabanten jenes Gestirns hinterdrein. Die steinernen Häuser von allerlei Bauart schließen die müden Tagesaugen, in ihren Corridoren wird geflüstert und geküßt, sie verrathen nie etwas davon, denn sie schlafen, und hören und sehen nichts. Sie sind die Vertrauten aus den deutschen Komödien, die am Tage für die Liebespaare wachen, und des Nachts für sie schlafen.

Wir kamen am Grabmale der Scaliger vorüber — Jenny sagte mir's — und ich sah die großen steinernen Ritter. Was

sie aber machten, weiß ich nicht, es war zu finster, und Jenny sagte: Was gehen dich die Scaliger an? sie sind von Stein, sehr kalt und lange todt. Man muß den Todten aus dem Wege gehen, denn der Tod ist die widerwärtigste Unregelmäßigkeit des Lebens, der Tod ist das einzige Unglück der Erde, wenn's keinen Tod gäbe, so wären wir Götter. Die Leute, welche ihn nicht fürchten, sind dumm, sind besoffen an hergebrachtem Muthe, ich fürchte den Tod, und wenn ich ein Mann wäre, so fürchtete ich nichts als den Tod. — Vorüber an den Scaligern! —

Vorüber, Jenny! du bist ein Weib.

Hu, wie schwarz, wie dick, wie breit, wie unfaßlich stieg das alte Gebäude vor uns auf; man läuft, man läuft, und entläuft ihm nicht, es liegt Einem mit den schweren Steinblöcken auf der Ferse. Das ist die Arena, das Amphitheater. Todtenstill war's rings um die Arena, mit verwitterter drohender Kraft stand sie da in der Finsterniß, wie besiegter römischer Trotz, wie ein zürnendes Alterthum. Sie gleicht von außen einer unwirschen römischen Ruine, und mit gerunzelten Augenbrauen sah sie hinüber auf die Piazza Bra, wo die österreichische Regimentsmusik Strauß'sche Walzer und Bellini'sche Melodien spielte, wo die Veroneser zu Hunderten auf den breiten Quadern hin- und hertänzelten. Wir traten in die wogende Menge hinein. Ein solcher Abend in der Piazza Bra ist viel vergnüglicher als ein deutscher Ball; es ist nicht so viel Licht da und doch viel mehr Feuer, man braucht nicht untadelhaft weiße Glacéhandschuhe, man braucht keinen guten Ruf, keine Tugend und keine Empfehlung, und Mädchen und Musik sind viel lustiger. Eben kam der Mond über die Arena herauf, ein reputirlicher Kronleuchter, und aus den glänzenden Kaffeehäusern, die alle offen stehen, kam vielfacher Lampenschein zu Hilfe. Hundert Stühle harren, ich setzte mich mit Jenny, wir aßen pesce, schönes südliches Eis, und sahen zu, wie die Weiber und die Paare vorüberlachten. Ach, wie viel Intriguen liefen da durcheinander, wer sie alle wüßte! Aus solchen Haufen hat sich Boccacz den Decamerone

gestohlen, und Boccacz ist noch heute der hübscheste italienische Spitzbube.

Nachmittag, als Jenny bei Tisch gesessen, war ich in die Arena gegangen; jetzt mußt' ich ihr erzählen, was ich da gesehen.

Wer diese Jenny sei? Ja, das erfahre ich selbst erst später; es war das Mädchen mit den blendend weißen Schultern, und sie war mir allerdings bekannt wegen ihrer Schönheit, denn Schönheit sieht der Schönheit ähnlich, aber ich wollte es lange nicht glauben, daß wir uns aus Deutschland kennten. —

Es war also zur Zeit, wo die Engländerinnen zu Mittag aßen, als ich in die Arena stieg. Ich ging wol eine halbe Stunde um sie herum, ehe ich den Eingang fand. Von Außen hat sie ein sehr mürrisches Ansehen, wie eine verfallene Stadtmauer dehnt sie sich im weiten Kreise, die schwächliche Nachwelt hat hie und da schwächliche, ökonomische Holzgestelle in ihre Tiefungen gebaut — die Zeiten purzelten mir so kläglich durch Kopf und Herz, daß ich umkehren und von dannen gehen wollte. Ich meinte auch, es sei nichts Besseres dran zu sehen, als dies braune Lazzaroni-Aeußere.

Hätten nur nicht die Engländerinnen gerad bei Tisch gesessen!

Endlich gerieth ich in eine Oeffnung, man verlangte einige Centesimi von mir, man schob mich hinein, und — beim Jupiter Capitolinus — es war mir, als starrte mich an aus weiten steinernen Augen Roma, die ewige, selber. Mein alter zerlesener Livius blätterte sich auf vor meinen Augen, und die vier Weltbuchstaben S P Q R standen vor meinen Blicken. Es läuft mir noch heut ein Rieseln über die Schultern, wenn ich sie aussprechen höre von einer tiefen Stimme, die vier Worte: „Senatus PopulusQue Romanus“ — da sah ich das braune Numidien, das heiße Syrien, die hohen Lusitanen, die fernen Briten in die Knie sinken, Alles, was groß ist, beugt sich vor diesen vier eisernen Buchstaben. Und diese Buchstaben sahen mir plötzlich ins Gesicht, ich fühlte mich plötzlich in der Römer

Gewalt. Rings um mich liefen die hohen steinernen Treppen hinauf bis an den Himmel, bis zum Jupiter, und Alles war verschlossen, nur dieser hohe, römische Steinweg führte hinauf.

Ich fühlte es, daß ich ein germanischer Barbare sei, denn so hoch und steinern hatte ich mir das Römerthum nimmer gedacht. Wenn man aber in Deutschland, wo ein paar alte Rathhäuser und ein paar neue Theater die Macht der Ahnen und der Zeitgenossen bekunden, wenn man da oben von römischen Bauten hört, da poltern die Worte hindurch durch die Vorstellung und das Gedächtniß, und es bleibt nichts zurück. — Aber jene veronesische Arena liegt jetzt wie ein großes römisches Monument in meinem Sinn. Ich begreife es jetzt, wie die Barbaren, welche über die Alpen stiegen, meist in Ober-Italien rasteten, hier in Verona, dem ersten römischen Vorposten, still hielten — sie fürchteten sich. Diese Arena hatten die Römer in den wenigen Mußestunden beiläufig aufgethürmt, sie war eine kleine Erholungsstudie — das Volk, welches sich solchergestalt mit Riesenbauten erholt, das sucht man nicht gern in Waffen auf. Und man hört gar keinen nennen von den stolzen römischen Namen, der sich für diesen Riesenbau interessirt hätte, ausdruckslose Namen, wie Schulz und Müller, erfährt man bei genauer Forschung. So alltäglich war solch ein Werk.

Hu — es springt ein Bild von schauerlicher Größe Romas in die Höhe, wenn man zu Verona in die Arena tritt.

Ich stieg langsam die Stufen hinauf, und die Stufen waren so hoch, daß meine preußischen Beine gar nicht zureichten. Hatten denn die Römer auch so lange Beine?

Mit dem einen Beine traten sie tief hinein ins stille Asien, bis an die Zelte der Parther, mit dem andern standen sie auf dem Walle von Eboracum, was heute York heißt, im lustigen Alt-England. Sie hatten lange Beine. Für die kleineren Menschen und für die Weiber haben sie aber kleine Fußwege gehauen in die hohen Quadern, welche den langen Schritt theilen. Hie und da läuft solch ein Fußweg bis hinauf zum Jupiter. Da ich

kein Antiquar bin, so hielt ich diese kleinen Schritte für modernes Römerthum.

Es war mir so feierlich, als wenn ich wieder in der lateinischen Classe zu Groß-Glogau säße, und der Rector mit lateinischer Lippe den römischen Klassiker explicirte. In solch feierlicher Schweigsamkeit stieg ich hinauf bis auf die breite oberste Stufe. Die Römer schwindelten nicht: die steile Höhe hinab nach der Piazza ist durch nichts beschränkt, und wenn man sich umwendet, und hineinsieht in diesen spitzzulaufenden Trichter von Treppen, da wird Einem das Herz weit demokratisch. Hier könnte sich die Repräsentantenkammer eines ganzen Erdtheils versammeln, und die Republiken könnten Weib und Kind mitbringen, und es würde noch Platz genug sein zu Intriguen.

Ich dachte mir solch einen alten römischen Abend, wenn das bärtige Togenvolk lang und breit von oben bis unten auf diesen Quadern gelegen hat, stolz und hochmüthig: Und Alles sprach römisch — wer hat das stolze Latein erfunden mit den vollen, unbeugsamen Consonanten und den starräugigen Vocalen! Wie vornehm sprach ein römischer Bettler seine unbeugsamen lateinischen Worte, und der Jude unter den Tempelgängen in Jerusalem, der Germane in seinen Wäldern mußte die wichtigsten dieser Worte lernen.

Ich habe die Römer nie geliebt, denn ich liebe nimmer das bloße Prügeln und Kriegführen, die Schlagedrein und Haudegen, seien sie noch so groß, ich liebe die Schönheit mehr, als die rohe Kraft. Aber wenn ich in die Nähe der Römer komme, so trete ich immer scheu wie vor dem Anblick einer imposanten Matrone zurück. Ich will sie nicht küssen, aber ich will sie staunend betrachten. Und die großartige Einheit des engen Gedankens: „Roma, nil nisi Roma“, die starre Einheit dieses engen Gedankens, in welchen sie alle Welttheile keilten, befängt mich wie der strenge Blick einer Matrone.

Wie in ein Meer sieht man hinein da oben von der Arena, wie in ein römisches Meer — da unten der enge Schauplatz,

das ist der Senat, der Senat aus Gold und Eisen. Dahin laufen alle Stufen; er sitzt wie Neptun mit dem Dreizack im krystallenen, tiefsten Meeresgrunde. Wenn die alten grauen Senatoren ihre Bärte schüttelten, da bebte der Erdkreis.

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verstorbenen Religion, deren Mysterien das Gespött eines Knaben sind. Da unten in der Arena war ein italienisches Theater aufgeschlagen, und man gab ein kläglich Lustspiel nach dem deutschen Signore Gotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber so gräulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern saß. Ein abgerissen, historisch Lachen, das durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Czechen gingen neben mir da oben auf der altrömischen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues österreichisches Tuch genäht, auf ihren schlaffen, struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Oede von Uncultur, auf ihren schwülstigen Lederlippen krochen kothige, uncivilisirte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Der römische Stolz, die römische Rede, die römische Götterform, die römische Heroen-Freiheit bewacht von ein paar hunnischen und czechischen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht schon schneidend wie ein furchtsamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derselbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch so hart wie damals — o, die Italiener sind mir nie so klein vorgekommen, als da ich sie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weise Gibbon vor, der auf dem Colosseum zu Rom seine gigantische Römergeschichte schließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche schließt über das jammervolle christliche Rom. Gibbon war garstig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den

schönen Fluch aussprach und seine Gesichtszüge dabei zu einer erschrecklich schönen Häßlichkeit ausspannte.

Wenn man das Christenthum liebt, so muß man nimmer nach Italien ziehen, die christliche kranke Brust hat all das alte Römermark verzehrt. — —

Ich stieg die kleinen Stufen hinunter, und „bravo, bravo, bravi, bravi", schrie Alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter historischer Scherz, als sich die nordischen Barbaren im vorigen Jahrzehent diese Stadt zum Congreß ausersahen. Ein römischer Posthumus war zerschlagen, und hier auf klassischem Boden wollte man die Verlassenschaft theilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauspiel arrangirt, und alle Sitze sind voll gewesen — in diesem einzigen Anblicke konnte der romantische Norden seinen Sieg über den klassischen Süden erblicken. Solch ein Anblick ist ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier gesessen, und die großen Worte haben sich auf seinen Knieen geschaukelt. Man muß so eitel sein wie Chateaubriand, um auf römischen Steinen große Worte zu haben. In römischen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Tasche nehmen.

37.

Fortsetzung.

Jenny sagte, ich sei ein Narr, und ich sollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich sei ja aus Deutschland.

Ich hatte beim Hinaufsteigen wirklich eine Zeit lang zugesehen und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arena ein Theater aufgeschlagen, so groß wie eine deutsche Provinzialbühne, einige Logen zogen sich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuschauer saßen nun an die fünfzig

Stufen hoch über einander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchsten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber sie hatten feine Augen und Ohren, wenigstens lachten sie tüchtig mit. Die Schauspieler selbst waren einem Deutschen sehr auffallend: die Dame des Stückes, eine hohe römische Schönheit, erschien in einem mit strahlendem Golde besetzten rothen Sammtkleide, und war bis ins Detail prächtig gekleidet. Es war aber ein einfaches Conversationsstück, welches aufgeführt wurde. Als ich immer weiter hinaufstieg, und die Römer sich in meinen Sinn einnisteten, da hüpfte die roth-sammtene Prinzessin wie eine kleine Cleopatra vor meinen Augen herum. —

Außer ihr waren noch zwei Herren in dem Stück beschäftigt. Der ältere war ihr Mann, den sie nicht liebte, der andere ihr Freund, den sie sehr liebte. Alle drei sprachen mit einem Aufwande von Kraft und Energie, als wollten sie die Welt erobern. Jenes prächtige, wichtige Sprechen und Agiren ist aber echt italienisch: sie stammen wirklich meist noch von den alten Römern, und da sie keine Söhne der Scipionen und keine stolzen Thaten mehr haben, so affectiren sie wenigstens Söhne des Cicero und machen stolze Worte. Und Redetalent haben sie wirklich Alle. Die Schauspieler sprachen ihr dummes Zeug mit einem Ausdruck, mit einer Klarheit, mit einer stürmischen Eindringlichkeit, als seien's die wichtigsten Dinge. Ich kann den innerlich leidenschaftlichen Ton noch heut nicht vergessen, mit welchem der Liebhaber seiner Geliebten aufzählte, wie rasend er sie liebe, wie unglücklich er sei, und wie die Italiener auf den steinernen Sitzen mit ihm lärmten. Und bei solchen einzelnen Worten und bei plötzlichen schreienden Wendungen ihrer üppigen Opernarien, da ist es Einem, als wende sich die italienische Freiheit im Grabe um, und seufze tief wie eine unglückliche Mutter — und dann glaub' ich einen Augenblick dran, daß die Italiener mit ihrem depravirten Volkscharakter nur eine große Komödie spielen, und eigentlich Alles falsch, Alles Maskerade, ja daß Alles in großer

Verschwörung begriffen sei, und auf den rothen Morgen einer sicilianischen Vesper harre. Es ist aber nicht so — nur die Jugend und Freiheit gehören zusammen wie Schönheit und Liebe. Aber alles Andere ist leider echt. Oder sie sind wie die alten Komödianten, die nicht mehr aus der Coquetterie herauskönnen, sie mögen auf den Brettern sein oder nicht.

Ich fürchte wirklich, die Italiener sind alte Komödianten — bekanntlich das furchtsamste Gesindel. —

Es war ein echt italienischer Anblick, wie die feinsten Nuancen der Conversation geschrieen werden mußten, damit man auf den steinernen Treppen etwas davon merke, und wie man das Plumpste jubelnd aufnahm. Der betrogene Ehemann spielte seine Rolle mit einer Volubilität, und einem Leben ohne Gleichen, und Publicus lachte erschütternd über sein eheliches Malheur.

Das Sacrament der Ehe ist auch hier wohl bestellt — und Niemand kann was Neues erfinden.

Jenny lachte, und zeigte mit dem Finger in das Gedräng. Da spazierten die andern Engländerinnen, und wir sahen's an den gebeugten Augenlidern, daß sie das verlorne Kind suchten. Jenny rief nach ihnen, ich erschrak des Todes, und hielt ihr eiligst den Mund zu. Sie hatten's glücklicherweise im Gewühl nicht vernommen.

Aber Jenny, sprach ich, und all meine Liebeshoffnungen kauerten sich zusammenschrumpfend nieder — aber Jenny — —

Sie hatte mir versprochen, draußen im Garten, wo Julia schläft, mit mir zu schwärmen, sie hatte alle Einleitung in bester Romanform getroffen, mich zu lieben, wie es einem jungen feurigen Mädchen wohl ansteht, und jetzt wirft sie alle Knospen und Blüthen unseres Incognitos den Leuten an den Kopf — Jenny! — Sie lachte kindisch.

Ach, und das Mädchen war so schön in diesem Augenblicke, sie strich sich lächelnd mit der weißen Hand über die Augen, und die Augen sprühten Feuer, und ich wußte, daß mir

all mein Peroriren nichts half, daß ich aber sehr glücklich wäre, wenn ich das englische Mädchen in diesem Augenblicke küssen könnte. Ich brach ab bei den Worten: „Du bist — und bat Jenny, mir einen katholischen Kuß zu geben, drüben im Schatten der Arena, im breiten, toleranten Schatten.

Sie spitzte, mich zu necken, den Mund, nahm mich bei der Hand, und führte mich ins Gedräng, und als ich ihr zärtlich die Hand drückte, lachte sie, und gab mir eine zarte, liebenswürdige Ohrfeige. Plötzlich aber ließ sie mich los, und stand lachend vor den Ihrigen, den andern schwarzen Engländerinnen, erzählte ihnen, daß sie mit einem Deutschen spazieren gewesen sei, und sprach gleich von etwas Anderem. Solche Spaziergänge schienen also gar nicht an ihr zu befremden. Ich stand wie ein Schulbube daneben, und war kein Gegenstand. Man promenirte weiter auf der Piazza, man kam zurück, ich war so deutsch dumm, dergleichen englisches Wesen nicht begreifen zu können, ich stand noch an derselben Stelle. Umsonst sprach ich drei Worte für Jenny, als ihr Arm mich streifte, unsere Bekanntschaft war zu Ende. Dumme vornehme Leute machen's in Deutschland so, wenn sie dem armen Plebejer auf wüstem Felde oder in bürgerlicher Gesellschaft begegnet sind, und ihn dann wieder finden im Schooße ihrer Pairs. Aber Jenny war blos vornehm und nicht dumm, Jenny war nur englisch, und würde es mit ihrem Ehemanne eben so machen. Ach, und Jenny war so schön, ich hätte vor ihr niederknien mögen auf der steinernen Piazza.

Sie kam nicht mehr zurück. Der Archivarius strich vorüber mit einer schwatzhaften Italienerin, auch er sah mich nicht, denn er sah in nächtliche Augen — der Starost ging sporenklirrend neben einer stolzen hohen Veroneserin einher, und sprach, und sprach, als gälte es sein Leben. Nur ich war eine müßige Ariadne — dummes Italien, was half mir deine üppige Nachtluft, in der man sich nicht erkältet, was halfen mir die südlichen Mädchengedanken, die in mir herumflogen, was halfen Gedanken

— Gedanken. Ueberhaupt denk' ich nur, wenn ich nichts Besseres zu thun habe.

Langsam ging ich nach Hause quer über den großen Platz. Die Guelfen und Ghibellinen haben hier oft ihre Schwerter gemessen, und die Italiener sagen, auch Romeos und Juliens Unglück habe darin gelegen, daß die Guelfen und Ghibellinen einander todtschlugen. Die Menschen waren immer dumm, und machten sich das Leben sauer, und den Tod leicht. Diese Guelfen- und Ghibellinenkämpfe sind mir immer wie die Studentenscandäler vorgekommen — als es noch deutsche Universitäten gab, da befeindeten sich die Parteien und schlugen eventualiter einander todt, weil die einen sagten, schwarz und roth sei hübscher, die andern aber: blau und roth.

Zum Zeitvertreib sind die schlimmsten Dinge geschehen, und die gründlichsten Historiker, die überall tiefe Ursachen suchen, machen die dümmsten Streiche und verfälschen die Geschichte am meisten. Die steigende Civilisation ist oft nur darum ein Trost, weil sie das Todtschlagen allmälig ganz und gar abschafft. In einigen Jahrhunderten wird man Alles schriftlich abmachen, und eine Schachpartie wird die Kriege entscheiden.

Wer lacht da?

Ich stand an einem Palaste, und sah durch den Thorweg tief in einen Garten hinein, über die Etsch hinweg, und in dämmerigen Mondschein bis hinauf auf ferne schwarze Berge mit sanften Contouren. Es war gar nichts zu lachen — o Jenny, mit der weißen Schulter, es war gar nichts zu lachen. Ich lehnte mich an eine kalte Statue, und aus meinen Augen, die durch die schmale Durchsicht über den Fluß flogen, aus meinen Augen liefen warme Thränen.

Warum weinte der deutsche Narr? Stiegen ihm die deutschen romantischen Schriften zu Kopf? — Ach, es fiel mir ein, daß ich wol nimmermehr das Glück finden würde — das Glück, dessen Ahnung in meiner Seele liegt. Diese wirre Weltgeschichte unseres durcheinander gebildeten Wesens, diese Unruhe, die uns

von Land zu Land jagt, dieser weite Himmel, diese steinerne Erde, diese Schönheit des Weibes, welche ein Nachtfrost zerstört, dieses Launenhafte, an dem Alles hängt in dieser Welt, dieses Unrecht, das fortwährend herrscht, und nicht zu besiegen ist, diese Machtlosigkeit des einzelnen Menschen — Alles, Alles das peitschte mir bittere warme Thränen aus den Augen.

Thränen sind ein kleiner Rest der alten Gottheit in uns — es giebt Augenblicke, wo man verrückt wird — so nennen's die Menschen — wenn man nicht weinen kann. Die Menschen, welche schwer weinen, werden leicht wahnsinnig. Das heißt: sie denken leicht anders, als die meisten übrigen, und man nennt sie dann wahnsinnig, weil das Gesetz das richtige heißt, an welches die Meisten glauben.

Julia, Julia Capulet, ich könnte eine ganze Nacht weinen, wenn der todesbleiche Gedanke vor meine Augen tritt, daß du sterben mußtest an dieser Erde, weil du eben die schöne Julia warst, weil diese Erde zu arm für dich war.

Als ich diese Worte laut gesprochen, trat ein Bettler hinter der Statue hervor, und bat mich im Namen der heiligen Giulietta um eine Gabe. Nein, Julia, ich weiß es, du bist keine Heilige, ich hoffe es, du wirst nimmer eine, du bist Romeos. Ich griff in die Tasche und gab dem Bettler ein Geldstück. Es war ein österreichischer Ducaten, aber ich hatte nichts anderes, und mußte in diesem Augenblicke dem Bettler gewähren, hätte es mein Leben gekostet. Alle Heiligen wünschte er auf mich herab. Ich kam zum Tode ermattet in meinen Gasthof zurück, die Zimmer der Engländerinnen glänzten im hellen Lichterschein, in dem meinen war es finster. Ich legte mich aufs Sopha, ein altes Lied in alter Liebeszeit, tief oben in Deutschland gedichtet, summte mir durch den Kopf:

Thränen fallen hinunter
In eine tiefe Welt,
Wo fromm und schön die Liebe
Des Rechtes Wage hält —

Einst sind sie lauter Küsse,
Denn Liebe ist gerecht,
Drum weint hier lauter Hoffnung
Ein thränenreich Geschlecht.

Und das Lied, das ich einst den lichten Augen eines blonden Mädchens in Schlesien gemacht hatte, sank dunkel in Verona auf meine Augen. Ich schlummerte ein, und ich weiß heut noch nicht, wie spät es damals war.

38.

Fortsetzung.

„Wollen Sie sich ergeben?"
Fragte sie mich heut —
Nimm, sprach ich, das Leben,
Aber nimm es heut!

„Morgen", sprach sie mit Lachen
Und band die Schleife fest —
Sie will mich elend machen,
Durch das, was sie mir läßt.

Yes, Jenny — yes, rief ich und sprang in die Höhe. Der Archivarius hatte mich geweckt, ich sollte mit hinunter gehen, und zur Nacht essen, es seien Deutsche da.

Yes — sagte ich, und wir gingen hinunter.

Der Schlaf ist eins von den Geheimnissen, in welchen die Quintessenz der fünf Bücher Mosis, das heißt die ganze Schöpfung der Welt ruht. Ich hatte Alles rein verschlafen und vergessen.

Wir waren noch kaum aus Deutschland heraus, und schon klang es so beruhigend heimatlich: Es sind Deutsche da. Man darf nur etwas verlieren, um es zu lieben.

Im Speisesaale saß ein schwammiges, aufgeblähtes Brillengesicht, wie man deren zu hundert im deutschen Reiche sieht. In

den Zügen kein Charakter, über den Augen Gläser. Das sind eben die Leute, aus denen man Alles machen kann, nur nichts Besonderes. Neben diesem ordentlichen Manne, der mit Aufmerksamkeit die neuen italienischen Gerichte speiste, saß ein trocken blondes Dämchen. Das deutsche Philisterthum, eine vollkommen originale Eigenschaft unseres Vaterlandes, sah ihr mit all seiner glücklichen Beschränktheit aus den indifferenten Zügen und Fingern. Sie war höchst blond, durch und durch blond. Es giebt eine Sorte blonder Mädchen in Deutschland, von denen ich schon mehrere Jahre argwohne, daß sie weißes Blut haben: sie sind alle bis zur Langenweile dürr tugendhaft, und bilden die Hauptreserve der alten Jungfern. Diese Mädchen halten die Energie des deutschen Volkes sehr auf, sie sind die Ehrendamen der Gleichgültigkeit.

Solch deutsches Paar saß am Tische, und ich war durchaus nicht begierig nach seiner Bekanntschaft, verschanzte mich hinter unschmackhaften italienischen Speisen, kümmerte mich um nichts. Aber der Staroſt konnte nie einer Bekanntschaft aus dem Wege gehen, und das Pärchen that nach Kräften erfreut, als es Landsleute verspürte.

Der Herr mit der Brille bewies mir sehr bald, daß ich ganz ohne Nutzen reiste, er fragte, ob ich dies oder jenes, und das oder dieses gesehen — nein, nein, nein, o mein Gott, nein. Und nun sagte er mir, daß ich nichts gesehen habe. Wie mir der Mensch Angst machte wegen des Nutzens und wegen des Buchs, das ich über die Reise schreiben wollte. Und nun erzählte er, was Alles zu sehen gewesen sei auf unserem Wege, und was wir Alles versäumt hätten. Er stand fortwährend zwanzig Grad Réaumur und fand Alles höchst, ja höchst interessant.

Ich bezeugte Reue, und hörte auf zuzuhören: das Schlafglöckchen der Langenweile fing an zu klingeln, der Mann sprach von der Aristokratie, und der richtigen Mitte, und das blonde Frauenzimmer sagte immer „Ja", und nach einer Weile „Ja gewiß".

Ich ließ mir in der Stille das Fremdenbuch vom Kellner bringen, und vergewisserte meine schläfrige Muthmaßung, daß der Herr mit der Brille und dem sauber gebürsteten blauen Rocke ein schlechter deutscher Schriftsteller sei, dem der Buchhändler wenig Honorar zahlt, weil andere Leute die noble Gesinnung des Autors bezahlen. Solche Quinquailleriehändler, die mit ihrer kurzen, unbedeutenden Waare zu wuchern verstehen, kann ich in Deutschland genug finden, in Italien geh' ich ihnen aus dem Wege.

Der Mann hatte noch einen freiherrlich berühmten Namen, er hieß Rousseau. Ich begreife nicht, wie man Rousseau heißen, und nichts, gar nichts weiter werden kann als ein ordentlicher, gemäßigter Zeitungsschreiber, das ist ein naturwidriges Vergehen.

Der Starost, demokratischer als ich, der sich mit Allem herumgebalgt, was ihm in den Weg kommt, ließ sich mit Herrn Rousseau ein; der Archivarius saß zusammengekauert da, und lachte mit den Augen und mit den Fingerspitzen; ich ging von dannen.

Es war schon spät in der Nacht, das Haus war schweigsam und todt. Als ich über den Saal des ersten Stockwerks schritt, wo die Engländerinnen wohnten, hörte ich leise Musik, Harfentöne und eine melancholische, berauschend süße Altstimme. Es war ein alt altenglisch Lied. Ich liebte einst ein schlankes norddeutsches Mädchen, und sie sang das Lied oft spät des Abends, als unsere Liebe schon zu Ende ging. Es klingt noch viel trauriger als „der König in Thule", und das Herz thut Einem so weh dabei, wenn man es hört.

Ich schlich den Saal entlang den Tönen nach — ein großes Fenster stand offen, das heraus auf den Flur führte. Drinnen im Zimmer am jenseitigen Fenster saß die Sängerin im hellen Mondscheine, die Harfe schimmerte, das weiße Nachtgewand des Mädchens leuchtete.

Es war Jenny. Das braune Haar fiel in aufgelösten Locken über ihre Schultern, die vollen Arme tändelten auf den

Saiten, ihre tiefe Romanzenstimme sprach von Diamantengruben ihres Herzens, die Niemand je gesehen. Wie still lehnte ich mich auf das Fenster und horchte, und dachte der Geschichte dieses Mädchens nach, von der ich nichts wußte. Das mußte eine sehr moderne englische Novelle sein.

Als das Lied zu Ende war, stellte sie die Harfe weg und sah in den Mondschein, eine hohe, weiße Lady Macbeth. Ganz leise fing ich an zu sprechen, und sie zu bitten: Jenny erzähle mir deine Geschichte. Ich wußte es, daß sie nicht erschrecken würde. Sie wendete sich langsam um, und kam nach der Tiefe des Zimmers. Dicht vor mir am Fenster blieb sie stehen — „erzähle Jenny!" Ich ergriff ihre Hand und ihren weichen Arm und drückte meinen Mund und meine Augen darauf. „Jenny erzähle."

Darauf schien mir's, als dringe ein leiser Seufzer aus ihrer Brust. Ach, das war mir so unendlich rührend; ich hatte nie geglaubt, daß Jenny seufzen könne. Sie legte ihre flache Hand auf mein Gesicht, und sagte: Meine Geschichte, Henry, ist sehr deutsch, diese wollüstige veronesische Nachtluft paßt nicht dazu — Du sollst sie in Deutschland erfahren, reise nach Deutschland. Und ihr Haupt mit dem wallenden Haare sank einen Augenblick auf meine Augen, und es war mir als zucke Jennys Busen wie unter einem schnellen Messerstiche.

Bald darauf war das Fenster geschlossen, und ich wandte mich, um heimzugehen — heim? ich wußte selbst nicht wohin. Noch einmal aber mußte ich ans Fenster klopfen: „Jenny, Du kennst mich nicht, Du wirst mich im breiten Deutschland nicht finden".

Da kam Jenny noch einmal, legte mir mit zwei Fingern noch einen kleinen Kuß auf die Lippen, und sprach: „Ich kenne Dich, Du bist ein compromittirter Schriftsteller, die Polizei weiß Deine Adresse — geh!"

Ich ging. Die kleine Französin fuhr im Nachtröckchen über die Treppe, und flüsterte „komm mit", aber mein Herz war be-

schäftigt, ich weckte den Kellner, ließ nach der Post schicken, stieg in den Wagen, und fuhr von dannen.

„Wenn man nicht genau hinsieht, kann man vorüberfahren" — welch ein dummes Wort war das gewesen! Das ganze braunrothe Verona legte sich auf meine Seele für jenes Wort.

Verona ist eine höchst wichtige, poetische Stadt — ich gestand mir's jetzt. Alle Zeitalter sind dort abgedruckt, und das hätte ich wol wissen können, als ich die alte braune Mauer, die ernste, melancholische Befestigung, drüben jenseits der Etsch, nach den Barbaren zu erblickte. Hier fand ich die ersten Römer, Auge in Auge sah ich diesen ernsten Jugendbekannten, mit denen ich im Cornelius Nepos so viel umgegangen war. Hier fand ich die Gothen, meine Ahnen — o, es waren tüchtige Ahnen, und alt, alt, langweilig alt. Dort drüben im Mondschein stand die Burg Theodrichs, wie ein bestaubtes Folio-Exemplar des Nibelungenliedes. Wenn er nun hinaufträte auf die Zinne, dein Ahnherr, der alte lange, in Eisen rasselnde Dietrich von Bern — wie lang müßte sein Bart jetzt sein. Die Italiener nennen heut noch einen rothen Kalenderheiligen zur Sicherheit neben dem rädernden Namen Theodorico.

Hier fand ich die letzten Spuren der langen blondbärtigen Longobarden, in Verona nur giebt's noch hie und da ein wunderlich, gefährlich blondes Mädchen. Ich wollte den Hofrath Böttiger küssen, wenn er mir die Versicherung geben könnte, Julia Capulet sei blond gewesen, für diese Notiz scheute ich kein Opfer.

Da — halt Kutscher — ja, das ist il castello vecchio, und es ist sehr möglich, daß der blutrothe Ezzelino dort gehaust und seine Kerker bevölkert habe. Sehr möglich. Weiter, Kutscher, mich friert bei diesem Anblick.

So? — draußen, sagte er, weit draußen soll auch ein Grabmal des Königs Pipin sein. Man wirft die Zeiten hier wie ein Spiel Whistkarten durch einander, König Pipin möge

mich entschuldigen, daß ich ihn mit einem „So?“ abspeise, es ist zu lange her, daß er gestorben ist, und ich habe es nie zu einer Illusion über ihn bringen können, weil er „klein, kurz und dick“ genannt wird. Hätte ich nicht den Napoleon gesehen, ich hätte mein Lebtag nicht daran geglaubt, daß man zu gleicher Zeit klein, kurz und dick, und groß sein könne.

Pipin war der erste französische Napoleon, er wird nur nicht gezählt, weil er einen größeren Sohn hatte. Kinder sind oft ein größeres Unglück, wenn sie gerathen als wenn sie mißrathen; 's ist wie mit schönen Eheweibern.

„Man könnte vorüberfahren“ — was ist doch solch ein launenhafter, moderner Reisender für ein unzuverlässiger Mensch. Die Alten hatten gar nicht Unrecht, daß sie sich auf Reisen ex officio Alles ansahen — man hat als Reisender ein Amt, und soll dessen warten.

Hier sah ich zum ersten Male die breiten Massen einer lombardischen Stadt, den ganzen großen Unterschied zwischen ihr und einer deutschen. Wir sind Gothen, Eingewanderte, wir fühlen uns nie sicher auf unserem Boden, wir haben eine Religion, und Häuser gebaut, die zur Hälfte sehnsüchtig im Himmel leben. Das ist hier Alles anders. Klobig, breitgedrückt sind die Paläste, nirgends spitz strebend, nirgends nach dem Himmelreich lüstern wie bei uns. Befriedigt sind die Häuser und Thürme, fertig mit ihrem Dasein — klassisch.

Ein officieller Reisebeschreiber macht's wie die Exegeten mit der Bibel: er nimmt mit wenig Variationen denselben Grundtext an, und macht die gebräuchlichen Glossen. Bis einmal ein gescheidter Mann kommen und diesen und jenen sagen wird: Ihr seid Alle Narren. Ich wollt' er käme bald, eh' man zu alt und ein zäher Narr wird. Denn das Alter unterscheidet sich eben dadurch von der Jugend, daß es an seine Narrheit glaubt.

Der Mond schien klar, ich dachte, Jennys Augen drin zu sehen, und hätte weinen mögen über die traurige Geschichte

Jennys, die ich nicht kannte. Verona, die Stadt der Montecchi und Capuleti, stand so regungslos da, weiß wie ein Todtenhemd fiel der Mondschein in die Gassen, Julia ist todt — Alles todt. Der Wagen rollte weicher auf der breiten weißen Heerstraße, ich drückte mich in die Wagenecke, und weil ich müde war, dankte ich Gott, daß ich nicht die Welt zu regieren brauchte, sondern schlafen könnte.

Das Geräusch des Wagens wurde immer leiser und leiser, und immer schwächer und schwächer wurden die Worte: Meine Geschichte ist sehr deutsch — die Polizei weiß deine Adresse — nicht doch Jenny — nicht doch — —

39.

Montebello.

Es war immer noch klarer Mondschein, als ich auf der Station ankam. Der Postillon blies ein altes Reiterlied, ich dachte an die Schwadronen Latour-Maubourg's in dem Franzosenkriege, dachte an Reiten, Reiten, ich dachte, ob man nicht aus der Welt reiten könne. Beim Mondscheine fällt mir gar zu oft Bürgers Lenore ein, da reiten sie auch gespenstisch zum Teufel.

Vor dem Posthause hielt ein eleganter Reisewagen. Eben spannte man frische Pferde davor. Ein Mann stand an der Thüre, es schien der Reisende aus jenem Wagen zu sein. Der Mond beschien ihn hell; er hatte jenes wunderbar Anziehende, das wir Poesie nennen. Die schmalen Lippen waren geschlossen, große, sehr schön große graue Augen sahen starr nach dem Monde, und regten sich nicht. Die langen schwarzen Wimpern machten nicht die geringste Bewegung, der Mann hatte ein feines Gesicht, dessen Farbe ganz blaß war. Ein schmaler Bart flog leicht über die Oberlippen. Ich hielt ihn für einen Militär,

und es lag gewiß nicht blos am Mondscheine, daß er mir so leidend, romantisch, interessant vorkam.

Wunderlich genug konnte ich den Gedanken nicht los werden: der Mann hat sehr unglücklich geliebt, oder ist öfter am Rande des Todes gewesen, was im Grunde einerlei ist.

Wir bemerkten es Beide nicht, daß ich ihn unverwandt anblickte. Da kam man fragen, ob und wohin ich weiter fahren wollte.

Ja, erwiderte ich, nach Montebello.

Bei diesen Worten sah er mich an, es schien mir, als freue ihn mein Anblick. Ich grüßte ihn; er nahm keine Notiz davon, bot mir aber einen Platz in seinem Wagen an, da er auch nach Montebello reise.

Da mich kein eigener Wagen hinderte, so nahm ich's an.

Lieben Sie den Marschall Lannes? fragte er mich.

Sehr, mein Herr, er war einer der frischesten Paladine Napoleons.

Nicht wahr? sprach er, und drückte mir flüchtig die Hand. Ich fahre eigentlich zu ihm auf's Schlachtfeld, wenn Sie nichts dagegen haben.

Der Bediente des Reisenden sah mich scheu und wunderlich an, als ich in den Wagen stieg.

Die Straße zwischen Verona und Vicenza ist eine breite, sehr breite weiße Chaussée. Es könnten vier Wagen neben einander fahren.

Mein neuer Bekannter sprach nicht; ich glaubte also, Schweigen sei ihm angenehmer, und schwieg auch. Da bat er mich aber sehr liebenswürdig, fast rührend, ich möge sprechen; er habe eine große Sehnsucht nach Menschenstimmen, namentlich nach deutschen Worten.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, wir hatten deutsch mit einander gesprochen.

Der Postillon schlief ein, die Pferde gingen sacht, die Nachtluft flog leise und sanft wie ein müder Vogel an unserem

offenen Wagen hin, die weiße Straße leuchtete gespenstisch, es war so still — warm — italienisch, ich dachte an Boccacio, der in solchen lauschenden Nächten seine schönsten Novellen geschrieben hat. Ich hätte gar zu gern eine Novelle gehört. Wenn es so schweigsam ist, da flechten sich die kleinen Begebenheiten, die Charakterzüge, die Augen und all die einzelnen Theile so bescheiden und fleißig in einander, sie verschränken ordentlich gegenseitig die Arme, und eh' man sich's versieht, ist die Vorarbeit erfüllt, und die Katastrophe überrascht uns selbst wie kleine Kinder, welche langsam das Grundblatt ihres Kartenhauses weggezogen haben, und nun erschrecken, daß es plötzlich zusammenstürzt.

Mein Begleiter nickte sehr lebhaft mit dem Kopfe, und als ich ihn fragte, ob er gern Novellen höre, da nickte er noch fort, nahm meine Hand, faßte sie fest, und sagte: Ich werde Ihnen selbst eine erzählen. Sagen Sie mir offen, mein Herr, würden Sie sich erschießen, oder besser, könnten Sie sich erschießen, wenn Sie grenzenlos unglücklich wären? Aber, ich bitte Sie recht schön, ganz, ganz offen, als sprächen Sie mit sich selbst? Nichts von der falschen Muthpoltronerie, bitte, bitte — —

Ich sagte ein wenig betroffen über die Querfrage, bei der Leben und Tod auf seinem Gesichte stand, und bei der er in die Wagentasche nach einem Pistol griff — es knackte, er zog den Hahn auf — ich sagte offen und ehrlich, daß ich's schwerlich könnte. Es gehöre gewiß der größte Aufwand von Muth dazu, wenn man nicht Paroxismen ausgesetzt sei, und das Geschwätz von Feigheit, wenn sich Einer erschieße, sei eben ein Geschwätz der Feigen, die sich nimmer erschießen könnten. Man habe es aus Vorsicht zur religiösen Formel gemacht, den Selbstmord Feigheit zu nennen. Das Leben sei Alles.

Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude, er schoß die Pistole in die Luft, und umarmte mich stürmisch. Der Postillon fuhr hoch in die Höhe, und peitschte maschinenmäßig sogleich in

die Pferde hinein, einen Räuberanfall fürchtend, das bedenkliche Gesicht des Bedienten bog sich in den Wagen.

Mein Begleiter sagte mir leise ins Ohr: Ich kann's auch nicht.

Und als er die Worte gesprochen, ward er wieder sehr ernsthaft. — Die Pferde gingen wieder langsamer, der Postillon schlief wieder ein. Ich hatte nichts mehr gesagt, und nach einer langen Weile sprach mein Nachbar noch einmal leise vor sich hin: Ich kann's auch nicht, und dann fing er unaufgefordert folgende Erzählung an.

Es giebt in Deutschland ein kleines Herzogthum, das heißt Braunschweig, und seine Hauptstadt heißt eben so. Dort lebte während eines kalten deutschen Winters ein junger französischer Officier. Er war aus dem früheren Burgund, und war wie alle modernen Burgunder von tiefer, melancholischer Reizbarkeit, hatte weniger Lebhaftigkeit, aber mehr innere Beständigkeit und Ausdauer, als die Franzosen sonst haben. Dieser Mann war eines Abends auf einem Hofballe im Schlosse. Weil er nicht viel tanzte, stand er in einer Fenstervertiefung mit übereinander geschlagenen Armen, und sah dem bunten, hüpfenden Treiben zu. Da tanzt eine hohe, schlanke Dame vorüber, ihr Auge weilt einen Moment fragend auf ihm. Sie war sehr schön, und Alexandre sieht ihr neugierig nach. Die zweite Runde bringt sie wieder in seine Nähe — die Augen begegnen sich. Es war ein tiefer Himmel in diesem dunkelblauen Auge — Alexandre ging in den Saal, die Dame zu suchen, sie kennen zu lernen. Ein Bekannter sagt ihm, es sei eine reiche Engländerin. Sie tritt eben zum Contretanz an. Ihre Figur war von jener lyrischen Weichheit, welche die Engländerinnen so reizend macht, von jener luftigen Schlankheit, um welche ein volles, zartes Fleisch spielt von zauberhafter Incarnation. Viele gescheidte Leute halten die Engländerinnen für die schönsten Weiber.

Sie hatte lichtbraunes Haar, eine feine goldene Kette schimmerte darin. Eben fing sie den Contretanz an, und die

schöne, wiegende Figur schwebte vor ihm her, ihre schönen, entblößten Arme tanzten langsam mit wie ernsthafte Grazien. War es die goldgestickte rothe Uniform Alexandres, war es sein entzücktes, loderndes Auge — die englische Dame sah oft nach ihm hin, aber nicht mehr mit jenem ersten unbefangenen, forschenden Blicke, sondern mehr eilig, vorüberfliegend.

Gleich nach dem Contretanz war sie verschwunden, Alexandre suchte sie umsonst; er harrte, sie kam nicht wieder. Er warf sich in den Wagen, er fuhr durch die Straßen, hinter jedem erleuchteten Fenster vermuthete er sie, und schwelgte mit ihrem Bilde.

Es verging eine Woche; er fand sie in keiner Gesellschaft. Eines Abends glaubte er sie in einer Loge des Theaters zu sehen, und es schien ihm, sie zöge sich zurück, als sie ihn erblickte. Aber warum das? Er warf den Gedanken fort. Othello wurde gegeben. —

Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch. Darin fragte man ihn, ob er des Mohren Eifersucht übertrieben fände. Den Kopf voll England schrieb er darunter: „yes", und versiegelte den Brief wieder, wie es verlangt worden war, und gab ihn seinem Bedienten, bei dem er abgeholt werden sollte. Er hatte für nichts Sinn; heut war er bei Hofe zur Tafel, und wußte, sie werde auch da sein.

Sie war nicht da. Erst acht Tage darauf begegnete er ihr zu Pferde. Sie war keck genug, ohne einen Geleitsherrn auszureiten, und hatte nur einen Jokey hinter sich; er war dreist genug, sich auf der Landstraße selbst vorzustellen, und zu ihrem Beschützer anzubieten. Die Dame war wirklich ein wenig verlegen, aber Alexandre war ein gewandter Mann. — Sie ritten auf Nebenwegen nach der Seite des Harzes zu. Er erzählte ihr von Frankreich und von Paris.

Paris, sagte sie, gefiele ihr, und sie werde hinreisen.

„Wann, Mylady?"

„Bald — morgen."

Und sie bestellte beim Jokey die Reiseangelegenheiten, und jagte ihn im Carrière nach der Stadt. Alexandre war in der peinlichsten Unruhe; die Lady stumm, aber schön, überaus schön. Die Sonne flog mit einem leichten Winde über ihr Antlitz, und die fliegenden hellbraunen Locken. Der aufgestülpte schwarze Sammthut mit der wogenden Feder, das weite Reitkleid gaben ihr etwas Fabelhaftes, das Antlitz war nämlich übergossen mit jenem englischen Nebelreiz, der gleich dem rosigen Reif eines Pfirsich wie Himmelssammt auf den schneeweißen Wangen liegt.

Alexandre bat sie dringend, den Vorsatz ihrer schnellen Abreise aufzugeben. Umsonst. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, gestand ihr seine glühende Liebe. Sie hielt ihr Pferd, sah ihm lange, durchdringend, voll Innigkeit, voll Staunen, voll Freude, voll Zweifel in die Augen. Der Blick war eine ganze Novelle.

Dann wandte sie plötzlich ihr Pferd und sagte: „Du bist galant", und jagte pfeilschnell nach der Stadt. Alexandre holte ihren englischen Renner nicht ein.

In ihrer Wohnung ward er nicht vorgelassen — Alles packte an dem Reisewagen.

Am andern Morgen fand er wieder ein Billet auf seinem Tisch, darin stand: „Als ich dich zum ersten Male auf dem Balle in der Fenstertiefung stehen sah, liebte ich dich. Du hast jenes Antlitz, das meine Seele sucht, deine Augen hab' ich von Jugend auf in meinem Herzen gesehen; mit ihnen hab' ich Shakespeare's Liebesscenen gelesen. Aber ich liebe wie der Tod bis zur Vernichtung; ich wich dir aus, weil ich dich ausschließender Liebe nicht fähig hielt, ich vermied dich, als du mir schriebst, Othellos Liebe sei übertrieben, ich fliehe dich, da ich deine süßen Worte gehört. Du bist zu schwach, meine Liebe würde dich unglücklich machen. Jenny."

Alexandre war außer sich, er flog zu ihrer Wohnung — vor Sonnenaufgang waren die Wagen davon gefahren. Nachreisen durfte er nicht, es fesselten ihn Dienstgeschäfte. Nach zwei

Tagen unterlag er der Last der Sehnsucht, eilte zum Herzoge, erzählte ihm sein unglückliches Glück, bat um einen Brief nach Paris, und daß man einen Andern an seine Stelle schiebe.

Der Herzog lachte und gewährte. Nach endlosen vierzehn Tagen waren die Angelegenheiten in Ordnung, und Alexandre reiste nach Paris.

Er wußte nicht, wo er Jenny finden sollte, und ließ gleich am Tage seiner Ankunft Aufforderungen für sie, ihm ihre Adresse mitzutheilen, in alle Journale rücken. Die Journale brachten keine Antwort. Alexandre flog drei Tage durch alle Salons, durch alle Theater, und fand sie nicht. Am vierten Tage wurde in der großen Oper Rossini's Othello gegeben. Da jauchzte er auf, dort mußte er sie finden. Sie saß mit einem schönen jungen Manne allein in einer Loge. Sie war ganz weiß gekleidet, und sah wie der Frühling aus. Ihr Begleiter hing mit den Augen an ihrem Antlitze, und sprach viel und eifrig mit ihr. Neben sich hörte er: „Voyez la belle Anglaise et le duc“ — —

Die Eifersucht Othellos schien ihm heut natürlich, und er eilte voll Glück und Zweifel in ihre Loge. Sie empfing ihn wie einen alten Bekannten, aber kühl und gewöhnlich, und ließ sich in ihrer Theilnahme an der Oper nicht stören. Erst am Schluß derselben brach sie auf, sagte ihm: „Bon soir“, und ließ sich vom Herzoge an den Wagen geleiten. Alexandre war bestürzt bis zum Verstummen. Kaum ermannte er sich noch zu rechter Zeit, um den Bedienten nach der Adresse zu fragen. Er fuhr nach ihrer Wohnung, fest entschlossen, sie zu erwarten, und wenn sie erst gegen Morgen aus der Gesellschaft zurückkehre.

Sie war zu Hause, und allein. Unangemeldet drang er in ihr Zimmer. Auf einem kleinen Tabouret saß sie im Winkel eines matt erleuchteten Zimmers, und bemerkte sein Eintreten nicht. Den weißen Hut hatte sie abgelegt, und den Shawl, der ihr die Schultern bedeckt hatte, die Hände ruhten ihr im Schooße.

Nach einer kleinen Weile trunkenen Anschauens sagte Alexandre mit leiser Stimme: Desdemona, Othello hat Recht!

Ach, rief sie eben so leise, und fragte mit weicher Stimme: „Yes?“

„Yes“, sprach Alexandre, fiel vor ihr nieder, und drängte sein Haupt in ihre warmen Hände, in ihren Schooß.

Darauf hob sie ihm den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voll Thränen, und sie fragte ihn noch einmal ernsthaft, ob er einer solchen nichts duldenden, grenzenlosen Liebe sich hingeben könne. Ob er nichts, aber auch nichts, nichts außer ihr lieben wolle. Und als er bejahte, da stieg ein unendlicher Jubel auf, und ein Küssen und Kosen begann, daß ihr seidenes Atlaskleid völlig zerknittert, und das goldene Kettchen im Haar zerrissen wurde.

Am andern Morgen verband sie der Priester, und sie lebten wie die Engel im Himmel.

Einige Tage darauf reisten sie in dem großen, bequemen Reisewagen der Lady nach Italien, zwischen Verona und Vicenza kauften sie eine Villa, die in der Nähe des Schlachtfeldes von Montebello liegt, und sie waren sehr glücklich.

Eines Tages hatten sie eben gefrühstückt, und sich geküßt, als der Kammerdiener eintrat, um den Service abzuräumen. Er benahm sich ein wenig ungeschickt dabei, und Alexandre schärfte ihm ein, die große goldene Tasse, aus welcher er täglich trinke, ja in Acht zu nehmen, denn er habe sie außerordentlich lieb. Jenny trat zu dem Kammerdiener, um noch etwas auf den Teller zu stellen, der Teller geräth ins Schwanken, die Mundtasse Alexandres fällt an die Erde, und ist zerbrochen.

Er ist verdrießlich, und will ausreiten, um es zu vergessen, was ihn ärgert. Sein Kanarienvogel schmettert ihm ein lustig Abschiedslied, und er bittet Jenny, den Vogel ja in Acht nehmen zu lassen, er habe ihn so gern. Jenny war hoch schwanger, und die kurze Trennung auf einige Stunden war immer sehr zärtlich.

Als Alexandre zurückkam, begrüßte ihn sein Vogel nicht mehr, er eilt zum Bauer: man hat ihm die Füße abgeschnitten. Außer sich eilt er nach den Zimmern Jennys, und erzählte ihr die boshafte That, sie ordnen sogleich eine große Untersuchung an, aber es ergiebt sich nichts, Niemand will im Zimmer gewesen sein.

Unmuthig ruft Alexandre bei Tische aus: Es fehlt nur noch, daß man den Hektor, meinen getreuen Jagdhund, und die Zulma, meine schöne Stute, die Du mir aus England kommen ließest, Jenny, daß man diese beiden Thiere noch verstümmelte, dann wär' ich doch all' meiner Lieblinge bar. —

Wenige Tage darauf war der Hektor verreckt und die Zulma lahm. Aber Jenny lag in Kindeswehen, Alexandre hatte keine Zeit für seinen Grimm. Sie gebar ein reizendes Mädchen, und Alexandre war unaussprechlich glücklich; er herzte und küßte das Kind ohne Ende —

„Du hast wol die Kleine sehr lieb, Alexandre", fragte Jenny.

„„Außerordentlich.""

„Wol lieber, als mich, Alexandre?"

„„Wie kannst Du so thöricht fragen!""

Alexandre geht auf sein Zimmer. Bald darauf hört er ein kreischendes Geschrei. Es ist die Amme, welche ihm die schreckliche Kunde bringt, die gnädige Frau habe eben das kleine Kind ersticken wollen. Sie habe es mit Mühe gerettet; die gnädige Frau müsse schwer krank sein.

Entsetzt eilt er zu ihr, sie liegt bleich auf dem Bett, und erklärt ihm mit matter Stimme, er möge sie verlassen, wenigstens auf einige Zeit verlassen, sie liebe ihn so grenzenlos, daß sie darüber zu Grunde ginge. Aus Eifersucht habe sie die Tasse zerschlagen, den Vogel verstümmelt, den Hund vergiftet, seinem Pferde eine Flechse zerschnitten, aus Eifersucht habe sie eben ihr Kind tödten wollen. Sie könne nichts um ihn dulden was er liebe.

Und er reiste ab von der schönen Villa, ging über die Alpen nach Deutschland, er reiste ohne Zweck und Plan, es war ihm

wüst und traurig zu Muthe, vor seiner schönen Jenny empfand er einen unheimlichen Schauder. Zufällig kam er wieder nach Braunschweig.

Jenny ging von Montebello nach Paris. Sie schrieben einander kurze Briefe, und so verging ein Jahr. Ihr Kind war an der Bräune gestorben. Alexandre konnte sich nicht mehr denken, daß er an Jennys Seite ruhen, daß er ihren Mund küssen könne!

Ein weiches, deutsches Mädchen kam ihm in Braunschweig mit vieler Liebe entgegen, und er entschloß sich, Jenny die Scheidung vorzuschlagen, da ihnen zusammen doch kein Glück blühen könne. Er erzählte ihr, daß er ein Mädchen gefunden, die ihn mit ihrer sanften Liebe beglücken werde. Jenny antwortete ruhig und ganz zufrieden damit. Auch sie habe eine weniger heftige Neigung gefunden, sie sei vollkommen einverstanden mit seinen Gründen. Eins nur erbäte sie sich: Er möge sie Tag und Stunde seiner neuen Hochzeit wissen lassen, damit sie zu gleicher Zeit ihre Vermählung feiern könne.

Das geschah, und einige Wochen darauf ward Alexandre in der Kirche zu Braunschweig getraut. Seine neue Frau war nicht aus Braunschweig, und sie hatten beschlossen, sogleich am andern Tage zu ihren Eltern zu reisen.

Es war noch sehr früh am Tage, man öffnete erst hie und da die Hausthüren, als Alexandre die Treppe herabstieg nach dem Flur, um etwas in den Reisewagen zu legen, der schon bereit stand.

Da sieht er mit Staunen Jennys Jokey eintreten, denselben, der damals ihre Abreise nach Paris bestellt, der ihm in der Oper die Adresse gesagt hatte, der mit ihnen bei Montebello gewesen war. Er berichtet dem ahnenden Alexandre, daß seine Herrin gestern Morgen in Braunschweig angekommen sei. Gestern Abend habe sie ihm den Brief gegeben, und ihm aufgetragen, mit dem Frühesten ihn abzuliefern. Voll trüber Besorgniß erbrach ihn Alexandre hastig. Er lautete folgendermaßen:

„Ich mußte deine neue Frau sehen, ich war in der Kirche. Meine Heirat war nur ein Vorwand, dich nicht zu stören. Die Liebe zu dir, mein Alexandre, ist noch so unsäglich wie sonst. Die heutige Nacht kann ich nicht überleben. Wenn du diesen Brief erhältst, ist dein Liebesgespenst todt. Sieh', das wußte ich Alles damals, als ich dich zum ersten Male in Braunschweig sah — Gott wollte es aber, daß der Othello noch einmal erfüllt würde."

„Questa è la campagna de Montebello", sprach der Postillon, und hielt die Pferde an.

Der Wagen stand am Ufer eines ausgetrockneten Flusses, in welchem lauter trockene Steine lagen, der Mond sah bleich darauf herunter.

Schweigsam stieg mein Begleiter mit mir aus, er stützte sich auf meine Schulter, und wir gingen in das Flußbett hinab. Ein lauer Wind strich darin entlang. Der Bediente kam, um uns Kissen zum Sitzen unterzulegen. Wir setzten uns aber auf die Steine, und mein Begleiter sagte: Das ist der unglückliche Jokey, das Einzige, was mir geblieben.

„Sie haben mich still angehört", mein Herr, fuhr er fort, „und am Schluß nichts Unnützes gesprochen. Halten Sie mich nicht für wahnsinnig, wie Manche thun, ich bin's leider nicht, und ich kann mich auch nicht erschießen — nicht wahr, mein Herr, das ist ein Unglück. Wahnsinn ist ein Irrthum, und das Unglück ist ein Kind des Irrthums, und böse Kinder werden immer schlimmer als ihre Eltern; denn sie werden immer größer. — Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Ja."

Er führte mich eine Strecke in dem Flußbette hinauf, bis an eine dunkle Stelle, wo sich die Bäume neugierig über das Ufer legten. Dort trat er mit mir ins Düstere, zog einen Dolch aus der Tasche, und bat mich, ihn zu erstechen. „Ich schäme

mich vor Jenny;" sagte er, „machen Sie meiner Scham ein Ende."

Der Jokey war uns nachgeschlichen und stand hinter ihm.

Ich sagte ihm aber, das Leben sei die Hauptsache, den Tod könnten wir nicht verantworten, aus Gefälligkeit und hergebrachter Convention mitsterben, sei nur in veralteten Trauerspielen Mode. Er solle eine Fußreise nach Spanien machen, da würden ihm die Grillen vergehen, er solle die Geschichte alle Tage Jemand erzählen, da würde sie ihm bald gleichgültig vorkommen. Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit hoffte ich ihn am südlichen Thore von Sevilla wiederzufinden.

„Topp!" sagte er —

Topp, sagte ich — trinken Sie viel frisches Brunnenwasser und gehen Sie viel zu Fuß; dabei vergißt sich Alles.

Und er ging. Bald hörte ich den Wagen rollen, immer weiter, weiter auf der harten Heerstraße. Mein schön gestickter Tabaksbeutel steckte in der Wagentasche, ich hätte ihn gern wieder gehabt, denn ein französisches Mädchen hatte mir ihn gestickt in stillen nächtlichen Stunden. Der arme Alexandre! Er braucht viel Klugheit, um seinen Jammer zu betäuben, und erschießen kann er sich nicht, und ich fürchte, der Jammer wird alle Tage wachsen. Am südlichen Thore von Sevilla werd' ich ihn schwerlich finden, und nach meinem Tabaksbeutel fragen können.

Es war ein schlimmes Omen, daß er sich auf der Campagna von Montebello eine Villa kaufte. Ja, hier schlug er zwar seine schönste Schlacht, der schöne, stattliche Lannes, hier ward er durch sein Schwert ein Herzog von Montebello. Aber jener stattliche Lannes, jener Duc de Montebello war just so unglücklich wie Alexandre. Und auf diesem Boden müssen lauter solche Geschichten spielen. Er liebte die Freiheit wie Brutus, aber er konnte dem göttlichen Auge Napoleons, des fränkischen Jupiter, nicht widerstehen. Er sah die Tyrannei, und den Jammer, und die mörderischen Kugeln, er sah Alles das voraus,

aber er stürzte sich ihm in die Arme wie Jenny dem schönen Alexandre mit dem süßen, melancholischen Gesichte.

Napoleon war ein kluger Mann, und er wußte wol, wie viel der ritterliche Lannes ihm opferte, wie jene Siege, welche er so wild miterfechten half, sein Herz immer mehr zerrissen. Napoleon wußte es wol, daß der Duc de Montebello mehr war als ein ritterlicher Soldat, und als bei Eßlingen die Kanonenkugel seinen Leib zerschlug, da beugte sich jener unbeugsame Kaiser in bitterm Schmerze über den blutenden Lannes und rief: Es ist nicht möglich, Lannes, daß du stirbst — denn der ergebene Freund, der unsere Schwächen kennt, ist mehr werth, als der thöricht ergebene.

„Il est impossible, Lannes, que tu meurs." — —

Lannes aber starb, und seinen letzten, brechenden Blick wollte der Kaiser nicht verstehen — er ging blos hinein in sein Zelt und weinte bitterlich, und schrieb an des Lannes Frau, und bat ihr das Unglück ab.

Wenn wir's sonst nicht wüßten, daß Napoleon ein großer Mann gewesen sei, die Männer, jene ehernen Freunde, die rings um ihn fielen, weil sie ihn anbeteten, würden's uns sagen. An Rolands Liebe habe ich Karl den Großen erkannt.

Es war so mondeinsam auf dem Schlachtfelde, ich saß im Flußbett unter einer langhaarigen Weide und dachte an die nächtliche Heerschau vom Freiherrn von Zedlitz, und an „die blutigen alten Schwadronen", die „trapp — trapp — trapp" vorüberritten, und an die marmornen bärtigen Garden, welche vorübermarschirten, „eins — zwei — eins zwei". Regungslos sahen alle Augen links her, da stand Er, und wo eine Bärmütze stürzte, da trat eine andre ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er sie auch sähe. So tanzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite steht, und dem Tanze zusieht, sie sehen nur nach ihm. So tanzten die alten Garden im Paradeschritt zum Tode durch den Kugelregen, und erst dicht vor dem Feinde fällten sie das Bayonett und ohne einen Laut drangen sie

tödtlich ein, vor diesem gespenstischen, marmornen Stillschweigen aber liefen die Feinde heulend davon. Denn der schweigsame Muth ist der Heldenmuth. —

Und all das hat dir nichts geholfen, unkeusche Italia. —

Mit diesen Worten wachte ich auf unter der Weide am Schlachtfelde von Montebello. Die Sonne schien mir ins Gesicht, der ganze Leib schmerzte mich, ich hatte auf Steinen geschlafen. Ja, man bettet uns hart.

Ich hinkte nach der Brücke, über welche die Straße führt — da kam ein Einspänner hergetrabt, drin saß mit seinem Tubus der Archivarius, und als ich unter seinem Glase erschien, schlug er die Hände zusammen und rief: Sie werden sich noch einmal schön erkälten.

Ja wol, sagte ich, und stieg zu ihm in den Wagen.

„Wo sind wir denn jetzt?"

Wir fahren über das Schlachtfeld von Montebello.

„So?"

40.

Vicenza.

Außer in Belgien und in Klein-Asien sitzen sich nirgends die großen Städte so auf der Schulter als in Ober-Italien. Man schläft nicht aus von einer zur andern. Nach Malta und Belgien wohnen auch die meisten Menschen hier zusammengedrängt.

Die Straße nach Vicenza ist noch heut so breit, daß die große Armee fünfundzwanzig Mann hoch marschiren kann; und weiß wie Kreide. Weithin nach Norden und Süden ziehen sich dunkle ausdruckslose Felder von Rankengewächsen, die Morgensonne lag glühend auf der Gegend, als wir uns Vicenza näherten. Es schweigt Alles in ihren Strahlen, das ganze Land hat ein

katholisch stilles Colorit; ich könnte mir keine schwatzhaften, predigenden Protestanten in Italien denken. Schon wegen der Sonne können Luther und Calvin kein Glück hier machen.

Vicenza ist eine Sommerresidenz der Lombardei, ein Mittelpunkt des lombardischen Adels. Die weite dunkelgrüne Fläche ist erfüllt von Villen und adeligen Häusern, und in der Stadt — stolze, schöne Gebäude, und ohne Aufhören stolze, schöne Gebäude. Wie oft blieben wir stehen vor einem merkwürdig majestätischen Hause — und die majestätischen Häuser glichen alle einander wie die Söhne einer und derselben Mutter. Auf einem Platze standen wir plötzlich selbst steinern vor einem gewaltigen, steinernen Säulenhause — es war ehrwürdig dunkelgrau, und hatte ein volles dictatorisches Gesicht wie ein römisches Richthaus. In den Säulengängen waren die schönsten Melonen, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Orangen und Limonen aufgehäuft, ihre blendenden Farben hoben das düstere Haus.

Wir sahen uns kopfschüttelnd an, und fragten einander, ob wir uns irrten, ob nicht Er aus Vicenza sei. Drauf erkundigten wir uns bei einem Weibe, das Limonen verkaufte, von wem das Haus erbaut sei. In Deutschland hätten wir einen Antiquar suchen müssen, hier weiß das jedes Hökerweib. Der alte Städtestolz ist noch nicht erloschen, der eine Zeit lang die Kräfte der Lombardei so auf die Spitze getrieben hat. Sie wissen nichts mehr von Guelfen und Ghibellinen, von Päpstlich und Kaiserlich, aber sie sind noch eifersüchtig, noch neidisch auf einander. In solchen Zeiten der Eifersucht haben die Griechen und Lombarden ihren Sturz vorbereitet; aber auch ihre größten Männer erzeugt. Es geht mit Völkern und Staaten wie mit den Früchten des Feldes und Baumes — wenn sie reif sind, werden sie gemäht oder fallen ab.

Und das ist die Tragödie der Weltgeschichte, über welche man eigentlich als ein gebildeter Mensch nicht mehr weinen sollte.

Die Limonenverkäuferin bestätigte mit Feuer und Hast, daß Er aus Vicenza sei, ganz und gar aus Vicenza, und dort

drüben sei das Haus, das er bewohnt, und alle Palazzi Italiens habe Er gebaut — si! — —

Im Jahre 1508 wurde des Morgens einem armen Vicentiner, der in einer schmalen Seitenstraße wohnte, ein Söhnlein geboren. Der Bube ward Andrea getauft, und wuchs auf mehr zu seiner Mutter als seines Vaters Freude. Er hatte ein stilles schweigsames Wesen und beschäftigte sich viel mit Spielereien, malte sich Bildchen, knetete Figuren aus Thon, lag in der Sonne und träumte. Der Vater meinte, er sei zum Handwerker verdorben, und die Mutter entgegnete, das freue sie, denn Andrea solle ein Künstler werden. Auf der Piazza vorn wohne ein sehr geschickter Meister in der Bildhauerei, mit dem habe sie gestern Abend gesprochen, und er werde den Andrea zu sich nehmen. Und so geschah's denn auch: der Bildhauer sagte, Andrea habe ein schönes Auge für den Marmor, ein großes weitläufiges Kunstauge, Andrea würde ein tüchtiger Meister werden.

Um jene Zeit war der Bube groß gewachsen und flügge geworden, er strich des Abends auf dem Corso umher, und die Mädchen schalten ihn heftig, weil sie ihn in dem Verdachte hatten, daß er mehr als eine Geliebte küsse. Andrea sah aber sehr ernsthaft dazu aus, wuchs immer größer, ward immer voller und tüchtiger, und die Figuren, die er mit seinem Meister schuf, wurden ihm täglich kleiner und unbedeutender. Es war viel Unruhe und Drang in seiner Brust.

Am Thore von Vicenza liegt noch heut ein kleiner dunkelgrüner Hügel, der heißt seit vielen Jahrhunderten Monte Berico, und darauf stand damals eine ganz kleine Kapelle. Dorthin pilgerte Andrea gewöhnlich gegen Sonnenuntergang, und sah mit Sehnsucht in die Weite. Denn unter dem Monte Berico breitet sich wie ein dunkelgrüner Mantel die Lombardei aus. Das Herz schwoll ihm auf, Größeres zu schaffen als seine kleinen Statuen, und es quälte ihn, daß er nicht wußte, wie das anzufangen sei.

So saß er auf der Treppe der Kapelle, das Land war vom Abende tief roth und blau, drin am Altare kniete ein Weib,

Alles war still, und die sinnliche lombardische Andacht schwebte durch die Luft. Es war dem Andrea selig unglücklich, als müßte er eine Welt gebären.

Da rauschte ein Kleid hinter ihm, er blickte rückwärts, das Weib vom Altare stand hinter ihm, die letzten rothen Sonnenstrahlen fielen auf ihre hohe Gestalt und ihr hohes Antlitz. Sie war schön und verführerisch wie eine griechische Heilige. Andrea sprang vor Freude erschrocken auf, und seine ausgebreiteten Arme und seine trunkenen Augen sagten ihr, daß er sie liebe.

Die griechische Heilige sah ihn mit einem Blicke an, vor dem sein Herz aufsprang wie eine Knospe von der Morgensonne, und ihr weites, schwarzseidenes Gewand rauschte an ihm vorüber, und Andrea seufzte laut auf, und ward sich seiner erst wieder bewußt, als der fliegende schwarze Schleier unten in der Dämmerung verschwand.

Er war in einem wunderlichen Zustande: die Gesichtszüge des schönen Weibes waren wie Sonnenstrahlen nur hindurch geflogen durch sein Gedächtniß, er hätte sie nimmer malen können. Aber stolze Tempel und Paläste stiegen auf vor seinem Geiste, hoch und üppig wie der Wuchs der schwarzseidenen Dame, mit wollüstigen Säulengängen und breiten berauschenden Lichtern wie die Augen, die großen Augen des Weibes. Ihre Augen erschienen ihm so groß wie der Himmel.

Es weiß Niemand genau, wie jene Nacht und jener Tag vergingen, am andern Abende stand er wieder oben auf dem Monte Berico, und das schöne Weib stand neben ihm, und erklärte ihm die Schönheit der Welt. Er stand eine Stufe tiefer denn sie, und sah mit dem seligsten Schmerze hinein in das weite Auge der Göttlichen, es war ihm, als könne er immer nicht tief genug hineinblicken, denn die Gebäude der atheniſchen Akropolis, und dahinter die Paläste von Babylon meinte er zu sehen, und hinter diesen Palästen waren noch schönere, sein Auge reichte nur nicht weiter. So drängte er im Glück des Schauens sein Haupt

nahe an ihren Leib; sie trat aber zurück und sprach: Du darfst mich nimmer berühren Andrea.

So verging ein Abend nach dem andern; sie fanden sich immer wieder bei der kleinen Kapelle, und erzählten einander von den Schönheiten der Welt. An einem warmen Abende, als die schwarzseidene Dame ihren schönen, entblößten Arm ausstreckte, und einen Halbkreis zog an dem Horizonte, um einen phantastischen Palast darzustellen, als Schulter und Busen dem vorgebeugten Arme sich nachsenkten, hin zu Andrea, so daß der warme Hauch ihres Lebens ihn berauschte, da vergaß er ihres Wortes, drückte ihren schönen Arm um seinen Hals, bedeckte Busen und Schulter und Mund mit Küssen, stürmte mit aller Raserei der Jugend in die weiche volle Schönheit des Mädchens ein, war unbändig wie ein Halbgott.

Und das schöne Mädchen wehrte matt der überwältigenden heißen Liebe, und es ward dunkel im Thal, es ward dunkel auf dem Monte Berico — das unendliche Küssen fragte nicht nach Sonne und Mond. —

Leuchtenden, glücklichen Auges stieg am andern Abende Andrea wieder den Hügel hinauf, um seine Geliebte zu küssen. Aber es ward dunkel in der Ebene und auf dem Monte Berico, nicht Mond, noch Sonne, noch irgend ein Stern konnten einen Kuß verrathen, Andrea saß einsam an der Kapelle. Und es vergingen sieben Abende einer langen Woche, seine Einsamkeit blieb ungestört. Er durchfragte alle Paläste, alle Hütten Vicenzas, er fragte jeden Wagen, jeden Schleier auf dem Corso, das Blut stürzte ihm in die Augen — nirgends, nirgends war die Dame seiner Paläste zu finden.

Nach vielen Wochen erzählte ihm seine Mutter, daß man lange Zeit sein Leben und seinen Verstand aufgegeben habe, so sei er vom hitzigen Fieber geschüttelt worden. Als er bleich und matt zum ersten Male wieder vor das Thor kam, und die kleine Kapelle auf dem Monte Berico erblickte, da fuhren ihm dunkle, ferne, ferne Märchen durch den Sinn von schwarzseidenen

Tempeln, fleischigen, vollen Palästen mit großen Himmelsaugen, Fenstern, auf welchen die ganze Sonne schlafen könne. Und auf dem Rückwege trat er ins Haus des berühmten Trissino, zeichnete ihm wunderliche Gebäude auf den Tisch, und fragte ihn, ob er's nicht erlernen könne, solche Häuser wirklich zu bauen, er hätte ihrer gar zu viel in Kopf und Herzen, und müsse einige los werden, sein Auge lechze nach ihrem Anblick. Auch fühle er, daß er die Gestalt seiner verlornen Geliebten wieder aufbauen könne in schönen Palästen.

Und Trissino stieg mit ihm zu Rosse, und sie ritten nach Rom. Dort erklärte er ihm die Schönheit der Architektur, und Andrea sagte, das stimme Alles vollkommen zu dem, was er früher darüber empfunden, was er sich über volle architektonische Formen gedacht habe.

Als sie zurückkamen, fing Andrea an zu bauen, lauter Paläste aus dem Auge seiner schwarzseidenen Dame, und auf dem Monte Berico erbaute er eine Kapelle in Form eines Maltheserkreuzes, welche die frühere kleinere einschloß, und welche heut noch steht.

Man erzählte sich, jene Lehrmeisterin Andreas sei eine sehr vornehme Dame aus Venezia gewesen, und es dauerte gar nicht lang, so schickten die Herren vom Marcusplatze in Venedig den Titel eines „Baumeisters der Republik Venedig", und Niemand baute in Ober-Italien einen Palast, der nicht dem Andrea den Bau übertrug.

Andrea Palladio hieß aber jener Jüngling mit seinem vollen Namen, welchen jene Limonenverkäuferin so eiligst aussprach. Palladio heißt der Stolz Vicenzas, und wo man in Ober-Italien einen von den vollen, fleischigen Palästen sieht, an welchen selbst die üppigen Säulen Wollust der Schönheit zu empfinden scheinen, aus welchen gleichsam große, küßlustige Himmelsaugen blicken, da kann man immer von vornherein wissen, das ist einer von Palladio's vollen Liebesgedanken. Und er hat der Gedanken unglaublich viel gehabt, Vicenza wimmelt

von Paläſten des Signore Andrea Palladio, und Padua, Venedig hat Kirchen und Häuſer in Fülle von ihm.

Die Eitelkeit der italieniſchen Städte auf ihre Künſtler hat etwas Rührendes. Verona auf Paul Veroneſe, Padua auf Petrarca, obwol er blos da geſtorben iſt, Venedig auf Titian, Vicenza auf Palladio. Und jede Stadt kennt ihren Helden bis auf die Fußſpitzen. Man wies uns das Haus des Palladio, und wir haben ihm zu Ehren vor ſeiner Thür Kaffee getrunken. Damit ich doch Einen beglücke, welcher die Jahreszahlen liebt, ſetze ich ſein Todesjahr her — Andrea Palladio ſtarb im Jahre 1580. Es iſt nicht zu überſehen, daß er das ſinnlich ſchöne, römiſch-katholiſche Zeitalter des zehnten Leo, des weichen, ſchönheitsſchwärmeriſchen Mediceers, mit durchlebte. Gerade damals legte ſich der Katholizismus recht an die Brüſte der Schönheit und Kunſt, und während die Frivolität ſeines orthodoxen Aberglaubens aufs Höchſte ſtieg, erſtieg auch ſeine Schönheit den Gipfel. Er glich einem coquetten Frauenzimmer, die immer übermüthiger wird, je mehr ſie ihre Schönheit ſich entwickeln ſieht. —

Damals warfen die ledernen Hände der nüchternen neuen Pfaffen in Norddeutſchland die ſchönen nackten Bilder aus den Kirchen, ſtrichen das Myſterium mit weißem Kalk an, verwandelten den verborgenen Geſang der Himmel in das trocken irdiſche Geſchrei einer unmuſikaliſchen Menge. Im Süden raſte man mit Wahnſinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit eine vernünftige Raſerei iſt die unheimlichſte.

Man hat dem Palladio den ſchönen Namen des Raphaels unter den Baumeiſtern gegeben.

Wir brannten vor Begierde, auf den Monte Berico zu kommen. Er iſt das Auge Vicenzas: ja er iſt für mich das Auge der Lombardei. Sanft aufſteigend geht man hinauf durch einen langen, langen bedeckten Säulengang, durch die Arkaden. Nach der Stadt zu und nach Oſten ſind ſie offen, und die Lombardei wächſt immer länger und breiter vor den Blicken, je höher man

steigt. Und wenn man ihr Ende, ihren äußersten Höhepunkt erreicht zu haben glaubt, da haben diese liebenswürdigen Arkaden nur ihr Haupt gewendet und in der nämlichen langen, langen Ausdehnung laufen sie nach Südost sich kehrend bis zur Madonna del Monte hinauf, jener Kapelle, wo die schwarzseidene Dame gestanden.

Sie sind ein zauberhafter Guckkasten, diese Arkaden. Hier erfährt man die Bedeutung des Wortes „Lombardei". Wie ein dunkelgrünes spiegelglattes Meer läuft die Ebene bis an die Tiroler Berge, und auf der andern Seite, endlos, ohne Begrenzung nach Padua hinüber, dessen Thürme wie ferne Segel schwimmen. Gleich kühnen Versen schießen hie und da die kecken Cypressen, die leuchtenden gerad in die Höhe gehenden Kirchthürme auf; einmal wie das andre, links wie rechts, und diese liebenswürdige, großartige Einförmigkeit berauscht das Auge mit einer klassischen Poesie. Und ein dunkelfarbiger romantischer Friede liegt wie ein Romanzennebel auf der weiten Ebene, die alten römischen Helme, die gothischen Lanzenspitzen, die mittelalterlichen Barettfedern, die französischen Adler, Alles das sieht man abwechselnd zwischen den fernen Cypressen auftauchen und verschwinden.

Dort oben in den Arkaden muß man römische Geschichte schreiben.

Es hat jeder Mensch einen Lichtpunkt in seinem Leben, von wo aus sich die Strahlen über die früheren und späteren Tage verbreiten, dem Einen ist's das Auge der zuerst Geliebten, dem Andern ein freier, fröhlicher Frühlingsmorgen, dem dritten ein Gedanke, welcher ihm das Weltgeheimniß aufschließt. Jene Madonna del Monte war mein Lichtpunkt Italiens — dort empfand ich bis ins innerste Herze die Schönheit Italiens.

Ich stand mit verschränkten Armen auf der Treppe jener Madonnenkapelle wie Polykrates auf seines Daches Zinnen zu Samos, und sah hinüber das flache dunkle Land entlang bis an die Berge Tirols. Die Ebene geht hügellos gleich einer glatten

Tafel bis an das Fußblatt der Berge, wie sich diese Formation schon bei Salzburg ankündigte. Feine, durchsichtige Sonnennebel flogen herab von meiner Heimat wie Geistergewänder — Geister hast du wol, o Heimat, aber keine Farben.

Die Farben sind es eben, welche wie dunkle verführerische Locken auf diesem Lande ruhen.

Die Pforten der Kapelle standen offen, durch die verhangnen Fenster fiel ein kühler, dunkelrother Tag in das marmorne Gotteshaus. Die Madonna selbst ist schamhaft wie eine deutsche Jungfrau, stets verhüllt sie sich mit einem goldenen Schleier, nur wenn der Priester das Allerheiligste zeigt, enthüllt sie ihr Antlitz auf Augenblicke. Vor ihr lag, wie damals als Palladio eintrat, ein schwarz verschleiert Frauenbild, still und regungslos, schlafend oder sterbend in Andacht.

Leise schlüpfte ich auf dem glatten Marmor hin: der Ort schien mir durch den Glauben und die Natur, welche durch seine Fensterspalten sah, so heilig, daß mir jedes Geräusch verletzend erschienen wäre.

Wenn ich zum ersten Male ein überaus schönes Mädchen sehe, so kann ich sie nur mit gedämpfter Stimme anreden. Es giebt eine gewisse Schönheit, die Stille und Schweigen erheischt.

Im Refectorium hängt ein groß Gemälde von Paul Veronese, das sieht Einen plötzlich mit rührenden Augen an. Es ist La Cena di San Gregorio. Papst Gregorius hat immer eine reiche Tafel für die Armen bereit gehalten. Einst fand sich ein sehr schöner Pilger dabei ein, und setzte sich neben den mitspeisenden Papst, und als das Mahl zu Ende war, verwandelte sich sein Teller in Gold. Da erkannte der Herr Gregorius den Herrn Christus selber, wie mich dünkt, nur etwas zu spät, aber sehr bezeichnend für einen Papst, der erst Gold sehen muß, eh' er an die Heiligkeit glaubt. Auf heilige Teller versteht er sich, aber nicht auf heilige Augen. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich die Gastfreundschaft sehe und Armenspeisung, so denke

ich immer an Muhamedaner, höchstens an die Apostel, aber an unsere guten Christen nimmer. Es mag daher kommen, daß alle die magern Kaufleute mit dürren, langen Fingern, die ich gierig und einsam ihr Mahl verschlingen sah, christliche Kaufleute waren. Aber trotz des realistischen Papstes und dieser ruchlosen Gedanken fiel das Bild wohlthuend auf mein Auge. Es füllt eine ganze Wand, und hat ein verschwenderisch reiches südliches Ansehen. In einem hohen Säulengange speisen die bärtigen Leute, Treppen führen von beiden Seiten hinauf, die bunten Diener mit den breiten Schüsseln drängen sich an einander vorüber, Kinder, Affen, Cardinäle, Hunde, Pagen sitzen durcheinander, inmitten glänzt das egoistisch-heilige Papstgesicht — es ist ein schönes Bild.

Man erzählt, Paul Veronese habe das Bild auf der Flucht gemalt. In der Nähe von Vicenza liegt nämlich die Villa des Grafen Caldogno, dort habe Paul von Verona und Fasolo Fresken gemalt, und die des Fasolo seien dem Paul so schön vorgekommen, daß er ihn an einem heitern Morgen aus Eifersucht niedergestochen habe. Darauf sei er nach der Madonna del Monte geflüchtet, und habe hier zur Beschwichtigung seines Gewissens und zur Ausfüllung seiner Zeit die berühmte Cena gemalt. Die Gewissensbisse können nicht sehr heftig gewesen sein, denn der Pinsel ist stark und kräftig, die Farben sind frisch und munter, roth und grün. Das kommt von der italienisch-katholischen Civilisation. —

Als ich wieder durch die Kapelle ging, seufzte das schwarze Frauenbild tief und laut. Der Archivarius stand in einer Ecke, beobachtete sie durch sein Glas, und machte mich aufmerksam. Sie schlug wirklich den Schleier zurück — es war Hortensia, das wunderliche Mädchen vom Gardasee. Aber wie verändert, wie tief und schwer verändert! Ein strenges, büßendes Römerinnengesicht schaute aus ascetischen Augen, und um den Mund hatte sich der bekannte griechische Tragödienzug unauslöschlich eingegraben.

Ich trat an sie heran, ein todter Blick fiel auf mich, todt, lang, kalt — dann winkte sie mir abwehrend mit der Hand. Ein kleiner Küster trat an mich heran, und bat, das Mädchen nicht zu stören, sie wolle eine Tochter Gottes werden.

Also auch in dir, du unternehmender Katholizismus, irrt man sich, wenn man dauerndes, kühnes Leben sucht. In Deutschland werden die Leute moralisch und gehen in die Betstunden, wenn sie sich vor dem Vergnügen zu fürchten anfangen, in Italien gehen sie ins Kloster. Es ist doch schrecklich, daß der Herrgott so viel Vergnügen gedeihen läßt auf der Welt, es ist nicht nur schrecklich, es ist Unrecht. —

41.

Padua.

Der Weg nach Padua wird immer deutscher, man sieht sogar hie und da eine Wiese; es stehen Weiden am Wege, italienische Pappeln, Rüstern mit ihren flüsternden Blättern, Platanen mit ihrem hellgrünen Walde, sogar die schönen italienischen Ochsen werden seltener. Solch ein Paar Ochsen, die mit altrömischer Gemüthsruhe vor einem Wagen liegen und käuen, dürfen auf einem richtigen italienischen Bilde nicht fehlen. Sie sind sehr groß und stark, haben edle, noble Ochsengesichter mit ernster, klassischer Ruhe, und ihre Hörner sind groß und kühn wie das Papstthum. Alle Ochsen, die ich dort gesehen habe, waren von weißer Farbe, und diese gab ihnen solch ein menschlich melancholisches Colorit, daß ich mir Italien gar nicht mehr denken kann, ohne seine stillen, wiederkäuenden Ochsen, die in schweigsamer Schönheit und lautlos ihre Lasten ziehen. Diese Ochsen haben auch die vielen tausend Verwundeten gezogen, welche für die Freiheit oder sonst Etwas in die Kugeln gelaufen sind. Auch die blutenden Räuber ziehen sie nach den Städten,

und wenn ihnen der Priester begegnet, so halten sie still, damit der Sterbende die letzte Oelung bekomme, ja sie knieen selbst dabei nieder — es sind liebe historische Thiere, die sich in Alles zu schicken wissen, und gleich allen Ochsen nicht ahnen, welch eine furchtbare Kraft in ihrem Zorn und ihren Hörnern ruht.

Auf dem Wege nach Padua findet man sogar eine Art von Dörfern, die wie in Deutschland hinter Bäumen liegen. Es geht der Meeresküste zu, alle Aussicht ist zu Ende, und dennoch wurden wir lebhaft daran erinnert, daß wir noch in Italien seien. Der Tag neigte sich, der Vetturin fuhr mit seinen kleinen dalmatinischen Pferden, die hier sehr gewöhnlich sind, auf der breiten Straße frisch trabend dahin, es lag Alles still und glücklich um uns her. Da wies der Vetturin mit der Peitsche auf eine weiße Wolke hin, welche nach dem adriatischen Meere zu langsam vorüberzog. Sie war klein und unbedeutend, und wir begriffen nicht, was er damit wolle. Da sahen wir plötzlich, daß die Wolke in Feuer aufging; alle deutschen Träume und Allegorien fielen mir ein. Sie schleuderte Blitze nach allen Seiten, und rückte nicht von der Stelle. So klein, so weiß-blond und so voll Feuer. „Auf dem Meere ist ein Gewitter", sagte der Kutscher, und setzte sich auf seinem Sitze fester, und schüttelte mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Weile kehrte er sich wieder um, und sagte uns leise, an unserer Straße seien so viel Bäume, und es würden häufig Wagen angefallen von Spitzbuben.

In Deutschland habe ich immer auf die gute Polizei geschimpft, hier schimpfte ich auf die schlechte. Mit welchem Vergnügen hätten wir einige preußische Gensd'armes umarmt, wenn sie uns begegnet wären. Jeder von uns verachtete laut die Furcht vor eingebildeten Gefahren, und Jeder senkte still die Hauptbörse in den Stiefel, und rüstete sich eine Theaterbörse für den Banditen. Damit selbiger auch meine Delicatesse erkenne, steckte ich einen Ducaten unter das Silbergeld; wir wurden still, und erwarteten unser Schicksal. Es ward immer dunkler, und „Padua" — „Padua" seufzten unsere Herzen.

Plötzlich hörten wir lärmende Stimmen unweit vor uns — der Vetturin seufzte den Namen eines Heiligen, und hieb in die Pferde — es schien ein Trupp von Landleuten zu sein, die aus Padua kamen.

Endlich lag eine schwarze Masse vor uns, und der Vetturin athmete tief auf. Der österreichische Corporal mit der weißen Jacke und dem gelben Wüstengesichte war uns ein höchst erfreulicher Anblick, und zum ersten Mal in meinem Leben gab ich meinen Paß mit Vergnügen ab.

Das Gewitter vom Meere hatte einen Schauer seines Zornes herübergeworfen bis aufs Land, die Straßen waren feucht, und die Regentropfen glänzten hie und da im Laternenschein. Es war ein endlos Fahren durch allerlei Straßen, und ich mußte mich immerfort besinnen, wo ich sei. Es giebt Städte, bei denen man nicht einen Augenblick vergessen kann, wohin sie gehören; wer kann durch die vornehmen Berliner, durch die ängstlich stillen Casseler, durch die wogenden Wiener Straßen fahren, ohne fortwährend Berlin, Cassel und Wien vor Augen zu haben, wer verkennt eine deutsche Reichsstadt, eine polnische Landstadt!

Aber in dies Padua konnt' ich mich nicht finden, die Doctoren von Padua rauschten mir mit ihren langen Roben im Kopfe herum, ich konnte die Vorstellung nicht los werden, daß wir in eine deutsche Universität gerathen seien. An den Häusern liefen die steinernen Lauben entlang, wie man sie in den schlesischen Gebirgsstädten sieht. Dort werden sie „Löben" genannt, und es sind Schutzdächer, welche fünf, sechs Schritte breit herüberreichen in die Straße, und lange Bogengänge bilden, wo man vor Sonne und Regen geschützt ist. Unter diesen „Löben" waren die Boutiquen geöffnet, und die Menschen liefen hin und her, wie bei den deutschen Jahrmärkten.

Dann rollte der Wagen wieder neben finstern alten Gebäuden vorüber, und die ganze mittelalterliche Gelehrsamkeit Paduas sah schwarz von ihnen herunter. Das gab der Stadt

wieder eine düstere Würde. Auf einer Piazza hielten wir vor der „Stella d'oro."

Alles in dem Hause war dunkler, kalter Marmor, der Fußboden, die Wand, der Tisch, der Fenstersims, es ward mir am Ende feierlich gelehrt zu Sinne, und ich ging mit gemessenen, ernsthaften Schritten aus, um mir die nächtliche Stadt zu besehen, unter jedem Quadersteine dacht' ich, ruht das Buch eines Doctors von Padua.

Ein glänzend erleuchtet Gebäude zog meine Blicke und Schritte an. Es kam mir vor wie ein moderner salomonischer Tempel, auf den Vorplätzen saßen Herren und Damen. Wenige Stufen führten hinauf, und da saßen wieder Herren und Damen und eine endlose Reihe von Zimmern lag vor mir, ich mochte mich rechts wenden oder links, und Alles war glänzend hell, und überall saßen Herren und Damen. Ich war wie berauscht, und griff nach der ersten Säule, ob ich träume oder wache. Die Säule war glatter, kühler Marmor — ich rannte schnell durch die Säle, überall schöne Welt, glänzendes Licht, überall Marmor, Alles Marmor.

Hat denn Tasso in Padua gelebt, ist's ein Palast aus Armidas Gärten?! — Nein, sagte der Archivarius, es ist ein Kaffeehaus, in Berlin würde man's eine Tabagie nennen. Genießen wir ein Glas Eis.

Wir setzten uns, und man brachte uns Eis. Abgerundet, abgezirkelt wie ein schlanker rosenrother Thurm stand das Glas vor mir, ich scheute mich, das Kunstwerk anzurühren. Eine volle Paduanerin saß nicht weit von mir, und sah mich forschend und lächelnd an — der gothische Barbar mochte mir aus allen Fingerspitzen gucken.

Und doch war mir Alles, doch war ich mir selbst niemals so klassisch vorgekommen, als hier mitten in diesem Marmor. Ein anständiger Mensch kann hier gar nichts Ordinäres sprechen. Die alten Griechen hatten auch wirklich viel leichter schreiben, wenn sie unter ihren klaren, schönen Hallen saßen; die Gedanken

sind wie die Kinder im Mutterleibe von den Umgebungen abhängig: die Mutter versieht sich, und das Auge versieht sich. Das Verdienst eines Deutschen ist noch einmal so groß: er sieht in seinem kleinen Landstädtchen nichts als Misthaufen und sorgenvolle Gesichter mit dem unwandelbaren Motto: „Gieb uns unser täglich Brot!" und soll schöne, fröhliche Dinge schreiben.

Wenn man aber so unter Marmor und Schönheit sitzt, dann hält man auch das ganze Schreiben für überflüssig — wenn wir befriedigt sind, brauchen wir keine Feder. Ohne Hunger giebt's keinen Schriftsteller. Es ist nur zu bedenken, daß es mancherlei Hunger giebt. —

Ich weiß es selbst nicht, wie lange ich an jenem Abende im neuen paduanischen Kaffeehause gesessen habe. Meine Reisegefährten waren fortgegangen, ich wußte nicht mehr, wann und wohin — durch die offenen Fenster drang die abgekühlte, üppige Gewitterluft, rings um mich her erblickte ich Marmor und klassische, römische Köpfe, und ein schönes Weib darunter spielte mit ihrem Shawl, mit ihren Augen und kleinen Geschichten, die sie erzählte.

Nur eine davon hab' ich behalten. Im Jahre 1812, als Napoleon noch Herr der Welt war, kam ein blutjunger französischer Volontär durch die Straßen von Padua geritten. Er hat noch keinen Bart, aber große, verliebte Augen, und als diese zwei andern verliebten Augen im ersten Stockwerk begegnen, da steigt er vom Pferde, tritt ins Haus, und ersucht die Mutter des schönen Mädchens, das er am Fenster gesehen, ihn ins Quartier zu nehmen. Die Mutter frägt nach seinem Billet. Der Franzose sagt, er habe es verloren, aber es laute zu ihr — „Madame heißen doch?" —

— Signora Carmagnola —

„Ganz recht, Signora Carmagnola; ich habe den Namen schon in Paris gekannt, der Oberst meines früheren Regiments hat uns oft erzählt, wie er im Kriege gegen die Austriaci Padua zum ersten Mal besetzt habe, damals haben die schönsten Damen

Paduas auf den Balconen gestanden und die Franzosen „willkommen" geheißen." „Damals — so erzählte, Signora, mein Oberst mit Feuer — damals habe er vor dem schönsten Mädchen Paduas seinen Degen geneigt, vor Mademoiselle Carmagnola" —

Dabei küßte der junge Franzos der Signora mit vieler Galanterie die Hand, öffnete die Thür des Zimmers, und bat sie, voranzugehen. In selbigem Zimmer befand sich das schöne Mädchen, das er am Fenster gesehen hatte, und der junge Herr versicherte der Mutter und der Tochter, daß er nie eine so frappante Aehnlichkeit gesehen habe.

Am nächsten Abende, als die Signora Carmagnola nach dem Prato della Valle spazieren ging, lag der junge Franzos vor der Mademoiselle Carmagnola auf den Knieen, und beschwor sie, ihn zu lieben. Das Mädchen verwirrte ihm mit der kleinen Hand die schwarzen Locken, und sagte, er sei noch zu jung. Da sprang der Franzos auf, holte ein Pistol, und schwor dem Mädchen mit bebender Stimme, daß er sich auf der Stelle erschießen werde, wenn sie ihn nicht liebe. Das Mädchen lachte, und beruhigte ihn, was ihr nicht so schwer wurde, da der Franzos sehr hübsch war. Er blieb ein halbes Jahr lang in Padua, und sprach nicht mehr vom Erschießen. An einem schönen Morgen aber erhielt er draußen an der Brenta auf dem Exercierplatze den Befehl, allsogleich zu marschiren. Er gewann nicht so viel Zeit, um Abschied zu nehmen, und erst vor einigen Wochen kam er zum ersten Male wieder nach Padua zurück.

Es waren also über zwanzig Jahre vergangen, und in zwanzig Jahren ändert sich viel. Er forschte umsonst an allen Orten nach der Signora Carmagnola. Niemand wußte, was aus ihr geworden sei; im Jahre 1813 sei sie aus ihrem Hause verschwunden, die Stadt habe sieben italienische Miglien im Umfange, es habe sich Niemand die Mühe gegeben, die Frau mit ihrer blassen Tochter aufzusuchen.

Der Franzos ergiebt sich in sein Schicksal, und vergißt die Angelegenheit, er war seit dem Jahre 1813 weit in der Welt

herumgekommen, und hatte Vielerlei erlebt. Geschäfte hatten ihn nach Padua geführt, Geschäfte fesselten ihn eine Zeit lang daselbst. —

Eines Tages schlendert er in der Kirche der heiligen Justina herum, betrachtet das schöne Altarblatt Paul Veronese's und die geschnitzten Chöre, an denen Riccardo Taurin zweiundzwanzig Jahre gearbeitet hat, und ist festlich gestimmt durch das hohe, einfache Gebäude — da erhebt sich an einem Seitenaltare eine Frauengestalt. Nur einen Moment sieht er die Augen, dann fällt der Schleier darüber. Aber jene Augen wecken alle Gestalten seines Herzens auf. Acht Tage lang geht er umsonst nach Santa Giustina, das Mädchen mit den wunderthätigen Augen ist nicht mehr zu sehen. Am neunten Tage, als er eben wieder in aller Frühe nach der Kirche steuert, tritt sie mit einer älteren Frau eben aus der Thür, ihr Schleier ist zurückgeschlagen — das Antlitz fällt ihm wie ein Gedicht seiner Jugend in die Seele. Er glüht und bebt, er kann sich nicht fassen — das Mädchen umarmt die ältere Frau, die nach der andern Seite von dannen geht. Jene kommt auf ihn zu, unverschleiert, schön wie ein Sonnenstrahl — berauscht von ihrem Anblick tritt er ihr entgegen, und bittet sie, seine Begleitung anzunehmen. Er bittet so heiß wie ein Wüstenwanderer, der am Verschmachten ist, um einen Trunk bittet. Das Mädchen lächelt — er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren in voller Mannesschönheit. Sie sagt ihm, ihre Mutter sei eben nach der Brenta gegangen, um nach Venezia zu fahren, sie wohne allein, und könne keinen Mann bei sich sehen. Wenn er ihr was zu sagen habe, so möge er ein Stück mit ihr gehen, nur nicht bis an ihr Haus wegen der Nachbarsleute.

Und der gewandte Franzos war so bestürzt von der Schönheit und Anmuth des Mädchens, daß er nichts zu sprechen wußte, und sie nur dringend bat, des andern Tags wieder zur heiligen Giustina zu kommen.

Am andern Tage kniete er neben ihr in einer stillen Seitenkapelle, und sein Mund floß über von dem Gesange seines Herzens. Er sagte ihr, sie sei die Heilige seiner Seele, das Geheimniß seines Lebens ruhe auf ihrem Munde, der Himmel seiner Seligkeit in ihren Augen.

Das Mädchen lächelte, und ging heim. In einiger Entfernung ging er ihr nach, und sah das Haus, in welches sie eintrat.

Als es dunkel ward, öffnete er die Thür ihres Zimmers, und warf sich zu ihren Füßen, und beschwor sie um Liebe. Das Mädchen machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sie so in Verlegenheit bringe, die Hausleute hätten ihn gewiß gesehen, und ihre Mutter könne jeden Augenblick von Venezia zurückkommen, und die habe sie immer auf das Rührendste gewarnt vor unvorsichtigen Liebschaften.

Er blieb aber ungestört zu ihren Füßen liegen, und beschwor sie immer glühender um Liebe. Endlich sagte sie ihm, daß er ein hübscher, angenehmer Mann sei, daß er aber mehr das Zutrauen weckende Wesen eines Bruders für sie habe — jetzt aber möchte er nach Hause gehen, denn die Mutter könne jeden Augenblick kommen.

In dem Augenblick ging die Thür auf — es war unterdeß sehr dunkel geworden — eine Frau, vom Regen triefend, kam bis vorn ans Fenster, wo der Franzos noch vor dem Mädchen kniete, und suchte im Dunkeln die Gestalten zu erforschen. Als sie einen Mann und die Situation zu erkennen schien, wendete sie sich zurück ins Zimmer; ihr großes feuchtes Tuch fiel zur Erde; sie ließ es liegen.

Nur dem nahen Ohr des Franzosen vernehmlich flüsterte das Mädchen die schwankenden Worte: 's ist meine Mutter — —

Die Frau stand im Hintergrunde still — Niemand regte sich im Zimmer. —

Unweit von dem Gemache, das die beiden Frauen bewohnten, lebte in einem kleinen Raume ein bejahrter Studiosus,

der ein eingezogenes, fleißiges Leben führte, und des Abends immer zu Hause war. Die Mutter des Mädchens war ihm sehr zugethan, weil er ein sanfter, verlässiger Mensch zu sein schien, und die Tochter machte es ihr oft zum Vorwurf, daß sie dem Studiosus mehr von ihrem Leben erzähle, als ihr, der leiblichen Tochter.

Dieser Studiosus trat jetzt mit einem Licht in das schwüle, schweigsame Zimmer, er habe die Signora Carmagnola nach Haus kommen hören, und wolle sich erkundigen, wie es ihr in Venezia ergangen sei. Die Signora aber nahm ihm hastig das Licht aus der Hand, und schritt zu dem fremden Mann und ihrer Tochter. Der Franzos sprang auf, als er jenen Namen hörte — sie standen einander gegenüber, die Augen wühlten einander krampfhaft in den Zügen, das Entsetzen trat immer klarer auf ihre Gesichter —

Mit tonloser Stimme fragte er nur hinweisend: „Und das ist deine Tochter?“

Die Augen drängten sich der Frau aus den Höhlen, die Lippen bebten, sie konnte nur wiederholt mit dem Haupte nicken — sie hatten sich vollständig erkannt.

In dem Momente dieser unzweifelhaften Klarheit fiel der armen Carmagnola das Licht aus der Hand und verlosch — der Franzos stürzte schaudernd nach der Thür, hinter ihm drein der Studiosus. — —

Hier hielt die Dame einen Augenblick inne, und legte ihre Hand auf die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes und ihre Finger spielten, als componirten sie das Ende der Begebenheit. Der ganze Zuhörerkreis war mäuschenstill, es war schon ziemlich spät, wie ich glaube, und die Säle waren leer geworden. Nach einer Pause sprach sie unaufgefordert weiter:

Der Studiosus scheint von allem Früheren durch die Signora völlig unterrichtet gewesen zu sein — er ist eilig hinter dem Franzosen hergelaufen; dieser aber hat nicht eher gerastet, bis er erschöpft vor Santa Giustina niedergesunken ist. Der

Studiosus hat sich neben ihn gesetzt, und ihn nach Diesem und Jenem gefragt: automatisch hat der Unglückliche geantwortet. Endlich hat der Studiosus ihm vorgestellt, daß er seinen Fehler gut machen und Signora Carmagnola die Aeltere heiraten solle, er, der Studiosus nämlich, werde in nächster Woche Advocat, habe als solcher sein Auskommen, und ersuche ihn im Voraus um die Hand seiner Tochter, die ihm sehr wol gefalle. Sie könnten dann eine Familie bilden.

Da ist der Franzos aufgesprungen, hat den Studiosus weithin geschleudert an die Erde, und ist von dannen gestürzt. Dieser aber hat sich aufgerafft, und ist ihm nachgeeilt durch alle Straßen, bis hinaus vor's Thor. Das Regenwetter, das schon Signora Carmagnola überfallen hatte, ist ein starkes, vom Meere herkommendes Gewitter gewesen. Als die Beiden draußen an der Brenta umhergeirrt sind, ist das Unwetter immer ärger geworden — nach einem heftigen Blitz und Donnerschlage hat der Studiosus den Franzosen nicht mehr gesehen.

Die Dame hielt noch einmal ein. Es war wieder Alles still, dann schloß sie plötzlich:

Ich habe vor einer halben Stunde den Studiosus gesprochen; er hatte nicht den Muth, nach Hause zu gehen, und den unglücklichen Frauen zu sagen, daß der Franzos tödtlich getroffen sei vom Himmel für sein Liebesglück und Unglück.

Die Sache ist nämlich heut Abend geschehen, und jener heftige Schlag, der um die neunte Stunde fiel, hat den Mann getroffen. —

O du schlimme weiße Wolke, flüsterte ich vor mich hin, die so unbefangen aussah, und wie zum Spaße blitzte, als wir nach Padua fuhren.

Die Gesellschaft brach auf — ich blieb allein in Gedanken sitzen. Nach einigen Minuten kam die Dame allein, eine Opernarie trällernd, zurück. Sie hatte ihren Handschuh vergessen. Ich hatte ihn in der Hand, und tändelte damit, ohne es zu wissen. Sie nahm ihn mir, und schnippte mich leise dabei an die Finger,

und lächelte. Aus meinen Gedanken heraus, sah ich sie staunend an.

„Veramente uno Tedesco!“

Si Signora!

Und sie lächelte wieder, und ging. Ich bin später allein nach Haus gegangen.

42.

Fortsetzung.

Unser französischer Cicerone schwur beim heiligen Antonio von Padua, der Prato della Valle sei das schönste Marsfeld der Welt. Bekanntlich handeln die Ciceroni mit den Merkwürdigkeiten, welche sie zeigen, und jeder Krämer lobt seine Waare.

Der Platz ist aber wirklich schön; man athmet tief auf, wenn man aus den verengten schweren paduanischen Gassen kommt. Er ist sehr groß, und wie überall läuft der Corso an den Seiten her, denn der Corso ist der Busenstreif der italischen Städte. Es ist viel Blut darauf geflossen, so still österreichisch er jetzt auch erscheint. Gegen den langen bärtigen Alarich ist hier gefochten worden, gegen den kleinen vergelbten und verschrobenen Attila, der die garstige Hunnenfaust nach einem purpurnen römischen Kaiserweibe ausstreckte, und in den italienischen Bürgerkriegen war dieser Platz ein gewöhnlicher Fechtboden. Damals hatte man weiter keine Beschäftigung, als sich gegenseitig bei Gelegenheit todt zu schlagen; man nennt diese Art die poetische Rittersitte, und bei einer solchen Gelegenheit blieben denn auch hier auf dem Prato della Valle die Venetianer Sieger auf dem Platze und zogen mit rothen Schwertern hinein in die Thore.

Inmitten dieses weiten Platzes ist eine grüne Insel, welche der Brenta-Canal absondert. Es ist eine kleine, aber erquickende Insel des Ruhmes, das Pantheon von Padua, drüben staubt

der Corso, das gewöhnliche, beschwerliche Leben, hier diesseits der Brücke grünt ein dunkelgrüner Rasen, über welchen breite Bäume ihren Schatten werfen, und in diesem Schatten stehen achtzig berühmte steinerne Männer, und warten auf Fremde, welche sie anstaunen, und im Staunen die alten Thaten erzählen, weshalb sie versteinert worden sind.

Es ist etwas vornehm Langweiliges, solch eine Statue zu sein, aus kalter Masse Jahr ein Jahr aus unbeweglich zu stehen. Ich habe schon als kleiner Bube die Statuen bedauert, weil ihnen die Zeit erschrecklich lang werden müsse. In unserm Garten stand ein verwahrloster kleiner Engel aus vaterländischem Sandstein, zu dem ging ich wenigstens immer an langen Sonntag-Nachmittagen, und erzählte ihm Geschichten, und tröstete ihn wegen des Verlustes seiner Finger. Die einsame Langeweile einer einzelnen, besonders ausgezeichneten Statue hat indeß immer noch etwas Poetisches, so Peters des Großen auf seinem Fels in Petersburg; der große Churfürst in Berlin, der unverwandt, Jahr aus Jahr ein auf einen Fleck über der schmutzigen Spree sieht, steht zu sehr inmitten des Lärms der Berliner Fischweiber, die aus einem Theater ins andere laufen — einsame Berühmtheit entschädigt wenigstens durch das Kitzeln des Despotismus. Aber wie hier in Padua mit achtzig berühmten Leuten unverwandt auf einem Flecke stehen, das ist tödtlich.

Es ist übrigens hier eine sehr gemischte Gesellschaft, ein deutsches Casino würde solche Verschiedenartigkeiten nimmer dulden. Zwischen berühmten Paduensern und Päpsten steht der Polenkönig Sobieski, ja der evangelische Landgeistliche Gustav Adolph und sein wüster General Herr Banner, der so gern die Mädchen verführte. Mit diesen beiden spricht doch gewiß keiner der übrigen ein Wort, auch wenn Herr Banner vom langen Anhören der Vorübergehenden italienisch gelernt hätte. Es sieht wirklich aus, als hätte man den beiden Herren ein raffinirtes Exil bereiten wollen. Denn angenommen, daß die Statuen in stiller Nacht lebhafte Conversation mit einander führten, wie

erschreckte Liebespaare wirklich gehört haben wollen, so ist doch der General Banner in einer bedauernswerthen Lage. Sein König predigt ohne Aufhören protestantische Moral und die Verderblichkeit des Fleisches, und Banner muß zähneklappernd all der weiß und rothen, sanften deutschen Mädchen gedenken, denen er ganz andere Dinge gepredigt hat. Armer Banner!

Die Franzosen, welche vor thatlosen Statuen keinen Respect fühlen, haben in der Jacobiner-Zeit widerwärtig auf dieser Insel gewirthschaftet. Auch die todte, steinerne Aristokratie war ihnen zuwider, und sie haben viele alte venetianische Nobili geköpft, deren abgeschmackte Physiognomien ihnen nicht behagten.

Die Paduanerinnen kennen die Statuen alle vortrefflich, die historische Wissenschaft blüht hier, die alten steinernen Gäste geben vortreffliche Merkmale zu Rendezvous, und ein Mädchen von fünfzehn Jahren würde sich schämen, eine geschichtliche Schwäche zu verrathen, wenn ihr Liebhaber von Sobieski spräche.

Nun gingen wir zur Santa Giustina. Armes Mädchen! Die Kirche war sehr schön, besonders da mich draußen auf dem Prato die Heldengluth der paduanischen Sonne gepeinigt und nach kühler Religion lüstern gemacht hatte. Die Deutschen wissen gar nicht, was Katholizismus ist! Wenn ein Sachse dieses Wort ausspricht, so denkt er dabei an den Tetzel und an den Aberglauben, und schüttelt sich vor Aufklärung, denn zum Aberglauben fehlt ihm die Phantasie — der italienische Katholizismus ist ein Landesproduct Italiens wie die Citronen und Melonen, man braucht ihn hier gegen die Witterung. Diese kühlen Kirchen preisen Gott in der Sonnenhitze vortrefflich. Dieser italienische Herrgott ist ein freundlicher, wohlthätiger alter Herr, der's seinen Kindern bequem macht — der norddeutsche protestantische Herr Zebaoth ist nur um einen Grad besserer Laune als der israelitische Jehovah. Ich habe Leute gesehen, die sich an frischen Wintertagen die Gliedmaßen erfroren in den protestantischen Kirchen — und mehr als die Gliedmaßen, wie die Fakirs, die

sich officiell gottesfürchtig malträtiren. Statt die Kirchen zu heizen — denn die Religion ergänzt die Erde — machten sie noch die Thüren auf und hielten lange Reden.

Ich lobte mir Santa Giustina, eine schöne, einfache und kühle Kirche. Da setzte ich mich auf eine Marmorstufe, und dachte in erfrischender Bequemlichkeit über den Ruhm nach. Ob's der Mühe werth ist, nach Ruhm zu jagen! Ich habe meine stillen, kartoffelgenügsamen Stunden, wie dort zu Santa Giustina, wo ich nicht mit dem Augenlide zucke, auch wenn mir's allen Ruhm der Erde brächte. Aber man sitzt freilich nicht immer zu Santa Giustina! 's ist eine feine moralische Gourmanderie, die Ruhmsucht und der Ehrgeiz — aber die Faulheit und der Egoismus nehmen wie das Ungeziefer überhand, wenn man sie ganz vernachlässigt. Der Nachruhm ist Senf nach dem Mittagsessen, wenn man keine Poesie besitzt; was ein ordinärer Bürgermeister, Minister oder Schriftsteller mit dem Nachruhm will, hab' ich nie begreifen können — der ist nur etwas für die Poeten.

Es giebt ein Stadium in jedem Menschenleben, wo man einsieht, daß all unser Wissen und Glauben, selbst die ältesten Grundsätze, ein zufälliges, künstliches Gebäude sind, das über Nacht einstürzen kann. Morgen kann den Leuten das Alles blau erscheinen, was uns heute roth ist, morgen verlieben sich die vernünftigsten Leute in veilchenblaue Gesichter und rosenrothe Augen.

In solchem Stadium hält man sich an die Poesie, man schafft. Da ist man denn wol auch im Stande, den Nachruhm unterzubringen. Wenn ein Mensch mit Ruhm bedeckt stirbt, so entsteht zum Beispiel ein neuer Stern, und die Menschen dieses Sterns erhalten eine Seele des Wohlbefindens, welche eben aus diesem Nachruhm besteht. —

Der Starost störte mich in meinem sublimen Ideengange, und sagte mir, daß wir noch in die Cathedrale gehen müßten. Wir gingen in die Cathedrale, ich setzte mich wieder auf eine

Marmorstufe, und der Staroſt trat nach einer Weile wiederum zu mir und erzählte, daß ich vor dem heiligen Petrarca säße. Er ist im Kalender schlecht bewandert und nannte den Petrarca einen Heiligen, weil er in der Kirche hing, als wenn blos Heilige gehangen würden, und in der Kirche blos Heilige hingen.

Ich fühlte einen angenehmen Hunger beim Anblick des Petrarca, so wohlgenährt, feist und behaglich sieht er aus, und so hatte ich mir ihn gedacht. In diesem Gesichte lag ein immer heiterer Appetit, eine bequeme aristokratische Sinnlichkeit, eine liebenswürdige Sinnlichkeit, aber nichts, nichts von Phantasie.

Von meinem niedrigen Sitze aus sah ich ihm so lange in die wohlgenährten Augen, bis ich herzlich lachen mußte. Gewiß, ich hatte Recht gehabt: er war eine Sonetten-Coquette, welche dick und fett wurde beim Liebesweh. Seine Neigung zur Laura störte ihn nicht im Mittagsessen, und wenn er schlaflose Sonette machte, so geschah's des Ruhms und nicht der Liebe wegen. Ich war von frühauf mißtrauisch gewesen gegen diesen Poeten: es waren immer unsere mittelmäßigen Geister, welche so viel Lärm von italienischen Sonettisten und der Quelle von Vaucluse machten, und alle die Damen, welche mit süßer, dünner Stimme so überaus den Petrarca erhoben, konnten gewöhnlich nicht lieben, sondern nur über die Liebe sprechen. Denn es ist mit der Liebe wie mit andern Dingen; wer ernstlich damit beschäftigt ist, spricht nicht viel davon. Laura und Petrarca heirateten sich blos der Sonette wegen nicht. Ich will deshalb die Meinung nicht verbreiten helfen, daß Petrarca nie geküßt habe — so sah dies hübsche, bequeme Gesicht des Paduanischen Domherrn gar nicht aus, das vor mir am Pfeiler hing.

43.

Venedig.

Zur Zeit des Petrarca trugen die Frauenzimmer breite gestickte Spitzenkleider, und wenn's in Avignon Abend wurde, oder es zog eine Regenwolke über des Papstes Haus, da sah man die schönsten Frauen mit jener bekannten schwarzen Capuze, welche mancher Maler so reizend dargestellt hat. Das Gesichtchen fiel wie ein Lichtstrahl aus der Finsterniß. Es ist damals ein sehr munteres Leben in Avignon gewesen, so lange der Gouverneur des Herrn Christus da gewohnt hat, und man erzählt charmante Abendgeschichten von den jungen Prälaten und den schönen Provençalinnen. Jene Capuze war eine theologische Erfindung, damit kein Mysterium profanirt würde.

Dieses Treiben der damaligen Zeit ging mir im Kopfe herum, ich sah die jungen Chorherren mit den langen Gewändern und den gesunden Gesichtern, ich sah die lustigen Provençalinnen mit den liebesliederlichen Augen, ich hörte die jungen provençalischen Lieder, es war gegen Abend, und mitten drunter rauschte Francesco hin, er war ein fashionabler junger Geistlicher, und spielte die Laute mit vieler Geschicklichkeit — ich fuhr wie ein Träumer aus Padua hinaus.

Die Stadt ist weitläufig wie jede akademische Gelehrsamkeit, wir fanden uns mit Mühe hinaus aus der gelehrten Padova. In der letzten Straße erzählte mir erst der Archivarius, was für Leute ich vergessen hatte in Padua. Belzoni, der Student und nachmalige Professor der Pyramiden sei hier geboren worden, Galilei sei Lector an der Universität gewesen, Ariost habe hier studirt. Ariosto! Mein Liebling Lodovico! Ich wäre gern ausgestiegen, und hätte mich nach Diesem und Jenem erkundigt, aber der Wagen fuhr zu schnell auf dem alten Pflaster. Das war ein Poet wie ich sie liebe: auf der Straße ein stolzer Mann mit

einem stolzen Schwerte, unter Räubern vornehm wie ein Gott, auf dem Rosse ein königlicher Held und daheim ein frischer Schreiber.

Ariosto war aus Reggio gebürtig, und hatte sehr viel Geschwister. Mit diesen führte er frühzeitig Komödien auf, namentlich war „Pyramus und Thisbe“ und „Der Löwe und der Mondschein“ sein Lieblingsstück — er hatte von Jugend auf den Kopf voll toller Geschichten, und alle Straßen von Ferrara, wo er aufwuchs, kannten den kleinen Lodovico. Auch ihn zwang sein Vater, Jurist zu werden; die Juristen waren damals in Italien so Mode, wie heut in Preußen die Referendarien. Und auch heut sind in Preußen die meisten Schriftsteller Referendarien.

Lodovico warf das Corpus juris bald zum Fenster hinaus, und schrieb Komödien und Gedichte, und weil er ein gewandter, feiner Weltmann war, der zu sprechen wußte, so stellte man ihn im Jahre 1503 am Hofe an. Hier hat er viel Novellen erlebt, und der schlanke Lodovico kannte alle Hofdamen, alle Corridore und kleinen Thüren. Man erzählt, daß einmal sein Onkel zu ihm gekommen sei, und ihm die unzweideutigsten Vorwürfe gemacht habe ob seines leichtsinnigen Lebenswandels, Lodovico habe am Tisch gesessen, eifrigst geschrieben, mitunter einmal den Onkel angesehen, dann wieder eifrigst geschrieben, ohne ein Wort zu reden. Der Onkel ist zu Ende, und will gehen, da bittet ihn plötzlich der Neffe, nur noch zwei Minuten fortzuschimpfen, er brauche das gerade zu einer Lustspielscene, und bis jetzt sei's ganz vortrefflich gegangen — „Bitte, lieber Onkel, schimpfen Sie noch zwei Minuten lang auf mich!“ — Im Jahre 1516 trat er eines Morgens zum Herzog Alphons von Este ins Zimmer, und gab ihm seinen gedruckten Orlando Furioso. Der Herr Herzog muß kein feiner Beobachter gewesen sein, denn er fragte ihn naiv: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?“

Aber Arioſt's Landsleute fanden mehr Geschmack an diesen Albernheiten und nannten ihn „den Göttlichen“.

Den Arioſto hätt' ich gar zu gern einmal geſehen! Wenn ich aber an die ſtillen, ſonnverbrannten Gegenden Italiens denke, ſo zieht ein tiefes Mitleid mit dem hypochondriſchen Torquato Taſſo durch mein Herz, und eine drängende Sehnſucht, mich in ſolch eine ſchweigſame Gegend zu ſetzen, und einen Roman zu ſchreiben, Torquato Taſſo. Der unglückliche blaſſe Mann iſt ein völliger Romantypus — man hat ein ſchönes Bild, wo er in einem freien Saale zu St. Onophrio ſitzt und mit ſterbendem Auge in die dunkle Landſchaft hinausſieht. Der Tod zögert nur noch eine Minute über ihm. Das iſt ein gemalter Romanſchluß, in der offenen Thür ſollte nur noch ſeine geliebte Lenore ſtehen, die vornehme liebenswürdige Frau.

Petrarca überlaſſ' ich den Philologen. —

Es war ein friſcher Nachmittag, als ich mit dieſen Gedanken auf der Chauſſée gen Venedig fortrollte. Immer deutlicher fühlten wir den feuchten Seewind von der Adria herüber. Italien ſchien verſchwunden zu ſein, durch ein ebenes Wieſenland ſchlängelt ſich die Straße, deutſche Bäume ſtehen am Wege. Man nennt den Weg die Vorſtadt von Venedig, links und rechts ſind Landhäuſer, die ſchmutzige Brenta, auf welcher die Kähne mit Paſſagieren und Lebensmitteln nach Venedig hinabgleiten, läuft neben der Straße hin, und in wenigen Stunden ſieht man links und rechts die Sümpfe, welche die Nähe jener Inſelſtadt verkündigen. Durch dieſe Sümpfe wateten einſt fliehend die cisalpiniſchen Römer, um ſich vor den hereindringenden Barbaren zu retten, ſie flüchteten auf die Inſeln, und gründeten Venedig.

Es war uns wunderlich zu Muthe: die feuchten Wieſen waren ringsum todtenſtill, das Land lag ruhig da wie eine norddeutſche Bruchgegend, und binnen wenig Minuten ſollten wir das völkerwimmelnde Venedig ſehen, jenes Venedig, das wie ein Zauberwort in allen Büchern ruht, wo ein Drittheil aller Romane ſpielt, die geſchrieben worden ſind.

„Ecco, Venecia!“ rief der Vetturin. Wir ſahen hinten am Horizont einen erhab'nen Häuſerſtrich in der Luft ſchweben

— Venedig schwamm auf dem Wasser. Ich hatt' es so oft gehört, daß Venedig mitten im Meere schwimme, ich hatte es so oft abgebildet gesehen, ich hatte mir den Eindruck noch viel großartiger gedacht, als ich ihn jetzt empfand, da wir in Fusine, dem kleinen Strandorte einfuhren. Aber ich konnte mich doch einer wunderbaren Stimmung nicht erwehren: es war gegen Abend, drüben lag die alte, vielbesungene, weißschimmernde Venezia, es kam mir Alles fabelhaft, orientalisch vor. Kleine todtenschwarze Gondeln lagen am Ufer — das waren jene schwarzen Gondeln, welche in allen Romanen herumfahren, auf welchen Othello Nachts unter Desdemona's Fenster gefahren ist, um ihr heiße, afrikanische Lieder ins Ohr zu singen. —

Hier ist der Strand, wo einst die Barbaren und später viele andere Völker thatlos, rathlos standen. Sie wollten Venedig züchtigen, und kamen herangesprengt mit blitzenden Schwertern, und konnten nicht weiter — es ist nur eine kleine Stunde bis hinüber, aber kein Feind hat diese Stunde besiegt. Ohnmächtig drohten sie hier am Strand von Fusine und Mestre, drüben auf den Balconen standen die schwarzen Nobili und lachten. Die Lagunen sind zu flach für größere Schiffe, der fette Thonboden gestattet nur den kleinen Gondeln die Ueberfahrt. Napoleon's Franzosen haben die Venetianer selbst geholt — kein Feindesfuß hat je mit Schwert und Spieß Venezia's Rost betreten. —

Ich strich mir das Haar von den Schläfen, um genauer zu sehen, aber ich strich ihn nicht hinweg, jenen fabelhaften, orientalischen Flor, der vor meinen Augen lag. Da drüben schwamm es, es existirte wirklich. Wenn solche tolle Dinge kamen, wie die Geschichte von Venedig, da glaubte ich stets in meiner Jugend, die erwachsenen Menschen hätten ein Uebereinkommen getroffen, consequente Lügen durchzusetzen — warum? wußt' ich selber nicht. Für eine solche consequente Lüge hielt ich aber namentlich die Geographie, und ich freute mich äußerst auf den Augenblick, wo ich einmal zum Thore hinauswischen und

den Königstein, Venedig, das Meer und solche unglaubliche Dinge aufsuchen könnte. Wenn ich sie dann nicht fand, wie ich bestimmt voraussetzte, dann wollt' ich zurückkommen, und vor der Schuljugend eine donnernde katilinarische Rede halten gegen die große trügerische Verschwörung der Erwachsenen. —

Jetzt war ich nun hinausgewischt, und stand beschämt am Meeresstrande: das Meer und Venedig existirten wirklich, und je länger ich hinsah, desto mehr wuchs Beides, namentlich lächelte Venezia immer stolzer.

Es hat einmal ein Dichter gesagt: „Helden erbaueten Rom, Venezia aber die Götter", mein Herr Verleger sagte aber, ich sollte mich nur nicht zu lange bei Venedig aufhalten, das sei ein abgedroschenes Thema. Ich trieb also zur Einschiffung. Hier auf diesem Strande könnten die Berliner Eckensteher ihre Studien machen: eine Elite von Banditengesichtern liegt hier umher; wenn man nicht die österreichischen Soldaten dazwischen sähe, man glaubte, unter eine Räuberbande gerathen zu sein — ringsum walddichte Backenbärte, kieferbraune Gesichter, Augen mit langen Fingern, räuberisch schnelle, unverständliche Reden.

Wir retteten für einige Münze das Gepäck aus ihren Händen, das Lösegeld ist wohlfeil wegen der Concurrenz, und setzten uns in solch eine schwarze Gondel. Diese Kähne sehen aus wie Meeressärge, die Kajüte ist auch mit schwarzem, grobem Tuche bedeckt wie ein deutscher Leichenwagen. Die Republik hat es einst so befohlen, weil man einen verschwenderischen Luxus mit den Gondeln getrieben hat — der Befehl dauert fort, obwol kein Luxus mehr zu fürchten ist. Von der schwarzen stolzen Tracht der einstigen Venetianer sind die kleinen Gondeln übrig geblieben. Die Kajüten sind höchst elegant und üppig, man fällt weich in schwellende Polster, die feinen Glasfenster können verhüllt werden — diese Kajüten waren und sind die Boudoirs der romantischen Liebesverhältnisse. Wenn die unerreichbare Patrizierin in die Messe will, besteigt sie die Gondel, und die Gondoliere sind

die diskretesten, erfahrensten Leute von der Welt, sie repräsentiren in Venedig das unverletzliche Briefgeheimniß. Sie sind die wohlgebildeten Domestiken des alten Adels von Venedig, und spielen auch im Nothfall den cavaliere servente.

Die Fiaker in Wien und die Droschken in Berlin mit ihren nationalen Führern sind nur mangelhafte Copien der Venetianer — die Gondel ist ein poetisches Supplement des häuslichen Lebens, die Hauptergänzung der Ehe.

Zu unserer Ueberraschung fanden wir eine verschleierte Dame in unserer Kajüte. Es war nichts von ihr herauszubringen, als daß sie aus Padua komme — „Carmagnola" — flüsterten wir, und der Archivarius wollte bemerkt haben, daß sie bei dem Namen zusammengeschrocken sei.

Es waren zwei Personen zu viel in der Kajüte, und ich sah deshalb zum Fenster hinaus. Die Lagunen sind von dieser Seite seicht, und es gehen lombardisch-venetianisch roth und weiß angestrichene Holzsäulen als Wegweiser des Fahrwassers durch die Fläche — — das Ganze gleicht einer regelmäßigen Ueberschwemmung. Die Stadt kam immer näher, es wurde mehr und mehr Abend, die Glocken von San Miguele, der vordersten Insel, begannen ihr Geläut, ihren mittelalterlichen Kirchengesang, das Takelwerk der Schiffe im Hafen leuchtete durch die beginnende Dämmerung, der Kahn schlüpfte weich durch das stille Lagunenwasser, die Häusermasse entwickelte ihre Gesichtszüge, zerfallende Mauern, mit Brettern verschlagene Fenster, lange Stangen mit ärmlicher Wäsche kamen zum Vorschein, die Glocken in der Stadt vereinigten ihre melancholischen, einförmigen Reime mit denen von San Miguele — es war, als führen wir in einen Begräbnißort hinein.

Venezia ist todt.

44.

Fortsetzung.

Ja, Venezia, die stolze, ist todt, ich habe ihre Leiche gesehen. —

Unsere Gondel hielt vor dem alten Palazzo Giustiniani, dem jetzigen Hôtel de l'Europe. Es ist ein stolzes, normales Nobili-Haus, in der Mitte mit dem weiten luftigen Saale zur conversazione, und durchweg steinern wie das Herz jedes echten Nobile. Das war also die erste Grabstätte: allerlei ungebeten Volk stieg aus der Gondel auf die Treppe des alten Palazzo, und sie mußte Jeden gastlich empfangen, das stolze Haus war zu einem Wirthshause gebeugt.

Ich habe später hie und da alte verwitterte Gesichter erblickt, die nicht betteln und nicht sterben können, und wenn ich fragte, so nannte man mir stolze Namen aus dem goldenen Buche. Der Kaiser von Oesterreich zahlt ihnen jetzt für ihre alten Namen täglich zwei Zwanziger, damit sie nicht Hungers sterben.

Und einst war jenes goldene Buch das stolzeste Buch in Europa, ja der Name, der darin stand, sah übermüthig auf einen Fürsten herab, noch Heinrich IV. von Frankreich sandte seine schimmernde Rüstung nach Venedig, um seinem Namen einen Platz im goldenen Buche zu erkaufen.

Venezia ist das fürchterlichste memento mori der Aristokratie und aller irdischen Herrlichkeit. —

Die muthmaßliche Carmagnola entschlüpfte uns beim Aussteigen, mein Aug' und Herz war mit der großen Ruine Venedig beschäftigt, der Archivarius sah auch gedankenvoll auf einen Fleck, und der Starost vermißte seine sämmtlichen Habseligkeiten. Das Lärmen mit dem Gondolier führte zu Nichts, er mußte zurück nach Fusine. Es ist bezeichnend, daß außerhalb

der Häuser in Venedig fast niemals gestohlen wird. Die Gelegenheit ist bei den engen Gassen, dem Maskenvergnügen auf allen Straßen während des Winters so groß, daß man von Alters her jeden Straßendieb schonungslos behandelt hat. Und so haben sich die Leute an die Tugend gewöhnt, denn auch diese ist eine Wissenschaft.

Der Staroſt fuhr fluchend wieder zurück, der Archivarius wollte sich den Marcus suchen, ich fühlte mich erschöpft und angegriffen, und ließ mich durch die steinernen Säle, über die kalten Treppen nach unsern Zimmern führen. Auch hier noch standen die großen italienischen Betten mitten in der Stube; ich war so matt, daß ich kaum Kraft hatte, mich auf eins derselben zu werfen.

Es war mir, als wollten alle die Eindrücke der Reise plötzlich an die Oberfläche, mein Kopf glühte, meine Nerven bebten, ich sah mich allein in einem großen, öden Zimmer, ein Theil der Fenster führte auf einen schmalen Canal, es war dunkel draußen, nur der unverständliche Ruf eines Gondoliers, jach herausgestoßen, unterbrach bisweilen die Todtenstille, und ich hörte hinterdrein das Wasser der Lagunen plätschern. Ich war selbst das todtkranke Venedig. Ruhesüchtig schloß ich die Augen, umsonst, die ganze Weltgeschichte galoppirte mit schweren Hufen über meinen stöhnenden Leib. Just als wär' ich Venezia — auch ihrer erbarmte sich das Meer nicht, auch Venedig ward nicht verschüttet, als seine Seele gebrochen ward, sein gemarterter Leib liegt noch heut aller Welt zur Schau. Die bezwungenen Lagunen werden immer dreister mit ihrem Schlamme, langsam, prosaisch versanden sie die Meereskönigin, und die jetzt noch stolze Bettlerin wird einst zu einer Fischerruine herabgesunken sein.

All die Gesichter meiner Reisen, Jenny, die goldene Jugendliebe aus der Sakristei, die blonde Schöne mit dem blauseidenen Halstüchlein von der Schule, die schöne, ach, die schöne Maria und noch einmal Jenny hüpften über meine Augen und

spotteten meines armen Herzens, das kein Glück, kein überwältigendes Glück finden könnte, das an kleinen Gaben verschmachtete. „Das ist eure klägliche Herrlichkeit, ihr modernen Söhne des Lord Byron" — flüsterte es in allen Winkeln des weiten, todten Gemaches — „so schnauft ihr von einer halben Freude zur andern, eure Wünsche sind unbändig, euer Herz ist unstät, nach dem Glück jagt ihr in der Welt umher, und in Venedig brechen eure Herzen, wie das eures Vaters, nach dem Himmel greift ihr, und verliert die Erde."

Das Fieber lief heiß und kalt über mich hin. O schöne, neugebärdige Zeit, wir schaffen dich mit unserem besten Blute, unsere alten Leiber vermögen den Reichthum noch nicht zu ertragen, der aus unseren neuen Seelen blüht, wir besiegeln die neue, lebensübermüthige Romantik mit unsern Qualen und unserm frühen Tode, aber einst wird das Glück gefunden werden, das wir suchen, das Glück, das die Philister in ihren Höhlen verbergen. Es existirt, und nur die Menschen sind feig.

Es war ganz finster geworden, eine Gondel rauschte unten vorbei — Lord Byron kam aus seinem Palazzo im großen Canale herüber, er trat in mein Zimmer, setzte sich an mein Bett, legte die schöne kühle Hand auf meine Stirn. O du schönes, geängstigtes Gesicht aus Alt-England, wie wohl thaten mir deine unglücklichen, unsterblichen Augen. —

Tief in der Nacht war's als ich den blonden Archivarius neben mir sah, und seine Erzählungen hörte vom wunderschönen Marcusplatze und den wunderschönen Mädchen unter den Procuratien.

Ich seufzte tief, und fragte nach dem Staroſten. Er war noch immer nicht zurück, und draußen erhebe sich ein Gewitter.

O, Venezia, du alte Schöne, was für Verwirrniß brachtest du über uns.

Am andern Tage mocht' es wieder gegen Abend sein, auf dem nächsten Dache lag eine rothe Sonne, es war wieder todtenstill in meinem Gemach, als ich von Neuem aus meinem Fieber

erwachte. So sollt' ich denn nichts sehen von dieser weltberühmten Stadt, als einen schmutzigen Canal, und hohe schwarzrothe Häuser, es erwachte eine unnennbare Sehnsucht in mir nach dem Marcus und den Procuratien. Das leere italienische Zimmer mit den altmodischen schlechten Möbeln stierte mich wie ein Kerker an. Die Italiener leben meist auf der Straße, und die Zimmer sind ihnen nur Absteigequartiere.

Da begann eine dröhnende Glocke ihr eintöniges Gesumm — das war die Vesperglocke von San Marco. Die Glocken sind die richtigste Erfindung des Christenthums, lebensfeindliche, erdenhassende, todeslechzende Instrumente — ich habe sie von Jugend auf gehaßt. Ihr Gesumm ist die persönliche Christenthums-Melancholie. So hat dieser Marcus geheult, als man auf den kalten Steinen der Riesentreppe Marino Falieri den Kopf abschlug, als die Gondel Brabantios den erdrosselten schönen Leib Desdemonas hinaustrug auf die Begräbniß-Insel.

Schwarz trat der Gedanke in meine Seele. Du mußt vielleicht auch sterben unter diesem Gewimmer des alten Marcus; denn das Fieber knisterte in meinem Gebein. — Du mußt sterben, und hast Spanien nicht gesehen, nicht den San Marco, nicht den größten Dichter unserer jungen, heidnischen Romantik. —

Alle die alten grauen Geschichten vom Dogenpalaste, von der Seufzerbrücke, den blutigen Säulen, den Bleidächern, dem unterirdischen Gefängnisse gingen in nächtlichen Mänteln an mir vorüber. — So soll einst eine schöne, überaus schöne Königin von Cypern nach Venedig gekommen sein. Sie hat zwei Augenbrauen gehabt von unvergleichlicher Schönheit und darunter zwei blauschwarze, liebesvergeistete Augen, und Lippen fein wie Blumenblätter. Auf Cypern hatte sie einen Vertrag geschlossen mit den Venetianern, der ihr viele und große Rechte garantirte, und jetzt trat sie auf die Piazetta, um die stolze Meereskönigin Venetia zu sehen, von welcher die Schiffer aller levantischen Gewässer die wunderbarsten Dinge erzählten. —

Diese überaus schöne Königin soll hineingetreten sein in den Dogenpalast, und kein menschliches Auge soll sie wieder gesehen haben. Wenn der Wind nordöstlich hinabweht nach der Levante, da wollen arme Leute in der Nähe des Dogenhauses griechische Seufzer gehört haben — aber, du lieber Gott, was sind das für Seufzer, griechische Seufzer, und was helfen die Seufzer, nicht wahr Italia austriaca!? —

Die Todten der venetianischen Republik waren auch nicht so übel dran, sie fanden ein schönes, reinliches Grab. Die steinernen Herren der Procuratien waren nur blutig, nicht schmutzig: es waren zwei nächtliche Gondoliere angestellt, welche um Mitternacht hinabstiegen in die unterirdischen Gefängnisse, in die kleinen, steinernen Höhlen, die sogenannten Pozzi, die venetianischen Brunnen. Die Gefangenen in diesen Pozzi litten nie an Langerweile: entweder es kam das Meer und besuchte sie, und ersäufte sie vielleicht, oder es kamen gewiß die mitternächtlichen Gondoliere, und luden den Unglücklichen ein, hinaus zu kommen auf den schmalen Gang, und sich zu erholen auf einer kleinen Bank. Sie liebkosten ihn, und legten ihm bei dieser Gelegenheit einen Strick um den Hals, der Strick ging durch zwei Löcher der Thür, die Thür fiel unversehens zu, sie drehten am Knebel als wollten sie den Irrthum wieder gut machen, und so ward der Mann wenigstens mit aller Schnelligkeit erdrosselt, was doch immer besser ist, als wenn man Jemand ein halbes Leben lang todt ängstigt durch Kerker und Drohung, wie's in gebildeten Staaten geschieht.

Darauf nahmen die Gondoliere den warmen Leichnam, legten ihn sogleich in ihren Kahn, rückten ihm das Antlitz aus dem Schein des Mondes, damit der seinen Schlaf nicht störe, und fuhren ihn leise unter der Seufzerbrücke hinweg, durch den Hafen, hinaus ins Meer, und sangen dabei die zärtlichsten, italienischen Canzonen, wie sie dem poetischen italienischen Volke geläufig sind. Draußen an den Murazzis, wo das hohe Meer seine langsamen hohen Wogen zu werfen beginnt, warfen sie den

kalt gewordenen Todten aus dem Kahne ins schönste Grab der Welt, und fuhren singend heim, und stiegen zu ihren Weibern in die hohen Betten.

Von jener überaus schönen Königin von Cypern und den tausend, tausend nächtlichen Besuchen weiß noch heute Niemand die Namen — am Meere verschwinden viele Menschen plötzlich, das Meer wird oft aufgeregt vom drängenden Verlangen nach Menschenleibern, denn das Meer ist eine ewige griechische Königin, ein Weib mit grünen Locken. Es fehlten oft Männer in Venedig, und es fragte Niemand, nur die nächsten Verwandten sagten einander: Sie werden wol im Meere sein, ihre Herzen waren zu heiß.

Das ist republikanisch-venetianische Poesie.

In meinem großen Zimmer war es wieder ganz finster geworden.

45.

San Marco.

Helft mir aus den engen Gassen,
Wo die Mädchen mich erdrücken,
Seht nur wie die Sterne laufen,
Wie die Häuser sich schon bücken.

Und nun kommt der Sturm vom Meere —
Ach du schwarzgelockte Kleine
Schütz mich armen blöden Deutschen,
Sprich, und wohnst du wol alleine? —
„Si Signore!“ —

Wenn man irgend kann, soll man unter freiem Himmel sterben, das ist besser.

Ich war sehr blaß, und die Augen und die Kniee bebten mir, aber ich trat aus dem Hôtel de l'Europe, und wankte nach dem Marcusplatze. Zwar wußt' ich auch den Weg nicht, und es

war Nacht, aber in Venedig darf man nur hinter den Menschen hergehen, sie gehen alle auf den Marcus, und des Nachts zahlreicher als am Tage. Wie hoch waren die Häuser, wie eng die Gassen, wenn sich zwei Liebende auf beiden Seiten aus den Fenstern legen, so können sie beinahe einander küssen, maulschelliren können einander zwei Nichtliebende ganz gewiß.

Der Himmel ist in den hohen, engen Gassen so hoch, die paar Sterne sind so weit, daß ich mich lieber unchristlich unten umsah — buona sera — giovine Tedesco — piccolo, mio piccolo! klang's von allen Fenstern, aus allen Thüren, und wie geworfene Fackeln kreuzten sich die lodernden Augen, wie süße auf Sicht zahlbare Wechsel winkten die weißen Arme — zu viel Demokratie für Venedig. Ich wollte zum ersten Male lachen, da war mir's, als zöge Hortensia vom Gardasee und der Madonna del Monte ihr blasses Gesicht zurück — „vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh!"

Allerlei südliche Früchte, allerlei Fleisch und Speise ist aufgehäuft in den engen Straßen, sie sind lauter Durchgänge zum großen Saale — da stand ich an seinem Eingange. Ja, er ist der große steinerne Saal von Venedig, der heilige Marcusplatz, so comfortable und abgeglättet ist Alles an ihm, der Kaufmannssaal der mittelalterlichen Edelleute, massiv von Reichthum, stolz von Adel.

Da war er! Es war keine Lüge, der Himmel lag ernsthaft mit dem Sternendache über ihm, die langen ernsthaften Procuratien standen steinern an der Seite hin, im Hintergrunde lag San Marco selbst wie ein alter Araber mit goldenem Barte, der ein Kreuz auf seine Mütze gesteckt hat; vor ihm flogen die drei schlanken Säulen nach den Sternen auf, die Säulen der drei Königreiche Cypern, Candien und Morea, die venetianischen Obelisken verlorner, gestorbener Königsgeschlechter. Die ganze Geschichte Venedigs steht auf dem Markusplatze geschrieben; rechts von den Königreichen steht europäisch dreist, abgesondert von der Kirche, wie überall in Italien, der Glockenthurm des

Marcus, die Campanile. Seine ehernen Zungen haben den schlanken griechischen Lateinern die venetianischen Triumphe ins Ohr geheult, als der blinde, neunzigjährige Doge Dandolo in der Nacht Byzanz erstürmte, da haben die Glocken der Campanile auf dem Marcus auch gestürmt und ganz Venezia hat christlich gebetet um neues Gold und neue griechische Mädchen.

Ich setzte mich ermattet nieder auf die marmornen Fließen des großen Saals, sein Boden ist glatt wie das Parquet eines Ballsaals. Unter den Procuratien war es tageshell, ein spiegelndes Kaffeehaus am andern, die Menschen wogten auf und nieder, als sei die Nachricht vom eroberten Byzanz eben angekommen, als sei Venezia noch lebendig. Gesang und Saitenspiel schwirrte über das Stimmengebraus, namentlich eine jener mörderischen welschen Sopranstimmen, welche die Arie aus dem Barbiere di Sevilla sang, und wie wahnsinnig „Lindoro, oh Lindoro!“ kreischte, als schrie Venetia um Hilfe. Ich habe die Inhaberin selbiger Stimme später kennen gelernt, sie war von altem venetianischem Geblüt; von kaufmännisch adeligen Sitten und ohne Vorurtheile, wenn sie Geld verdienen konnte, wie ihre Ahnen, sie war noch aus jener asiatisch-venetianischen Zeit.

Der Marcusplatz war früher der levantische Bazar Europas; hierher kam Alles zuerst aus dem Oriente, von hier aus ging Alles nach dem Oriente, auch Marco Polo, einer der frühsten Helden unserer Geographie.

Langsam ging ich hinab nach der Marcuskirche hin; ich trat leise auf, denn ich fühlte mich beschämt, ich hatte an der Echtheit dieser Dinge gezweifelt. Bei den drei Säulen öffnet sich rechts die Verlängerung der Piazza nach dem Meere hin, die Piazetta, die Vorhalle des Platzes. Hier ist der Dogenpalast, hier steht dicht an den Lagunen der geflügelte Löwe Venedigs, und der heilige Theodor, ein verschollener alter Heiliger mit schmaler Taille, hier stiegen die Helden zu Schiff, hier landeten sie, wenn sie wiederkamen, hier trat der Doge auf den Bucintoro, um die alte Mythe der Meereshochzeit zu feiern — hier ist die

Thür Venezias. Diese Piazetta hat Alles gesehen, und doch ist sie glatt und naiv wie ein junges Mädchen, und lächelt hier zum grauen Dogenpalaste hinauf, und hier zu den Fenstern des österreichischen Gouverneurs. Allerlei Blut ist auf ihr geflossen, zwischen ihren beiden Säulen ist manch edler Kopf vom Richtschwerte ins Meer geflogen, das Meer ist herausgetreten und hat mit ihr gebuhlt — ihre hellen Quadersteine haben kein Gedächtniß, sie ist ein unbeschriebenes Blatt. Drin auf dem eigentlichen Marcusplatz, in jenem steinernen, verschwiegenen Archive steht Alles. Auf der Piazetta treiben alle vorlauten Meerwinde ihr Spiel, aber links hinein ins Heiligthum der alten Stadt, ins Boudoir der Meereskönigin, in die Marcustiefe wagen sie sich nicht.

Wenn einst Venedig untergeht, so stirbt die Piazetta mit eben dem lächelnden Gleichmuthe, aber der Kampf, welchen der alte Marcus drin erhebt, wird fürchterlich sein, und man wird das Gebrüll seiner alten venetianischen Löwen über ganz Europa hören. Denn dort drin liegen auch die alten aristokratischen Löwensünden, und die Sünden haben das zäheste Leben, namentlich die aristokratischen.

Scheu schlich ich zurück um die levantischen Säulen, ich hätte es nimmer gewagt, sie anzutasten, eilig schlüpfte ich unter die Procuratien, wo die Menschen wogten; es überkam mich eine kindische Furcht vor dem alten Venedig, das unter den Marmorplatten herauskriechen könnte.

Ich war noch recht krank, und setzte mich still in das offene Kaffeehaus, um deutsche Zeitungen zu suchen.

Vor mir, den Rücken nach mir wendend, saß eine hohe venetianische Dame. Ich sah nichts als einen stolzen Nobilenacken und kühne Schultern, kühn wie ich mir die Schultern des Bucintoro denke. Und dies dreiste Fleisch war weiß, wie man es selten sieht in Italien, und erweckte mir das süßeste Heimweh, ein süßeres Heimweh, als die „Allgemeine Zeitung", die vor mir lag, und in welcher der Artikel Wien noch immer anfing

wie in meiner frühsten Jugend: „5proz. Metalliques $97\frac{1}{8}$; 4proz. Met. $88\frac{1}{2}$; Bankactien $1247\frac{1}{2}$. — Aus Constantinopel hat die Post nichts Neues gebracht“ — —

O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte dich.

Der schöne heimatliche Nacken war verschwunden, der Archivarius erschien und schalt mich, daß ich ausgegangen, und wir führten einander nach Hause. Der Weg war aber weit, weit; Gott weiß, wo wir überall noch gewesen sind.

46.

Der Dogenpalast.

Am andern Tage sah ich diese Herrlichkeiten bei freiem Sonnenscheine, und all meine Furcht war verschwunden, ich erblickte die grauen Haare, und die Runzeln der Machtlosigkeit am Dogenhause, die Seufzerbrücke, der berüchtigte Ponte dei sospiri ist vermauert, der alte Stein des ganzen Hauses, dessen Stockwerke plump über einander gethürmt sind, ist lebensmüde, die Löwenrachen sind verschwunden, nur kleine schmutzige Oeffnungen sind geblieben. Sonst warf man jene lebensgefährlichen Anklagen seiner Mitbürger in diese Rachen, welche oft das Leben des Angeklagten verwirkten, es waren die Behältnisse jenes schauerlich geheimnißvollen Ostracismus, dem so oft die fürchterliche Antwort wurde „die Republik sorgt für ihn“ — jetzt finden sich nur noch kleine, bettelhafte Verläumdungen vor.

Und was ist Venedig ohne seine Seufzer, seine Löwen und seine Schrecken! Der todte Rumpf eines Meeresungethüms, in dessen Rachen allerlei kleine Fische gefahrlos spielen.

An jenem Tage dauerte mich Venezia zum ersten Male. Es begegnet uns wol, daß wir einen reichen, übermüthigen Gecken verwünschen, der den armen Teufel mit dem Fuße von

sich stößt, daß wir im Unmuthe sogar den Wunsch ausstoßen, den gefühllosen Uebermuth selbst am Bettelstabe zu sehen. Wenn es sich aber wirklich ereignet, was in unserem Jahrhunderte der Rache gesellschaftlicher Sünden so leicht geschieht, wenn wir den gestürzten Glanz in Lumpen sehen, so jammert uns sein — und so ging mir's damals mit Venedig. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Sonntag oder einer der vielen Feiertage Italiens war, welche das Land doppelt schön machen. Kurz, es war Alles aufgeputzt, als ich nach dem Marcus ging, und auch der Marcus hatte seine Sonntagsfähnchen umhängen müssen, und hierin lag das Tragische. Auf das alte, vornehme Gesicht hatte man eine bürgerliche Sonntagsmütze gestülpt. Auf den drei levantischen Säulen flatterten die schwarz und gelben Fahnen Oesterreichs — Venezia Superba war unterjocht.

Das sind die ironischen Späße der Weltgeschichte, — dreist flatterten die Fahnen an den rothen thurmhohen Säulen.

Heut trat ich zum ersten Male in die Marcuskirche, ein Gebäude schon im neunten Jahrhunderte begonnen, und von außen und innen mit plumper Pracht besäet. Gold und Edelsteine kriechen träg an allen Wänden auf und nieder, wo man die Hand, wo man den Fuß hinstreckt, Alles ist kostbar, es ist eine drückende, echte Pracht, ohne Schönheit, und auch ohne Christenthum. Es gleicht in allen Formen mehr einer sinnlichen Moschee, es ist nichts als derber Materialismus darin, und keine einzige, nach einem Jenseits verlangende christliche Idee ist in dieser Kirche.

Hier beten seit beinahe tausend Jahren die schönen Venetianerinnen in den langen schwarzen Sammtröcken mit den offenen Aermeln, die so weich, schmeichelnd und zutraulich sind; hier beten sie für das Gedeihen ihrer Leidenschaft. Hinter dem Pfeiler steht der blutjunge, blasse Venetianer und beflügelt ihr Gebet, — das nennt man katholisches Christenthum. — Hier in der Marcuskirche haben auch die Ruffiani ihre Herberge, deren Geschmack durch den steten Anblick von Plastik und

Malerei vortrefflich gebildet ist. Ein Ruffiano ist nämlich ein Mensch, welcher den Geschmack des Fremden leitet, in Deutschland wird er sehr plump „Kuppler" genannt: der Italiener ist aber mit seiner Sünde dreister, und besitzt einen gewissen Ehrgeiz der Schönheit. Man kränkt ihn aufs Tiefste, wenn man die Schönheit seiner Dame nicht anerkennt.

Nun traten wir unsern Gang in den Dogenpalast an. Unten an der Riesentreppe steckten in alten Pulten zwei würdige italienische Physiognomien mit langen Fingern und langen Nasen. Sie sahen aus wie vergessene Volkstribunen, und sind auch wirklich welche. Ihr Geschäft ist so süß, daß man es den ernsten Mienen nimmer ansähe: sie schreiben Liebesbriefe für das junge Liebesvolk, das des Schreibens unkundig ist. Der Platz an der Riesentreppe ist merkwürdig genug dazu gewählt, — hier soll das Haupt Marino Falieri's heruntergerollt sein, und wer die Riesentreppe hinaufstieg, mußte seine Liebesgeschichten vergessen. Uebrigens ist diese Treppe nicht riesenmäßig groß, sondern hat ihren Namen von den Riesenbildsäulen, welche auf ihr stehen.

Hier hinauf geht's in alle die schauerlichen Geheimnisse der Republik, in diesem grauen Palaste liegen alle Regierungsmemoiren Venedigs; es ist mir unmöglich, nach der Reihe zu erzählen, ich war zu befangen. Ich bin die goldene Treppe hinaufgestiegen, auf welcher man die fremden Gesandten einführte, ich habe in all den Sälen gestanden, wo die feierlichen, grimmigen Dogengesichter hängen, wo der erste Doge mit der Fischermütze, wo der schwarze Schleier statt des verloren gegangenen Hauptes Marino Falieri's hängt. Der Saal reicht gerade aus bis zu dem letzten Dogen, den Napoleon pensionirte, die Zeit war erfüllt, für einen neuen Verwalter der Republik war kein Platz mehr.

Ich bin im Saal der Zehn gewesen, und obwol er leer war, schnürte er mir die Kehle zu, auf den dunkelbraunen Bänken las ich lauter Todesurtheile. Der Saal ist nicht groß, und gleicht einer heimlichen, mörderischen Familienstube. Und überall,

allüberall sind die wimmelnden Bilder Tintoretto's, dieses Foliomalers, bei dem die Menschen wohlfeil sind wie einst in Venedig. Dieser Tintoretto war ein Helfershelfer der venetianischen Richter, sie konnten nicht so viel Figuren hinrichten lassen, als er malte, lange, lange Wände sind voll von ihm. Walter Scott hat in seinen langen Romanen nicht so viel Personen genannt, als Tintoretto in seinen langweiligen Bildern gemalt hat.

Die Sonne fiel über die Lagunen herein in die großen, prächtigen Säle; ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß Venedig unter Sonnenschein regiert worden wäre; die großen, fabelhaften Seeschlachten an den Wänden gewannen bei dem heitern Lichte ein so lustiges Ansehen, als seien all die Dinge nur zum Zeitvertreib geschehen. —

Der grelle Sonnenschein in dem nächtlichen Hause trieb mich von dannen, und ich gerieth tief in die Stadt hinein — nimmer werd' ich jenes alte Dogenhaus vergessen mit seiner harmlosen Unbefangenheit, hinter welcher die Geschichte so gräßlicher Jahrhunderte grinst.

Es waren jene engen, erdrückenden Gassen Venedigs, in welche ich gerathen war, wo das Elend nackt an den Thüren steht, und bei den Wunden Christi um einen Centesimo fleht. Die nackten Weiber bieten ihren Leib, die Männer ihre Fäuste, ihre Schultern, ihr Gewissen für einen Centesimo. —

O, Moses war ein weiser Mann: es rächt sich die Sünde bis ins tausendste Glied, vom Dogenhause führte der Weg direct in den Jammer dieser Gassen.

Es ist das größte Unglück, betteln zu müssen.

47.

Lord Byron.

„Ich habe die Welt verwundet."

Das Nähere, Umständliche ist mir entfallen, aber es war wieder tiefe Nacht in Venedig, als ich in einer Gondel vor Lord Byron's Wohnung stand. Es ist immer Nacht, wenn ich an Venedig denke, und die Lichter spielen entweder auf den glatten Fliesen des Marcusplatzes, oder über die Lagunen herüber von der Piazetta, oder den langen, stolzen, öden Canale grande entlang. Ein wenig spärlich sind dort die Lichter, wenn der Mond nicht hilft, die Paläste sind, wie gesagt, meist todt, vom Rialto schimmern einige österreichische Laternen herunter in die Tiefe.

Die Gondel war festgemacht, ihr Führer lag am Ruder hingestreckt, und schlief, ich lehnte an jenen kleinen Fenstern, welche dicht über dem Wasser sind, und hinter denen der giovine Inglese oft gesessen haben soll.

Dieser Lord Byron, bei dessen Namen die tugendhaften Mütter in England heut noch erschrecken, stammte von den Rittern Wilhelms des Eroberers. Es war normännisch Blut in ihm, wie in Robert dem Teufel, und die Normänner waren viele Jahrhunderte die südlichen Teufelsgenies des Nordens. Sie haben auch die vollblütigen normännischen Pferde gezogen, die jeder Philister zu würdigen weiß. Die Irländer sagen, seine schöne, liebe Mutter sei mitunter wahnsinnig gewesen, und es ist etwas Bekanntes, daß sein Großvater Menschen todtgeschlagen, und sein Vater in tollem Strudel sein Vermögen durchgebracht hat.

Es ist eine Naturerscheinung, daß die Hauptbeweger der Menschheit seit mehreren Jahrhunderten immer auf jener stockphiliströsen Insel sich erheben, wo die Religion stets eine platte, lederne Beschränktheit und die Poesie eine gespreizte Schulfuchserei

war. Aus England ist Shakespeare und die Freiheit und Lord Byron gekommen. Lord Byron ist aber der wilde Vater jener modernen Poesie ohne Pietät, welche mit nackten Händen ans Herz greift. Er giebt den Ton zu jener poetischen Politik an, aus welcher wir noch keinen Ausgang gefunden haben, welcher sich die kaufmännische Prosa und die leeren, formellen Constituirer bemächtigt haben, und für welche wir in die Gefängnisse geworfen werden. Alle die Launen, Ungezogenheiten, Tollheiten, alle die schönen Frevel sind zu sehen an diesem wilden, schönen Lord, welche man dem modernen Dichterthume zum Vorwurfe macht. Ja, es war wirklich nach den laufenden Begriffen ein Koloß von Immoralität. Die Engländer werden es auch am Spätesten lernen, daß die großen Dichter die neue Moral machen, daß die Dichter Gottes echteste Söhne sind, daß alle Dichtkunst Religion ist, und alle Religion Dichtkunst. Die Moral ist der Lauf des Jahres: im Frühling blüht und grünt sie im Munde der Poeten, im Sommer wird sie durch die Sonnenstrahlen und warmen Lüfte unter der Menge verbreitet, im Herbste trägt sie die tugendhaften Früchte, und im Winter erstarrt sie, und wird alt: die Welt braucht immer neue Dichter.

Und mit großer Qual schaffen diese oft das Neue, das mit Geburtswehen aus ihrem Geiste bricht, und meist werden sie dafür gekreuzigt. Sie sehen in schönen, göttlichen Augenblicken das neue Weib der Welt am Horizonte vorüberfliegen, aber es wird bald wieder ordinäre Dämmerung um sie herum, sie stürzen sich schnaufend nach dem Geheimnisse der Schönheit und Harmonie, das eilig vorüberflog an ihrem Auge, sie zertreten in jacher Hast Dieses und Jenes, sie werden wirklich unmoralisch, und gebären nur die Anfänge einer neuen Klassik, aber noch keine Klassik.

Lord Byron ist durch seinen launischen Stolz zu wirklichen Unfläthereien verleitet worden. Er war im Stande, Leuten, die ihm begegneten, deren Physiognomie ihm mißfiel, und die sich nicht mit ihm schießen wollten, mit der Reitgerte ins Gesicht zu

hauen. Solche Menschen sind die quälenden Ahnungen einer reicheren Welt, so wie der Teufel nach den meisten Mythen aus dem Paradiese stammt. Sie gehören aber eben so wenig wie der Teufel in die Hände alltäglicher Menschen, denn selbige machen eben die dummen Teufel daraus.

Still und klösterlich wuchs dieser junge Normann in einem alten Klostergebäude auf, in einer jener stillen, kirchlichen englischen Provinzen zwischen dichtem grauem Nebel und sammtgrünem Rasen. Von Haus aus lahm und schwächlich, darf er draußen in der frischen Luft herumspringen, um sich zu stärken, und so verbrüdert er sich früh mit der Erde, und lauscht ihren geheimnißvollen Athemzügen. Besorglich streichelt ihm die süße Mutter das feine, interessante Gesicht, und sie entschließt sich mit Mühe, ihn auf eine lateinische Schule zu geben. Störrig gegen den Schulzwang geht er hier umher. Mit sechzehn Jahren bezieht er die Universität Cambridge, ist faul, verabscheut die Mathematik, verspottet die langweiligen Klassiker, liest englische Dichter, und macht Liebesgedichte. Sein Stubenbursche ist ein junger Bär, und als er abgeht, läßt er ihn in seinem Zimmer, damit er bei der nächsten Wahl eines Fellow als Candidat auftrete, eine Verhöhnung der akademischen Würden, welche ihm die Engländer nie vergeben haben. Aus Grimm machten sie ihm die Originalität der Bärengeschichte streitig, und publicirten eine Anekdote von Philipp, dem ausschweifenden Herzoge von Wharton. Dieser sei in Genf plötzlich seinem Hofmeister durchgegangen, und habe ihm folgendes Billet auf den Tisch gelegt: „Ich bin fort, damit es Ihnen aber nicht an Gesellschaft fehle, habe ich Ihnen meinen jungen Bären zurückgelassen, als den passendsten Gefährten, der irgendwo für Sie aufgefunden werden kann".

Mit neunzehn Jahren kommt Byron wieder nach der alten Abtei Newstead in die hohen Zimmer, unter die breiten, schattigen Bäume, und hier giebt er zuerst seine „Hours of Idleness" („Stunden des Müßiggangs") heraus, hier erfürt er sich in

einem Neufundländischen Hunde einen neuen Gefährten, hier ist er vielleicht über die Zäune gesprungen, um jenem stillen, englischen Mädchen zu begegnen und die Hand zu drücken, die wie ein sanfter Geist durch seine Jugend schreitet.

Aber bald geht der Teufel los. Im „Edinburgh Review" werden seine Gedichte auf das Raffinirteste heruntergerissen — Henry Brougham hat sich später zu der Kritik bekannt — und Byron schreibt seine berühmte Satyre „Englische Barden und schottische Kritiker", er ist ein gesporntes, normännisches Schlachtroß, er stampft und schäumt. Nun kommen die tollen Tage in Newstead, die wildesten, geistreichsten Bursche aus London, die hübschesten Actricen vom Kingstheater lärmen und schlüpfen in den Kreuzgängen Newsteads herum; mit Entsetzen sagen die Engländer: „Dieser junge Mann hat mehr Geliebte als Musen", mit Grauen erzählen sie sich's, daß er aus den Schädeln seiner Ahnen einen zu seinem Mundpocal habe machen lassen, daß er seinem neufundländischen Hunde ein Monument im Parke gesetzt, und ihm ein Epitaphium gedichtet habe, daß er die Menschen nicht brauchen könne, und der Hund sein einziger Freund gewesen sei.

Es war eine wüste Zeit zu Sanct Newstead — blaß und überdrüssig kam er von da als junger Lord ins Oberhaus, und da er keine Stellung fand, setzte er sich mit dem wilden Hobhouse zu Schiffe, und fuhr nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm durch den Bosporus, strich mit dem Homer auf den Lippen in der trojanischen Ebene umher, und ließ sich endlich still und einsam in Griechenland nieder. Hobhouse kehrte heim.

Wunderliche Welt! Jetzt ist Hobhouse englischer Kriegsminister, und tritt zurück, weil er nicht alle Forderungen seines liberalen Herzens realisiren kann, er ist bleich wie immer, aber auch betagt — der schöne Byron ist schon lange, lange todt, und hat nichts mehr von den neuen Tagen gesehen.

Damals blieb er unter den Oelbäumen in Griechenland sitzen, küßte schöne hellenische Mädchen, trank Cyperwein, und

schrieb die Pilgerfahrt seines „Childe Harold", das Gedicht seines Lebens, erzählte den „Giaur", jene bunte, türkische Geschichte, und seine rundeste, „Die Braut von Abydos", dichtete den „Corsar", den Medora liebt, das wunderbar schöne Weib, jenen Corsar Conrad, den „Mann von Einer Tugend und Tausend Verbrechen".

Dann kam er müde nach England, in das ihm lästige Vaterland zurück. Ich weiß nicht, ob er jene Gedichte schon fertig mitbrachte, aber sie erschienen bald darauf, und es folgten schnell „Lara", eine Art Supplement des Corsaren, und seine berühmte Ode an Napoleon, die ihm jene plumpen Engländer nie vergaben.

Und Byron war in jener Zeit ruhebedürftig, und Napoleon war zum ersten Male gestürzt — da trat der gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar, und wollte ein Hausvater werden, und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird ordentlich, bezahlt seine Schulden, wird solid — ach, welch ein Irrthum! Dieser Erste der modernen Elementargeister muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt seines Herzens und die Welt um sein Haus herum sind in schreiender Disharmonie, es besteht kein Frühling mit frostigen Nächten.

Diese Ehe krönt seine bürgerliche Zerrüttung, ein zippenglisches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schlossen auf sein Herz, und die englischen Philister heulen ihr Bravo. „Besonders ist es in London der Fall, — sagt ein Franzose — daß von allen thörichten Dingen die Verheiratung als die ernstlichste betrachtet wird." — Wie paßte Byron in eine englische Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaß? Sie folterten ihn mit Nadelstichen, sie hätten ihn getödtet, wenn er nicht wieder aufs Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, das er dort auf dem Verdeck sang, das ist deine unauslöschliche Anklage, du aberwitziges, prosaisch moralisches England, mit deinen Pfaffen und alten Weibern gotteslästerlicher Frömmigkeit.

Während seiner Verheiratung hat er die „Hebräischen Melodien" herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen

jenseits des Canals übelnahmen, daß er die Bibel als ein historisches Buch behandelte. Darin ist jener große Untergang von Sanherib's Heer, wie die Assyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpesteten Himmel dahinsterben. Und „Die Belagerung von Korinth" und „Die Parisina" hat er damals geschrieben.

Voll bittern Grolles, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderischen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte sein Geliebter, der wildschöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch" noch, Walter Scott schrieb Romane, Canning Satyren, Wordsworth, der melancholische, Colbridge, der kecke, und Shelley, Shelley, sein Liebling, der skeptische Held, Alle diese sammelten sich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der seine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieser Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er sich mit Rousseau und Abälard und Heloise, schreibt den „Gefangenen in Chillon" und den dritten Gesang des „Childe Harold" und „Manfred", den Sprößling Goethe's, den Stiefbruder von der ersten Hälfte des Faust.

Es ist einer der wenigen rührenden Momente in Goethe's Leben, wo seine Liebe zu diesem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus seinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byron'schen Leidenschaften war ihm bekannt, denn er ist der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut, und machte ein Liedchen draus, wenn dort zwei Welten an einander prallten. Es ist eine der weichsten Stunden im langen Leben des Geheimenraths der Poesie gewesen, als die Nachricht nach Weimar leuchte, zu Triest sei ein schwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf dessen Verdecke habe die Trauerbotschaft gelegen, daß er in Griechenland gestorben sei, der schöne Lord aus dem garstigen England. —

All seine tollen Zweifel waren im „Manfred“ an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödtliche Sehnsucht nach Kenntniß der jenseitigen Dinge, die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod schüttelt, jene menschgöttliche Sehnsucht hatte er ausgestreut in jenem Gedichte; er hatte den starren Kopf an die Felsen gestoßen, die heiße Brust an die Gletscher gelegt, und nun stieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all seinen Kräften die wirkliche schöne Welt, die uns Gott frei gegeben hat zu unseres Herzens und unseres Leibes Freude. Abgeschüttelt war im Manfred jene subtile, christliche Ueberschwänglichkeit, welche die Erde über dem leeren, unerreichbaren Himmel vergißt, der Don Juan irdischer Schönheit stieg er herunter von den Alpen.

Manfred war wol von Shelley angeregt. Auf einem Ausfluge nach Genua trifft er seines Geistes und seines Lebens unglücklichen Doppelgänger, den lieben, armen Shelley. Eine innige Freundschaft verbindet sie bald. Sie hofften einer so wenig wie der andere von der unnatürlich gearteten Welt, und Shelley hoffte auch noch weniger von Gott, und die thörichten Engländer nannten ihn deshalb einen Atheisten. Das Unglück hing wie ein Scorpion an seiner Ferse, und jagte ihn durch die Welt, er war eben so unglücklich wie Byron, nur noch unglücklicher, und darum liebten sie einander so sehr. In Oxford war Shelley relegirt worden wegen irreligiöser Gedichte, deshalb verstößt ihn sein Vater, es verläßt ihn die Geliebte, er flieht wie Byron aus England. Die englische Dummheit bedroht sogar sein Leben, und am Posthause zu Pisa fällt ihn ein moralischer Plumppudding mörderisch an, als er Shelley's Namen hört.

Er kommt wie Byron zurück, heiratet wie dieser, um nur etwas Liebes zu haben, findet wie dieser kein Glück, verläßt Weib und Vaterland wieder, und kommt nach Italien in Byron's Arme. Das Meer erbarmt sich des Verstoßenen, die Wellen bedecken sein Leben, und sie bringen dem suchenden Byron den gequälten Leib plätschernd ans Ufer. Lord Byron errichtete

einen Scheiterhaufen, um die Erdmasse des Freundes, welche so schwer auf ihm gelegen, zu verflüchtigen. Es war einer der schlimmsten Tage des Lords.

Shelley war's, der ihm zuerst den „Faust" in die Hände gab und verdeutschte. Armer Shelley! Wie viel hast du für uns gelitten! —

Italien ist Byron's zweites Vaterland, Venedig die Geburtsstadt seines Don Juan. Hier traf er seinen Freund Hobhouse wieder, hier fuhr er Nachts in den Canälen umher, und träumte von Welten und Menschen, frei wie die Schönheit und schön wie die Freiheit. Nur im Süden gedeihen die schönen Bäume, Byron wäre in jenem kühlen England vor Gram gestorben, hätte es keinen Süden gegeben, wie die Singvögel, wenn sie unsern Winter überdauern müßten. Lord Byron wäre auch nicht so unglücklich gewesen, hätte er von Jugend auf unter diesen südlichen Menschen gelebt, die von ihrem Vater her wissen, daß die Schönheit der Erde und der Weiber keine Theaterdecoration sei.

Auf diesem wunderbaren, unbefriedigten Venedig liegt Byron's Antlitz mit seinem Zauber, und seinem tödtlichen Verdruß. Wie Byron mit der Sinnlichkeit, buhlt Venezia mit dem weichen Meere — zwei schöne Sterbende, eine historische Stadt besitzt nur ein größeres Herz, und stirbt länger. Er nannte sie auch nur „die frischeste Insel seiner Träume", und hier kam ihm auch als Todeskuß der Humor, hier schrieb er seine erste humoristische Erzählung, den „Beppo", die Geschichte jenes muntern Seefahrers „Giuseppe", hier vollendete er den „Childe Harold", und ersann den genialen „Mazeppa".

Ich hatte nie etwas von Byron gelesen, meine Freunde hatten mir nur seine Schriften beschrieben, da sah ich eines Tages das Bild Mazeppa's: ein schöner, nackter Mann ist auf ein wildes Pferd geschnürt, das Pferd stürzt durch den Wald über einen schroffen Abgrund, Todesangst bricht aus seinen Augen und Nüstern, Wölfe stürzen aus allen Winkeln — auf

dem zweiten Blatte ist es todt zusammengestürzt, Mazeppa's halber Leib ist unter dem Leichname begraben, seine Augen lechzen nach dem Tode, wilde Pferde schreien und schlagen ringsumher nach dem Unglücklichen, oben flattert ein Rabe nach dem Aase lüstern. Damals sagt ich: dieser Mazeppa ist Lord Byron, der schöne Unglückliche, der in England lebt unter den Wölfen und rohen Pferden der Kosaken, und festgebunden ist auf das geängstigte Pferd einer alten, verlornen Moral. Das Bild machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, und ich habe von da an niemals einen Augenblick gezweifelt, daß der Dichter des Mazeppa voll Poesie sei. In meinen Träumen sah ich das gehetzte Pferd fliegen, sah die offenen Rachen der Wölfe, und den entsetzlichen Schmerz im Aug' und in jeder Muskel des schönen nackten Mazeppa.

Armer Lord Byron!

Seine bunte Wohnung am Canale grande war eine tragische Maske seines Geschicks. Unter Bären, Affen, Papageien und eben so scheckigen Bedienten saß er da, der feine, eitle, verführerische Form-Aristokrat, schrieb den „Marino Falieri", die „Foscari", den „Sardanapal", besang, wie früher den Tasso, jetzt auch den Dante, bedauerte lebhaft den Tod eines einzigen Engländers, des Zahnarztes Wathe, verschrieb sich Zahnpulver aus London, zerstampfte die Feder, daß er nicht so groß werden könne, wie Shakespeare, spielte mit seinen Hunden, umarmte die schönen Weiber, und schrie auf zum Himmel über die Armuth dieser Erde.

O, die Griechen wußten es wol, wie unglücklich die Titanen auf dieser Erde seien.

Gegen Abend fuhr er mit seinen Hunden ans Land, ritt seine schnellen Pferde, schoß Pistolen, und kam in der Nacht wieder, um in den Lagunen sich schaukeln zu lassen und zu träumen von Gottes Rathschlägen.

Wenn es nicht erzählt würde, ich hätte es erfunden, daß er eitel gewesen sei auf seinen schönen Kopf, eitel wie Napoleon

und jeder große Mann auf seine schöne Hand, daß er sogar beim Schwimmen Handschuhe getragen, daß er stolzer gewesen sei auf seine Person, als auf seinen Geist. Das war seiner launischen Schönheitslust nothwendig, und folgende Aeußerung zu seinem Hausarzte ist gewiß wörtlich wahr: „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach: ich habe ein Gedicht geschrieben, wovon in einem Tage zehntausend Exemplare verkauft worden sind, ich putze eine brennende Kerze auf dreißig Schritt mit der Pistole, und ich bin durch den Bosporus geschwommen". —

Hier in Venedig war's, in diesem Palaste, wo einst Thomas Moore mit ihm speiste, und wo er beim Dessert hereintrat und ihm seine Memoiren übergab. Dieser mittelmäßige Poet, dessen glatter Wortreichthum die Mittelmäßigkeit besticht, hat es gewagt, den Auftrag jenes Sterbenden zu veruntreuen, er hat die Memoiren verfälscht herausgegeben. Dies prüde Krämervolk hat die beiden ersten Poeten unserer Tage, den Napoleon und Lord Byron zu Tage gemartert, und hinterher durch seine Poeten, die Edlen Scott und Moore, verläumden lassen. Pfui über sie! Wenn das Volk nicht sonst so groß, so consistent tüchtig wäre, ich könnte es hassen ob dieser historischen Geschwüre. Dieser wohlgenährte Thomas Moore bildet sich ein, das beste Freundschaftsstückchen geübt zu haben um Byron's Ruf bei der englischen Prüderie — der Wicht weiß nicht einmal, daß er die Geschichte bestohlen hat, und daß solches eine Sünde ist gegen den heiligen Geist.

Von Venedig geht es rasch mit Byron zu Ende. Er schreibt noch den „Kain". Hier sollte der Teufel wie ein Geistlicher sprechen, aber Byron meint, es sei nicht angegangen, der Teufel müßte höflicher reden.

Seines gequälten Herzens erbarmt sich noch einmal die Liebe, die schönste seines Lebens, die innige, siegreiche Liebe zur schönen Gräfin Guiccioli in Pisa. Es war ein Weib so süß und weich wie der schönste Liebesvers aus Romeo und Julia — und diese echte, alte, moralistische Liebe, die er umsonst gesucht, dies

Ein und All des Lebens fällt noch wie eine milde Sternennacht über sein Aug und Herz. Sie beschämt sein ganzes Leben, und gießt ihm den göttlichen Tod in die Brust. Er weint wieder Thränen, die ihm seit der Kindheit gefehlt, küßt keusch ihre Augen, besteigt den Herkules, und segelt gen Griechenland, um für die Freiheit zu fallen. Und der Himmel liebte seinen Sohn, der sterbende Fechter moderner Poesie verschied bald und sanft in den Armen seines getreuen Lechter, dreiunddreißig Jahre alt. So schloß im Jahre 1823 dieses gewaltige, moderne Epos. —

48.

Il Campanile.

Es war kaum Tag geworden, da lag ich schon wieder in der Gondel, und ließ mich hinabschaukeln nach Byron's Hause. Unterwegs lockte mich indeß die schöne Kirche della Salute in ihre rothe Morgenfrühe. Sie steht in ihrem schönen einfachen Gewande, ich glaube ein kleines Spiegelbild der Peterskirche, dicht am Bassin. Die Sonne legte sich lächelnd in die rothen Vorhänge der Fenster, und es wogte ein bräutliches Dämmerlicht durch das schöne Haus. Es ist dies einer der wenigen Tempel, wo man mit Freuden an Gott denkt.

Wenn ich meine Landsleute in Deutschland recht kenne, dacht' ich damals, so wird es nicht an solchen fehlen, welche sich bekreuzigen bei deinem Namen. Ich saß wieder vor einem schönen Bilde, und es war mir, als hört ich von Norden her die besorglichen Worte: Aber was ist denn diesem Menschen heilig? O, du schönes Mädchenauge, in das ich eben blickte, und du morgenrothe Sonne antworte für mich! Das Auge Gottes ist mir heilig, und das Auge Gottes ist groß wie die Welt, und es strahlt mit jenem unendlichen Zauber in jeder kleinen Freude, in jeder poetischen Regung.

Ich war sehr andächtig in der Kirche della Salute.

„Aberst erloben Sie mich, es muß doch Alles een Maß und Ziel haben" — klang es hinter mir — „det is doch eene unmoralische Relijon mit die nackten Frauenzimmer; und Handel und Wandel leidet och natürlicherweise, wenn det Volk an soliden Wochendagen schon am frühen Morgen in de Kirchen liegt und nichts duht, und das fülle Wasser bei Venedig is doch och een Luxus, und keene Cultur natürlicherweise; denn warum? es können keene Droschken bestehn und keene jute Polizei, nur de kostspieligen Kirchengebäude nehmen det Bischen Platz noch wej, und det Volk sieht aus wie de Intriguants uf der Königsstadt."

„Te barbarum praebes" — alleweile sprechen Se wieder preußsch — antwortete eine Tenorstimme.

Süße vaterländische Klänge! Ein malcontenter Berliner Muthwilliger und ein lateinischer Sachse, welche zusammen eine Bildungsreise unternommen hatten, standen hinter mir.

Der Berliner schwitzte verdrießlich, der Sachse war sehr fidel, und erzählte mir, Neapel sei eenzig, und Rom, na Rom! —

Na, du jroßer Jott, fiel der Berliner ein, det können Sie Alles in Berlin viel commoder haben, et is eene unnatürliche Hitze, und deuer is och Alles, weil det Volk nicht nach Silberjroschen rechnet. —

Ich mußte mit ihnen fahren, Kunstwerke anzusehen, „det compenirt sich besser", sagte der Muthwillige von 1813, „und man muß die Jeschichten doch jesehn haben, wenn man eenmal dajewesen ist, man weeß denn in der Resource was zu erzählen. — —

Hierauf ging's in den großen Canal — o, wie schlug mein Herz, als die Gondel an Lord Byron's Hause vorüberrauschte. Aber der fürchterliche Berliner sprach vom Fürsten Blücher, und vom fünften oder von Gott weiß welchem Armeecorps, von den Referendars und von Wisotzky. — Das klingt Alles in Venedig wie der ordinärste Zapfenstreich neben altromantischer Musik. Ein juter Berliner aus dem Jahre Dreizehn

ist außerhalb Berlins ein Malheur; das Wetter mag noch so schön sein, er trägt seine Juchten-Stiefeln, das heißt: er spricht von den Preußen, er übersetzt erst Alles ins Preußische. Der lateinische Sachse erzählte von ihm, daß er in Neapel nur einmal vergnügt gewesen sei, als er die Lazzaronis gesehen, da habe er entzückt ausgerufen: „Jott sei Dank, hier giebt's och Eckenstehers! Schade man, daß de Cultur noch so zurück is, und se keene Nummern haben, hier könnte man die Nummer zweeunzwanzig unterbringen, die in Berlin keener mehr nimmt, seit der Nante mit Nummer zweeunzwanzig uffekommen is — 's wär' doch schade um diese ganz anjenehme Nummer, wenn sie man so brache liegen müßte".

An jenem Tage wurde ich genöthigt, fortwährend zu jenießen, wie es der Muthwillige nannte. Von Manfrinis ging's zu Pesaris, und dann in die Napoleonische Tabagie — so nannte er die Gärten, welche der Kaiser angelegt hat. Zu dem Ende ist ein ganzer Canal ausgefüllt, und man tritt mit Erstaunen auf eine breite Straße, auf einen jener kecken Kaisergedanken, die auch die Elemente wie Unterthanen behandelten, und kommt von da in Gartenanlagen.

„Was ist das jejen den Dierjarten", sagte der Berliner lächelnd, „überhaupt, dieser Napoleon! Wir hatten uns man zu lange den Spaß jefallen lassen, ick habe mir immer jewundert, daß der alte Blücher nicht früher seinen ordentlichen Baß loslegte." — —

Die Berliner Manfrinis und Pesaris sind die berühmten Paläste der Manfrini und Pesari, welche treffliche Kunstsammlungen enthalten. Ich erinnere mich aus dem Berliner Getümmel, welches dieser einzige Muthwillige machte, nur eines gefährlich schönen Weibes von Giorgione und des Ariost'schen Kopfes von Tizian. Giorgione und Tizian sind die venetianischen Dioskuren der Malerei; jener war der Meister, dieser der Schüler. Aber das blühende Fleisch Tizian's hat diesen noch berühmter werden lassen, und vor einigen Jahren kannten unsere

undankbaren Conversations-Lexica nicht einmal den Namen Giorgione. Giorgione ist aber ein sehr rühmenswerther Maler, die Sinnlichkeit seiner Köpfe ist geistreich, und seine Zeichnung ist fast überall besser als die seines Schülers.

Tiziano Vecelli überwältigt durch die Schönheit seines Materialismus, durch sein verführerisches Fleisch und Blut. Er ist einer der glücklichsten Maler gewesen, und mehr denn neunzig Jahre alt geworden, dieser Alpensohn aus dem Friaul. Zu Ferrara hat er mit Ariosto muntere Tage verlebt, als er auf seinen großen Porträtreisen auch in der Romagna einsprach, und daher stammt das schöne Bild Lodovicos. Es hat nicht leicht ein Künstler jenes romantische Zeitalter der Kunst so mit vollen Zügen genossen, wie dieser venetianische Maler Tiziano. Alle berühmten Köpfe des damaligen Europa waren ihm unterthan, er hat die ganze Historie jener Tage porträtirt. Obenan den großen Kaiser Carl, den man den Fünften nennt, und welcher der Gewaltige heißen sollte.

Er fiel mitten in jene Zeit, wo die Kunst die Religion der Bildung war, und die Venetianer verehrten seine Bilder wie Heiligthümer. Man erzählt, daß eine verarmte Familie nichts mehr besaß als den letzten Juwelenschmuck und ein Bild von Tizian, und daß sie die letzten Juwelen verkaufte, um das Bild den Nachkommen zu sichern.

Damals ist auch in Deutschland das Wort Bildung entstanden aus den Bildern.

In der prächtigen Kirche Santa Maria dei Frari ist Tizian's Grab unter einem einfachen Steine. Als er starb, beschäftigte die Pest in Venedig alle Herzen und Hände, und man konnte dem Meister in Eile nicht mehr anthun, als ihn in jene prachtvolle Kirche legen. Jetzt hat Canova ein Denkmal für ihn gearbeitet, und Europa hat's bezahlt. Canova hat zu viel kleine Postpapiergedanken gehabt, und die stolzen Pesari mit ihren kolossalen Monumenten daneben sehen stolz auf ihn herab. Eine venetianische Familie neben den Beiträgen Europas! Man muß nie

vergessen, daß der Stolz und die Liebe die größten Dinge machen. —

Es war später Nachmittag geworden, und ich fand Sinn und Auge erst wieder oben auf dem Campanile, welchen Manche Marcusthurm nennen. Der Berliner puhstete — Jott wat kostet das Vergnügen für Unannehmlichketen! — Noch eh' ich mich umsehen konnte, faßte er mich beim Arme und sprach: Apropos, eenen Moment, bevor wir uns hier zerstreuen. Ich liebe die Ordnung, und een ufjeräumtes Zimmer — wat sagen Se zu den korinthischen Pferden? Sie kennen de Siejesjöttin uf'm Brannenburjer Dohre — na, wat sajen Se — nu, habe ick nich Recht: een Berliner braucht keen Postjeld auszugeben. Die Linden, det is de Natur, de noble Natur, der Dierjarten des is de andre Natur, und das Brannenburjer Dohr, det is de Kunst — was, hab' ick nich Recht, Landsmann! Korinthisch, korinthisch! was sie damit sagen wollen, det is so eene blaue Renommage — lächerlich, höchst lächerlich mit dem Korinthisch. Des Korinthische is och in Berlin nich neuer — Jott, de Uffschneiderei, wenn's nur man keene Uffschneiderei jäbe! —

Die Glocken fingen ihr donnerndes Gebrumm an, und erlösten mich, der Wind erhob sich, die Reisemütze des Berliners flog hinab nach dem Marcusplatze und seine Verzweiflung konnte sich wegen der betäubenden Glocke über unsern Köpfen nur pantomimisch äußern.

Aber man kennt Venedig nicht, wenn man nicht auf dem Campanile war — hier ist das Register des großen Meeresbuchs. Wie Kriegesschaaren von ihrem Feinde, dem Meere gedrängt, stürzen sich die Häuser zusammen. Padua steht hinten auf, und von den andern Seiten eilt die Adria in hohen Wogen herbei. Der Wind flog wie ein übermüthiger Bube draußen im Meere umher, ich sah zum ersten Male einen Sturm. Die tollen Beschreibungen der Romantiker, welche ich immer kopfschüttelnd gelesen hatte, waren vor meinen Augen, wie die Berge wälzten sich die Wogen herein nach dem dunkeln Hafen, eine falbe Wolke

flog vor die Sonne, die Glocke donnerte unausgesetzt, meine Nerven bebten und ich schrie aus Leibeskräften, die Republik sei in Gefahr.

Kein Mensch hörte mich, unten auf dem Marcus gingen die Menschen still und friedlich spazieren.

„Det sind unanjenehme Affecte", sagte der Berliner, als er sich unten eine neue Mütze gekauft hatte. Aber trotz dem mußten wir ihm noch ins Arsenal folgen. Mit beispielloser Gefälligkeit führte uns ein österreichischer Officier umher. Man findet nirgends mitunter eine so charmante, humane Dummheit als in Oesterreich. Die Beschränktheit ist da so naiv, ja man möchte sagen, so liebenswürdig, daß man ihr nicht bös' werden kann. Die österreichische Beschränktheit ist sogar immer bereit, zu lernen und sich zu erweitern, der echte Oesterreicher ist so durchdrungen von seiner Einfalt, daß man ihr nimmer bös' werden kann. Der Preuße geberdet sich so überaus verständig, daß man ihm aus dem Wege geht, der Oesterreicher ist bescheiden, auch wenn er den in Rede stehenden Gegenstand genau kennt und weiß, der Preuße ist unverschämt auch wenn er nichts davon weiß.

So stand der Berliner neben dem österreichischen Officier, welcher uns im Arsenal herumführte. Der Officier war seit seinem sechzehnten Jahre Unterlieutenant, und das war über ein Jünglingsalter her, aber er war doch sehr zufrieden mit seiner Carrière. Ich habe mit Erstaunen diesen Mann betrachtet.

Aus dem venetianischen Arsenale wird nicht viel Tapferkeit hervorgehen, es ist ein zwar endlos großes, aber leeres unmächtiges Ding. Schrecken und Krieg macht munter, ich wurde schläfrig und langweilig unter jenen kriegerischen Umgebungen. Der kleine Bucintoro wird wie ein Aff gewiesen, und sie arbeiten hie und da an Schiffen; ich glaube aber, es wird nie eins fertig. Linienschiffe dürfen sie nicht bauen. Das Interessanteste waren mir die Waffen der letzten Romagnolen, welche unter Zucchi nach der Julius-Revolution einen Aufstand versuchten. Die neuen

Italiener stehen in dem Rufe, gut laufen zu können, und jene Vorfälle haben sie um den letzten Rest von Kriegsvertrauen gebracht. Sogar die bescheidenen Oesterreicher erlaubten sich's, witzig zu sein, als sie zu ihrer Bekämpfung auszogen, und riefen den besorgten Zurückbleibenden zu: Wir ziehen ja ins Land der Feigen! Ich wiederhole es, daß auch ich sie für eine depravirte Nation erachte, aber über die Action der Zucchianer bin ich etwas anderer Meinung geworden, als ich ihre Waffen im Arsenal zu Venedig sah, und die Erklärung des Unterlieutenants hörte.

Klein und groß lagen sie durcheinander, wie sie ihnen im Augenblick der Noth in die Hände gefallen waren. Der größte Theil war altes verrostetes Geräth, wie es in den Winkeln unserer Bodenkammern zu finden ist, und zerschlagene Vogelflinten, zerbrochene alte Haudegen und Messer erzählten mehr von einem verzweifelten Handgemenge, als voreiliger Flucht. Dieser Triumph im Arsenal sah eher darnach aus, als hätten sich die Leute mit leeren Händen geschlagen, und als sei mehr ihre Anzahl als Tapferkeit jämmerlich gewesen. Mit großer Unschuld zeigte man uns rohe, ungeschlachte Piken, welche in aller Eil zu Rimini gemacht worden waren, um das Volk zu bewehren, und fand nichts daran als soldatische Uncultur. Hinter diesen volkssouveränen Piken lag aber mehr, als ich in Italien erwartet hatte.

Zucchi ward bekanntlich auf dem Meere von einem Landsmanne gefangen, und der ungestüme Greis von sechsundsiebzig Jahren harrt jetzt auf der Festung seines Todes. Den Namen seines wackern Landsmanns hab' ich nicht aufgeschrieben.

Italien und Deutschland sind Genitivstaaten Europas, sie sind wie der Anfang eines Wortes, und ihre Revolutionen werden nur in Paris gemacht, vor den Tuilerien und in den Tuilerien. Ludwig Philipp war für die revolutionären Parteien beider Länder eine größere Niederlage, als die Treffen bei Forli und in den Straßen von Frankfurt.

Im Hafen von Venedig liegt eine österreichische Fregatte, das Wachtschiff, der italienisch-österreichische Beobachter. Er spricht alle Tage nur ein Wort, des Abends um halb Neun löst er einen donnernden Kanonenschuß, und der ganze Norden von Italien muß diese Sprache verstehen. So lange man darauf keine passende Antwort weiß, so lange wird die Ordnung von 1813 nicht gestört werden. —

Jott — sagte der Berliner, als wir auf dem Marcus ankamen — det war een lehrreicher Amüsementsdag, aber och des Verjnigen wird eenem sauer. Was duh ich mit der Jeschichte! Es is wahr, de Jeschichte is nitzlich, det sehen wer an de Jeschichte von Friedrich dem Jroßen un an de Jeschichte von de Pompadours, wo die Damens den Kuchen rinner steckten — aber de Jeschichte bleibt doch immer blos eene Jeschichte, was man so sajt, eene Wissenschaft, eene Idee — eene, nu ja, eene Idee; — sehn Se, für de Begebenheten un Ideen hier uf'm Marcus, jiebt mich, soll mir Jott strafen, keen vernünftiger Berliner etwas Warmes in'n Leib, und wenn ick daran denke, denn bin ick gleich wieder unjlücklich. Wahrhaftigen Jott, ich bin een ehrlicher Mann un een Patriot obendrin, aber des italienische Fressen ruinirt mir. Jotte, Jotte, nich eene Carbonade, eene unschuldige Carbonade können se machen ohne det jottvergessene Bohmöl, et grault mir im Magen, wenn ick man dran denke — und nun compensiren Se, Herr Landsmann, wat duh ick mit der Jeschichte? —

49.

Adria.

Ich habe mich immer umgesehen in Venedig nach den Banditen, von denen die Leute so viel geschrieben haben, aber umsonst. Die Bildung zerstört all solche interessante Classen,

die Bildung und die Polizei. Es ist in Ober-Italien auf das Strengste verboten, Waffen bei sich zu führen — es mag noch Bravos in Venedig geben, aber sie haben keine Dolche mehr.

In der Merceria hab' ich einmal einen jungen Mann gesehen in echt venetianischer Dolchwuth. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich sah jeden Augenblick aus jeder Tasche, aus jedem Finger zehn Dolche springen. Es war ein Zustand, dem ich selbst einen Ausweg wünschte, die Wuth hob den kleinen Mann vom Fußboden auf. Der Deutsche zürnt oft schnell und donnernd, aber der Italiener haßt plötzlich und lebensgefährlich.

Fast alle neueren Erfindungen der Cultur gehen dahin, die Individualität zu vernichten, nur die moderne deutsche Poesie der Prosaisten und hie und da auch die neue französische Schule sucht sie zu retten: sie coquettirt, um durchzudringen, mit der Dreistigkeit des Individuums. In Italien kann sie ihre Studien machen. Es ist der liebenswürdigste Zug der Italiener, daß sie jede Persönlichkeit gewähren lassen — der gewöhnlichste Bursch in Italien ist ein Selbst, und auf der Riva der Slavonier in Venedig findet man heut noch die trefflichsten Shakespeare'schen Gestalten. — Der Schiffer, welcher uns zum Dampfboote fuhr, besaß eine sehr fatale Individualität: er spielte mit uns das tollste Hazardspiel. Es war der äußerste Termin, die letzte Viertelstunde, um aufgenommen zu werden am Vapore. Das wußte der Gondolier vortrefflich, und mitten im Bassin legte er das Ruder hin, und erklärte, nicht weiter zu fahren, falls ihm nicht das besprochene Fährlohn doppelt ausbezahlt würde. Zugestanden. Nach einer Minute verlangte er das Dreifache, nach zwei Minuten das Vierfache. Wir konnten nichts thun, als ihn ins Meer werfen, und dann kamen wir zu spät. Er verzog keine Miene dazu, als ich über das Gondelhäuschen klettern, und die Execution beginnen wollte. Es war ein schwarzer Abend, die Lichter schimmerten unheimlich von der Piazetta und der Riva der Slavonier herüber und glitzerten gespenstisch hie und da über

das Wasser ins Banditen-Antlitz des Gondoliers. Die Machtlosigkeit gegen jene Willkür der Marcusherren war mir nie so schmerzhaft eingedrungen, als in diesem Augenblicke, wo solch ein schuftiger Fährmann Fangball mit uns spielte.

Wir versprachen ihm Alles, und als die Gondel im letzten Momente der noch erlaubten Frist an den Vapore anlegte, und der Schuft nicht mehr entrinnen konnte, da gab ich ihm den vom Haus aus bedungenen Lohn, und zog ihm für das Uebrige einen Hieb über den Buckel. Und er? — er lachte und bettelte um eine Kleinigkeit, und fuhr singend von dannen. So wunderlich sind diese Käuze.

Das Dampfboot war sehr voll, und wir fanden mit Mühe auf einigen Tauen ein Plätzchen. Es begann das Räderwerk seinen Lärm unten am Bauche des Schiffs, wo die Schaufeln vom Dampfe gedrängt schlürfend in die Wellen greifen, und immer weiter zurück flog das nächtlich flimmernde Venedig, das des Nachts aussieht, wie eine fabelhafte Lufterscheinung mit hin- und herfliegenden Sternen. Das Meer ist noch weit hinaus ruhig, und wirft nur die kleinen Hafenwellen, so groß ist der Einfluß der Murazzi. Diese Murazzi sind die kolossalste Erscheinung Venedigs, riesenhafte Steindämme, welche tief ins Meer hinein errichtet sind. Sie sollen schon zu Zeiten der Römer begonnen sein, und schützen die Stadt vor dem Eindringen des Meeres, sie sind die Garantie Venezias.

Plötzlich flog der Vapore hinab, hinauf — die Murazzis sind zu Ende, hieß es auf dem Schiffe, die eigentliche Meeresfahrt begann mit allen ihren tragikomischen Zuständen. Ich war zum ersten Male auf dem hohen Meere, wo bei friedlichster Ruhe die Wogen fortwährend geschäftig auf- und niederrollen, jene stille Schwermuth des Magens, jene lebensmörderische Sehnsucht der Seekrankheit kam denn auch alsbald über mich, indessen hatten die Meeresgötter ein Einsehen, da sie meine Bereitwilligkeit erkannten. Ich habe nie eine Tapferkeit so bewundert, als in jener Nacht die Tapferkeit der Seehelden —

man erzählt, daß Nelson immer seekrank gewesen sei. Der Mann muß eine geistige Courage besessen haben ohne Gleichen, denn es giebt keinen ähnlichen, eben so niederschlagenden, entmuthigenden Zustand des Körpers als den der Seekrankheit. Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Gesellschaft, auf dem Verdeck und in der Kajüte. So müßten sich die Alten den Orcus und den Zustand der Verdammten gedacht haben, wenn sie Humor besessen hätten. — Die entschieden Unglücklichen, zu denen ich gleich von vornherein gehörte, sind allerdings nicht komisch, aber jene Menge, die wie Tantalus zwischen Furcht und Hoffnung qualvoll schwebt. So saßen meine alten Reisegefährten, der Archivarius und Starost wie gequälte Schlachtopfer auf den Tauen, mit zusammengekrümmten Leibern, schmerzhaft dubiösen Gesichtern, gefalteten Händen, mitten in jenem entsetzlichen juste milieu der Seekrankheit. — Die Matrosen spannten die Segel auf und eine Stange riß dem Staroften die Mütze vom Haupte ins schäumende Meer, der Unglückliche sprang in die Höhe, wollte ihr nach, spottend murmelte das Meer in seiner Finsterniß, und der Nachtwind flog drohend über des Beraubten Haupt.

Wenn ich nur gewußt hätte, wer vorn im äußersten Winkel des Schiffes leiden mochte; unter einer breiten Decke bewegte sich's krampfhaft hin und her, und ein alter Matrose stand immer so theilnehmend dabei, und brachte Mancherlei herzu, und sah unter die Decke, und war gar nicht Matrose. — Diese bewegliche Decke hatte etwas Rührendes für mich. Bei all dem Jammer rings um mich her war ich neugierig. Ich stolperte indessen in die Kajüte hinab, und legte mich auf den Boden, da alle Bänke von Leidenden in Beschlag genommen waren. Solch eine Kajüte ist ein kleines Cholerahospital, die Spucknäpfe gehen herum wie Tabaksdosen. Ein volles, schön gebildetes Weib wälzte sich neben mir am Boden, sie litt unaussprechlich, hatte sich in der Angst des Herzens die Haare und den Busen

aufgerissen, und streckte die Hände flehend nach mir aus, als könnt' ich ihr helfen. Ich hatte selbst alle mögliche Charakterstärke nöthig, um nicht in die schlechten Manieren meiner Umgebung verwickelt zu werden. Das horizontale Liegen am Boden unterstützt hierbei den Anstand aufs Beste.

Es war eine recht schlechte Situation. Das sollte nun jenes gepriesene Meer sein: der Himmel, in den ich sah, war eine hölzerne Kajütendecke, das Unendliche um mich war jenes Krachen der Leiber mit dem fatalen revolutionären Tone, meine poetischen Gefühle glichen jenen unvergeßlichen Empfindungen meiner Kindheit, wenn mir zu besserer Leibesöffnung Sennesblätter eingeflößt worden waren. Ich erinnere mich nur, daß die Namen „Täuschung — Kiekebusch — Schweinigel — Schöpfung" in mir herumwirthschafteten, daß die Räder unter mir im Meere brausten, und daß ich endlich wieder aufwachte. Die Lampen brannten düster in der Kajüte, die kleine Treppe herab kroch ein grauer Tagesschein, Alles schlief ringsum mit jenen leichenartigen, schmutzigen Gesichtern, und der ganze Raum hatte auch das Ansehen jener wüsten Studentenstuben, wo man die Nacht vorher glücklich gewesen ist. Die Leute mit fünf Sinnen nennen es wenigstens so. Solche Räume sind mir Kirchhöfe der menschlichen Schönheit — ich raffte mich auf; das arme, schöne Weib lag noch neben mir, ihre aufgelösten Haare waren auf meine Hand gefallen, ihre Augen und Lippen zuckten noch, als könne sie auch der Schlaf nicht schützen.

Oben auf dem Verdeck war's noch mäuschenstill, selbst die Matrosen kauerten in den Winkeln, und schoben nur ein Augenlid in die Höhe bei meinem Geräusch. Der Wind lag tief in den Segeln, der frische, kalte Morgenwind, und fern an den grauen Himmelsrändern kletterte unsicher die Dämmerung über das Meer herauf. Zusammengerollt wie Mantelsäcke lagen der Starost und der Archivarius neben den Tauen, ein buntes Tuch ersetzte jenem die verlorne Mütze, der Berliner bildete den Hintergrund der Gruppe — es flog ein Wüstenbild durch meinen

Sinn: die Araber schlafen an das Kameel sich lehnend auf dem Wege von Damascus nach Aleppo. — —

Ich lehnte mich an den Mast, der Tag klomm immer höher, zum ersten Male trank mein Auge rings Meer, nichts als Meer, wornach es so lange gedürstet hatte von Jugend auf. So wie die Ewigkeit, ein Ding ohne Anfang und Ende, konnt' ich immer das Meer nicht für möglich halten. Und beide sind da, ich weiß es, aber ich denke nicht gern darüber nach, weil man dabei verrückt werden kann; ach wir kleinen komischen Menschen, — es ist der echte Humor Gottes, daß er uns so große Leidenschaften gegeben hat.

Mein Magen war damals noch zu sentimental, als daß ich mich hätte auf absonderliche Meeresgedanken einlassen können, obwol ich mich sehr darauf gefreut hatte. Das fühlt' ich aber: es ist wunderbar schön auf dem Meere, und wenn Einem nicht eben übel wird, so sind die Heldenthaten natürlich, die Schwingungen des Herzens sind auf der See viel weiter, weiter, gewaltiger. Alle Landpoesie ist putzig neben den Meeresgedanken.

Welch ein Stolz gleitet auf den häuserbreiten Wellen einher, und das Wasser der Adria ist wirklich blau, rein-blau, zauberhaft blau wie strotzender blauer Taffet, aus welchem die Brautkleider geschnitten werden. — O, du geheimnißvolle blaue Adria, du Römersee, wie großartig fluthetest du mir den Abschied Italiens, wie ganz gehörst du zu Italien! Auf dir ist Cäsar geschwommen und Diocletian und Lord Byron!

Bald nach der Morgensonne stiegen die illyrischen Küsten aus dem Meere. Es war ein purpurgoldener Morgen, die Poesie flog an dem fernen steilen Gestade mit leuchtenden Kleidern hin und her.

Ade, Italien, ich werde wiederkommen, du dunkles, schönes Weib, um deine nackte Brust zu küssen, und nur Hispania werd' ich mehr lieben.

An einer Bergesbucht lief Triest in die Höhe, pfeilschnell schoß der Vapore darauf los. Es war ein heißer Morgen, als

wir landeten, ich ließ meinen alten Matrosen nicht aus den Augen, er hatte fortwährend Kaffee unter jene geheimnißvolle Decke prakticirt, jetzt erst hob er sie — ein garstiges altes Weib kam zum Vorschein, deren schwarze Haare wüst über das braune Antlitz hingen. Erschreckt sprang ich ans Ufer — Triest, das war ein schlimmes Omen.

50.

Triest.

In Triest hab' ich eigentlich nichts gesehen als Steine, Geld, noch einmal Steine, Geld und Kaufleute und Wassermelonen. Das sind meine herben Erinnerungen aus dieser Stadt, der prosaischen Ueberwinderin Venedigs. Diese beiden Städte repräsentiren unsere heutigen Lebensverhältnisse: dort drüben steht der stolze Nobile mit einem magernden vornehmen Gesichte, sein Rock ist nach der vorletzten Mode, und die Farbe verschießt, hier aber neben uns steht der übermüthige Kaufmann mit dem fetter und fetter anschwellenden Gesichte, seine modernen, feinen Tuchkleider dehnen sich aus, seine Uhrgehänge quellen strotzend über den Unterleib hervor. Venedig ist die magere ägyptische Zeit, Triest die fette. Umsonst ist jenes endlich auch zum Freihafen gemacht worden, es war zu spät; die junge vom Berge herabrollende steinerne Stadt hat Besitz genommen von der Adria, die Levante steigt jetzt in Triest ans Land, man verhöhnt den venetianischen Hafen neben dem weiten, tiefen Triestiner.

Es werden nicht zehn Jahre ins Land gegangen sein, und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels sehnen, wir werden nach den vergessenen adeligen Lächerlichkeiten schmachten. Sie affectirten doch ein höheres Kriterium, sie coquettirten doch mit Poesie und nobler Gesinnung, es war

doch eine Art Anstand in der Maskerade. Die Industrie überfluthet Alles, und in Kurzem muß jeder Mensch eine Art von Kaufmann sein. Es concurrirt Alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisd'or mehr hat, ist einen Louisd'or mehr werth. Das Geld siegt vollständig — wir müssen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Cours zu erhalten.

Das ist mir Alles mit der steinernen Stadt Triest aufs Herz gefallen — ich hätte zwar noch einige andere grüne Erinnerungen aus einem stolzen glatten Hause am Hafen, ich muß mich aber erst besinnen, ob ich Alles verrathen darf. Ich kam aus dem Meere, salzgestärkt und erfrischt wie ein Seeprinz, da bewegte sich oben im zweiten Stock jene lichtgrüne Jalousie, und es flogen griechische Locken und Augen herunter — — ich werde mich besinnen.

Es giebt viel griechisches und türkisches Wesen in Triest, und das Volk redet ein so corruptes Patois, daß Einem türkisch zu Muthe wird. Zwischen italienischen Brocken wälzen sich stockfremde Sprachfiguren einher, die Gott weiß in welcher asiatischen Wüste groß geworden sind. Die ganze Stadt ist mir wie ein Jahrmarkt erschienen an der Grenze eines fremden Welttheils. Die Geschäfte werden aber alle in Gold gemacht, und die pauvren Illyrier, welche die wohlfeilen Wassermelonen ausschreien, erinnern an das Treiben bei einer Farobank, wo Einer nach verlornen Goldstücken ein Glas Zuckerwasser commandirt. Alle Häuser sind von kaltem, zweifellosem Stein, alle Straßen sind mit solchen Quadern gepflastert, es sieht Alles so trocken, aufgeräumt kaufmännisch aus, als wäre die ganze Stadt ein Waarenspeicher, und die Straßenräume seien nur eben zufällig leer. Eine tödtlich solide Kaufmannsstadt, ich habe nicht eine einzige Blume gesehen.

Ich ging in stiller Mittagshitze die langen weißen Straßen hinauf nach der Post — an jeder Ecke fühlte ich nach meinem Geldbeutel, denn Triest sieht ganz so aus, als müßte man gleich

Galeerensklave werden, wenn man seinen Geldbeutel verliert. Man spricht nicht, man zahlt blos.

Die alte Stadt mit einem illyrischen Bettelgesicht, kriecht höher nach dem Berge hinauf um das Castell her, ignorirt von den neuen steinernen Fremdlingen. Hier kauert auf einem Kirchhofe das Denkmal Winkelmanns, der in Triest gestorben ist. Bis 1833 hat man herumbetteln müssen in Deutschland, eh' es zu Stand gekommen — Triest mit seinen reichen deutschen Kaufleuten, Deutschland mit seinen reichen Verehrern von Literatur und schöner Kunst verläugnen sich nirgends. Schon Seume hat für dies Denkmal gesammelt. —

Das jetzige Triest ist das Werk des Kaisers Caroli VI. Auf der Piazza della Borsa steht sein Bild. Es hat mich erquickt, weil es das einzige Zeichen ist, daß dieser kalte Reichthum doch nicht völlig isolirt sei von aller menschlichen Geschichte. Stolz lächelt daneben die weiße Borsa, natürlich das beste Gebäude der Stadt, nach dem kleinen Kaiser hin.

Ich fühlte mich so dürr und ausgetrocknet in diesem lautlosen Reichthume, ich brauchte jenen guten alten Gott, welcher die grünen Wälder und schwatzhaften Flüsse geschaffen hat, und nirgends, nirgends war er zu sehen. In solch einer Handelsstadt müßte man von vornherein ein Spitzbube werden, um die Prosa auszubeuten, und etwas unberechenbare Poesie zu erzeugen. Ich ging nicht, ich stürzte hinaus nach dem Meere, und in den weichen Armen der Adria fühlt' ich erst wieder, daß ich noch in derselben alten Schöpfung Gottes sei, wo es Gefühle und Freuden giebt. — —

Es war tiefinsterer Abend, als ich im Eilwagen am steilen Gebirge hinauffuhr, woran Triest sich lehnt. Ich war nicht mehr begleitet vom Starost und Archivarius, erst in Wien wollten wir uns wieder treffen, es saßen drei Menschen mit mir im Wagen, von denen ich keinen Begriff hatte, ich hatte noch keinen Zipfel von ihnen gesehen, und sie regten sich auch nicht.

Der Wagen fuhr langsam, weil es steil aufwärts ging, und ich legte mich bequem ins Thürfenster, um in frischer Abendluft zu träumen von den wunderlichen Dingen auf dieser Erde, wie ich wiederum über ein Gebirg führe, um das Glück dahinter zu suchen, nach welchem ich ausgefahren von Jäschkowitz im Lande Schlesien. Ach, es waren auch noch immer nicht die Pyrenäen, es waren unbekannte illyrische Berge, und man hatte mir sogar erzählt, zwischen diesen Gebirgen bis Laibach hinunter wimmle es von illyrischen Räubern. Sie saßen am Ende schon bei mir im Wagen und ließen mir nur noch ein wenig Muße zum Schwärmen in der schönen Nachtluft. Gott weiß, was sie für eine Sprache redeten, und auf welche Weise man ihnen einige menschliche Vorstellungen machen könnte.

Es war so heilig räuberisch still auf der hohen illyrischen Gebirgsstraße, ich war wirklich todeseinsam, und dachte an meine Mutter, die immer fürchtete, es würde was Besonderes aus mir werden. Wenn man mich hier todtschlug und in eine Schlucht warf, so erfuhr sie nie, was aus mir geworden sei, und das beunruhigte mich — da öffnete sich ein wunderbares Schauspiel meinen Blicken: Weit, weit unten in der schwarzen Nacht sprangen tausend Lichter in die Höhe, und plötzlich erschien ein dichter compacter Feuerschein, als thue sich die Geisterwelt da unten auf. Neugierig kam auch der Mond dazu, und da sah ich's auf einmal, da erkannt ich's an seinen im blassen Licht zitternden Wellenspitzen, das dunkle in der Nacht ruhende adriatische Meer. Es ist eine alte Sage von den Liebschaften des Mondes mit den Meereswellen; sie mochten nicht glauben, daß ihnen da hoch oben Jemand zusehen könnte, ich hab' sie belauscht und weiß Dinge zu erzählen, Dinge, die manchem stillen, meerestiefen Mädchen den Schlaf stören könnten.

„Schaun's, do is Triest noch 'mol, und Leichtthurm und die ganze Geschicht", rief mein vis-à-vis.

Dadurch erfuhr ich zugleich, daß ich ruhig schlafen könnte, denn einen Spitzbuben mit österreichischem Dialekte weiß ich

mir nicht zu denken. Ich erfuhr auch noch mehr von Triest: da unten, wo einsame Lichter brannten, seitwärts von der Stadt, wohnte jetzt noch ein Weib von jenem berühmten Geschlechte der Pelopiden aus Corsica, eine Schwester des seligen Kaisers Napoleon, jene Carolina, die Gemalin Murat's, des berühmten Reitergenerals, welcher auch König von Neapel war. Es ist bekannt genug, daß jener romantische Reiter, dessen Straußfedern wir bei Dresden und Leipzig gesehen haben, einen unhistorischen Tod fand: er ward privatim erschossen. Seine Frau, des Kaisers Schwester, stützte sich auf Oesterreich, und lebte zuerst in der Nähe von Wien. Das ward aber nicht lange geduldet und sie mußte nach Venedig gehen. Und auch von hier vertrieb man sie wieder; jetzt besitzt sie die Villa Marzo in der Nähe von Triest, man nennt sie in ihren Zirkeln Majesté, man spricht mit ihr von ihrem Bruder — auf der illyrischen Küste klingen die Dinge fabelhaft, wie ein Shakespeare'sches Lustspiel — eine Schwester Napoleon's! Das ist doch wirklich was Besonderes, der beste Adel in Europa, da 's eine Schwester ist. Denn Napoleon's Bruder zu sein ist unbequem — —

Da war ich nun tief in Gedanken über das Unglück dieser Pelopiden; das Haus des Tantalus ist verwüstet bis auf den Letzten: der Kaiser stirbt jenseits des Aequators an einer langweiligen Krankheit, an der schon sein Vater gestorben ist, sein schöner schlanker Sohn mit der schmalen lotharingischen Brust des Hauses Oesterreich stirbt unnapoleonisch an der Schwindsucht, seine Brüder sterben an der Vergessenheit, seine Schwestern sterben an dem kleinen, einsamen Privatleben, sein Weib gebiert Kind auf Kind, nachdem sie einen Napoleon geboren, sein Schwager Murat, den nie eine Kugel traf, fällt unter ordinären Delinquentenkugeln, und seine alte Mutter mit dem gespenstischen Namen Lätitia kann nicht sterben, sie sitzt zusammengekauert da wie Hekuba im verbrannten Palaste von Ilium. —

Die Lichter wurden immer kleiner, der Leuchtthurm mit dem Meere verschwand, es verschwand auch Triest. Es war mir

mit dieser Stadt wie mit einer Theaterdecoration gegangen: in der Nähe hatten mich die plumpen groben Striche angewidert, und in der Entfernung war mir der Reiz gekommen. Handelsstädte und große Gelehrte muß man nur aus der Ferne ansehen, in der Nähe stören der Schmutz und die Tintenflecke.

51.

Von Triest nach Wien.

Zwei wienerische Wesen saßen mit mir im Postwagen, es war ein Männlein und ein Fräulein, wie Moses ungalant sagt. Das Männlein war ein reicher Bäckermeister aus Wien, jung von Jahren, glatt und schön von Antlitz, gesund wie ein Krebs. Er saß den ganzen Tag still und rauchte so lange bis er was zu essen hatte, und aß so lange bis er wieder rauchte. Dieser Mann strotzte vor Wohlbefinden, und war viel zu schwer für eine Eilpost. Seine Schwester war eine complete Schönheit, wie man sie auf vielen berühmten Heiligenbildern sieht — nicht die kleinste Störung fand sich an der ganzen Person, Alles war schön und regelmäßig und ohne Leidenschaft. Man konnte darauf schwören, es sei eine aufgenudelte Heilige, welche den Mund blos zum Essen und Beten, und die großen himmelblauen Augen nur zum Schlafen hatte. Sie war ein Typus jener langweiligen Heiligenbilder, die nur zum Ansehen auf der Welt sind, und nur zu Bildsäulen und Ehefrauen taugen, nicht aber zu Gemälden.

So groß ist aber die Macht der bloßen Formenschöne, daß ich dies leblose Mädchen siebenzig Meilen lang immer mit Vergnügen angesehen habe. Sie sprach nur zuweilen, wenn sie gefragt wurde Ja oder Nein, ihr Bruder sagte auf der Tour von Triest nach Wien nur dreimal: „'s regnet holt wieder", einige Befehle in den Wirthshäusern abgerechnet, die er den Kellnern gab. Der dritte Begleiter, ein alter Gouverneur irgend einer

dalmatischen Festung, unterhielt sich immer des Vormittags eine Stunde mit mir, während der übrigen Zeit schlief er. Täglich behauptete er des Morgens, eine sehr große Aehnlichkeit mit Napoleon zu haben, „sehr eine fotole Aehnlichkeit", pflegte er zu sagen. Man habe ihn schon einmal deshalb absetzen wollen. Die Aehnlichkeit bestand darin, daß er nicht groß war, schlecht Schach spielte, und seit vierzig Jahren an einem unersättlichen Magenkrebse litt. Eigentlich war er ein sehr gebildeter Mann, er hatte sich nur mit ganz andern Dingen beschäftigt, als die gewöhnlichen Leute von Bildung. So erkundigte er sich bei mir, ob ich ihm nicht Aufschluß über den „Harz" geben könne, und was man sich eigentlich darunter zu denken habe. Ursprünglich hielt er ihn für einen großen Berg in Curland, wußte aber nicht gewiß, ob er noch existire. Seine zweite Erkundigung ging nach dem Herrn Marquis von Lafayette; von diesem Herrn Marquis habe er sprechen hören, so lange er lebe, und er habe nie etwas „G'wisses über ihn zu seiner Wissenschoft mochen können". — „Es muß sehr ein sonderborer Mensch sein".

Aber er hatte viele hundert Male bei der Frau Generalin Neiperg gespeist, die einst die Gattin Napoleon's war, und den König von Rom geboren hat, und viel tausend Male beim Kaiser Franz, die fatale Aehnlichkeit mit Napoleon war ihm nur immer im Wege gewesen. Den Napoleon nannte er immer einen unruhigen Mann, den jetzigen Gemal der Marie Louise aber stets einen „feinen Cavalier".

Neiperg soll wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann sein, obwol er kränklich und, wenn ich mich recht erinnere, lahm oder gelähmt ist.

Ich werde mich immer eines Abends in Cilli erinnern, weil er diese Gegend aufs Beste charakterisirt. Wir saßen beim Nachtessen in einem reinlichen, behaglichen Wirthshause, einige Notabilitäten der Stadt reihten sich um den Gouverneur, und hofirten ihm auf das Unterthänigste, das Gespräch kam auf Carl X. und die Berry, welche sich in Steiermark niederlassen

würden, und die ganze Gesellschaft zerbrach sich den Kopf darüber, warum der König von Frankreich sich so lange außer Landes aufhalte, ja sich gar außer Landes niederlassen wolle. Pause. Eine Gerichtsperson aus Cilli würde sich erlauben, es Unrecht zu finden, wenn man so etwas über hohe Personen sagen dürfte; es sei eigentlich richtiger, wenn der König in seinem Lande bliebe. Da erhebt sich unten am Ende der Tafel ein kleiner Cillicier, und murmelt ziemlich unverständlich, daß er dieser Sache schon lange nachspüre, und es müßte da irgend was vorgefallen sein. Der König von Frankreich hätte Unannehmlichkeiten gehabt, und da sei er verdrießlich geworden, und eine Zeit lang außer Landes gegangen, die Regierung hätte unterdessen ein Verwandter übernommen —

Diese Meinung wurde aber mit allgemeinem Unwillen verworfen, und der Redner wurde einer naseweisen Zeitungsleserei beschuldigt. Der Gouverneur sagte: „Solche G'schichten gehn uns nix an", der Bäckermeister trat ins Zimmer, und sprach: „'s regnet holt wieder".

Wir brachen auf. Die Cillicier wünschten dem alten Gouverneur alles mögliche Glück zu seiner großen Carrière, und empfahlen sich ihm namentlich, einer nach dem andern, der Gouverneur aber sprach: „Schon recht, schon recht, wann ie nur nich die unong'nehme Aehnlichkeit hätt'". — —

Durch das Murthal in Steiermark ging's immer weiter und weiter. Ich las, die schöne Heilige schwieg, der Bäckermeister rauchte, der Gouverneur schlief. Man spricht sehr viel von der schönen Steiermark: ich sah nur eine gewöhnliche halb gebirgige Gegend, die ewige Wiederholung einer halb reifen Natur. Aber es gedeiht hier ein schöner Menschenschlag, namentlich in Graz. Dort im Theater hab' ich jene Clauren'schen Mädchen gefunden, welche mit all den kleinen materiellen Schönheiten mit Grübchen und Rosen und allem sonstigen Detail versehen sind. Und Graz ist wirklich der Ort, wo man das Vergißmeinnicht noch einmal lesen könnte, die Romantik ist noch in

arger, plumper Kindheit, und die Mädchen sind curios verführerisch.

Wir flogen mit der goldenen Sonne durch die stillen Waldberge. Ich bemerke hierbei, daß die Lobpreisungen der steirischen Natur mehr die Alpen Obersteiermarks angehen mögen, wohin die besseren Wiener ihre Sommerausflüge machen.

Gegen Abend ging es fortwährend bergauf, wir waren am Fuß des Sömmering, auf dessen Gipfel das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich beginnt. Dort steht ein steinerner Obelisk, ein einsames Wirthshaus und dunkles Nadelholz, und von hier fällt der Weg steil ab durch dunkle Thalschlünde in die österreichische Fläche hinunter. Es war dunkler Abend geworden, und einzelne Lichter blinkten hie und da aus den schwarzen Tiefen. Einst sind hier die französischen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau. Jetzt war mir's in der schweigsamen Abendruhe, als säßen unten in den verborgenen Schluchten des Sömmering, von wo die schüchternen Lichtlein heraufblitzten, jene künstlichen alten Deutschen, die nach dem Freiheitskriege in Deutschland zum Vorschein kamen, als hörte ich wieder jene mystischen, dunkelkräftigen Vaterlandslieder Follen's, Schenkendorf's und Theodor Körner's, wie wir sie zu Passendorf bei Halle gesungen hatten, als spräche mich wieder jener bärtige Bruder Studio in Lauchstädt um eine Pfeife Tabak an, als sei wieder jener fabelhaft deutsche Kaiser der Mittelpunkt unseres Lebens. Ich gab ihm damals die Pfeife Tabak unter der Bedingung, daß er meinem Candidaten, dem Könige von Preußen, seine Stimme ertheile — er winkt mit den Augen, drückt mir die Hand und schweigt und stopft. Ich hatte Deutschland ein schönes Opfer gebracht, und war zufrieden; es war abgemacht, und ich schrieb's meiner Geliebten. Wo war sie hin, jene in Begeisterung gepferchte Jugend? Mit welchen andern Gedanken fuhr ich den Sömmering hinunter? Und in den Herzen meiner Begleiter war weder von jenen verstorbenen Ideen, noch von den neuen

eine Ahnung. Wunderliche Welt! Und ich selbst dachte mir's gespensterhaft, wenn sich da unten in kleinen Hütten die alten Deutschthümler ihre langen Haare mit den Fingern kämmten, die struppigen Bärte streichelten, mit alten Morgensternen das Kaminfeuer schürten, oder im Nibelungenbuche lasen, und zuweilen hinaushorchten in die todte Nacht, ob des alten Odin's Geschrei über Deutschland halle, und zum Aufbruch mahne.

Da war es plötzlich, als bewegten sich die Lichter, und wahrlich, sie kommen näher und näher das Thal herauf, es befiel mich eine Angst, als bräche die Völkerwanderung herein — es waren aber brennende Laternen, die langsam den Berg heraufführen, und auf den offenen kleinen Wagen saßen gefangene Polen mit verwilderten Schnurrbärten, die nach Triest und von da nach Amerika gefahren wurden. Drinnen in unserm Wagen bekreuzigte man sich vor diesen Bösewichtern, die gleichgültig aus ihren kurzen Pfeifen rauchten. Weiter unten auf dem letzten Wagen sangen sie ein altes polnisches Nationallied, das fremd und wunderlich in die Tannenzweige des Sömmering flatterte. Unheimlich blitzten die Bayonette der österreichischen Soldaten, welche neben den Gefangenen saßen.

Rasch und unempfindlich rollte der Postwagen vorüber wie ein Jahrhundert neben dem andern. Als ich mitten in der Nacht erwachte, waren wir im flachen Lande, und hinter mir hörte ich den Bäckermeister zum dritten Mal sprechen: „'s regnet holt wieder".

Zum zweiten Male weckte mich die Morgenfrühe auf der Spinnerin am Kreuz, vor meinem Blicke lag ein glänzender Häuserseе, und der Postillon knallte, der Conducteur sagte mit befriedigendem Lächeln: „Schaun's, Euer Gnoden, dos is Wi=en".

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.